

Comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin),
Hartmut Elsenhans (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig),
Marc Frey (Bremen), Eckhardt Fuchs (Braunschweig),
Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell (Leipzig),
Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig),
Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Global and European Studies Institute
Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D-04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230
Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61
E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de
Internet: www.uni-leipzig.de/comparativ/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €.
Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonne-
ment im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/comparativ/>

Wissenschaftlicher Beirat

Gareth Austin (London), Carlo Marco Belfanti (Brescia), Jerry Bentley (Honolulu), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris / Berlin), Michael Geyer (Chicago), Giovanni Gozzini (Siena), Regina Grafe (Evanston / Chicago), Margarete Grandner (Wien), Michael Harbsmeier (Roskilde), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill), Hartmut Kaelble (Berlin), Markéta Křížová (Prag), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Barbara Lüthi (Köln), Attila Melegh (Budapest), Alexey Miller (Moskau), Patrick O'Brien (London), Diego Olstein (Jerusalem), Juan Carmona Pidal (Madrid), Horst Pietschmann (Hamburg), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Peer Vries (Wien), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel./ Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Konsum und politische Kommunikation

**Herausgegeben von
Kirsten Bönker und Vera Caroline Simon**



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von
Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 21, H. 3. Konsum und politische Kommunikation – 2011

Konsum und politische Kommunikation. Hrsg. von Kirsten Bönker und Vera
Caroline Simon – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2011

(Comparativ; Jg. 21, H. 3)

ISBN 978-3-86583-594-9

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2011

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 21 (2011) 3

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-86583-594-9

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

- Kirsten Bönker/Vera Caroline Simon*
Konsum und politische Kommunikation: Grenzverschiebungen des Politischen seit der Frühen Neuzeit 7
- Thomas Riechmann*
Möglichkeitsräume und Sagbarkeitsgrenzen – Konsum als politisches Motiv in Reiseberichten des 16. Jahrhunderts 17
- Anne-Katrin Ebert*
Konsumenten als nationale Systembauer: Deutsche und niederländische Radfahrerverbände im Vergleich, 1900–1940 32
- Claudius Torp*
Die politische Repräsentation der Konsumenten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges 49
- Iselin Theien*
Planung und Partizipation in den regulierten Konsumgesellschaften Schwedens und Norwegens zwischen 1930 und 1960 67
- Isabelle de Keghel*
Konsum im Blick. Visualisierungsstrategien in sowjetischen und ostdeutschen Printmedien (1953–1964) 79
- Ulrike Thoms*
Der dicke Körper und sein Konsum im Visier von Wissenschaft und Politik in der DDR und der BRD 97

Buchbesprechungen

- Bob Reinalda: Routledge History of International Organizations. From 1815 to the Present Day, London 2009
Isabella Löhr 114

<p>Davide Scruzzi: Eine Stadt denkt sich die Welt. Wahrnehmung geographischer Räume und Globalisierung in Venedig von 1490 bis um 1600, Berlin 2010 <i>Stefano Saracino</i></p>	116
<p>Aarón Grageda Bustamante: Schwert und Feder. Die Chronisten Seiner Majestät des König von Kastilien und die rechtlichen Auswirkungen der Geschichtsschreibung der Neuen Welt im 16. Jahrhundert, Saarbrücken 2010 <i>Christian Haußner</i></p>	122
<p>Peter Jehle: Zivile Helden. Theaterverhältnisse und kulturelle Hegemonie in der französischen und spanischen Aufklärung (= Berliner Beiträge zur Kritischen Theorie, Bd. 11/ Argument Sonderband Neue Folge AS 306), Hamburg 2010 <i>Antje Dietze</i></p>	125
<p>Helmut Schmidt/ Fritz Stern: Unser Jahrhundert. Ein Gespräch, München 2010 <i>Helmut Goerlich</i></p>	129
<p>Jörg Roesler: Kompakte Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas vom 18. bis 21. Jahrhundert, Leipzig 2009 <i>Markus-Michael Müller</i></p>	131
<p>John Gerard Ruggie: Embedding Global Markets. An Enduring Challenge, Aldershot 2008 <i>Hartmut Elsenhans</i></p>	134
<p>Karl Peter Fritzsche: Menschenrechte. Eine Einführung mit Dokumenten, Stuttgart 2009 <i>Ole Engel</i></p>	138
<p>Autorinnen und Autoren</p>	141

Konsum und politische Kommunikation: Grenzverschiebungen des Politischen seit der Frühen Neuzeit

Kirsten Bönker / Vera Caroline Simon

1. Konsum und politische Kommunikation

Ziel des Heftes ist es, Konsum als Gegenstand und Mittel politischer Kommunikation zu untersuchen und dadurch Grenzziehungen und -verschiebungen zwischen den gesellschaftlichen Handlungsfeldern des Konsums und des Politischen in Ost- und Westeuropa seit der Frühen Neuzeit vergleichend zu beleuchten. Die hier zusammengestellten Beiträge setzen einen umfassenden Konsumbegriff voraus. Dieser bezieht den Verbrauch an Lebensmitteln und Waren aller Art ebenso ein, wie die Freizeitgestaltung, die Nutzung kommunaler Leistungen z. B. im Bereich Wohnen, Infrastruktur und Gesundheit oder die Inanspruchnahme öffentlicher Transferleistungen. Damit werden Quantität und Qualität der Konsumangebote zu relativen, historisier- und dekonstruierbaren Größen, die nicht auf „Konsumgesellschaften“ westlich-neuzeitlicher Provenienz festgelegt sind.¹ Zugleich rücken kulturelle Aneignungen, Konsumpraktiken der Akteure sowie kommunikative Aushandlungsprozesse in den Blick.

1 Vgl. mit Blick auf staatssozialistische Gesellschaften S. Merl, Konsum in der Sowjetunion: Element der Systemstabilisierung?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 9 (2007), S. 519-536, hier S. 520; I. Merkel, Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 24-28.

Von Interesse ist hier interpersonale und besonders medial vermittelte Kommunikation über Konsum. Damit werden schriftliche und bildliche Kommunikationsweisen betrachtet, welche BürgerInnen, politische Systeme und gesellschaftliche Ordnungen in Beziehung setzten. Diese sozio-kulturellen Aushandlungen um Versorgungsregime sind kaum von der seit der Frühen Neuzeit entstehenden massenmedialen Öffentlichkeit zu trennen.² Wie die folgenden Beiträge zeigen, partizipierte an diesen Aushandlungen ein wachsendes (Konsumenten-)Publikum, da sich nicht nur das Konsumangebot, sondern auch die Kommunikationsmedien von Reiseberichten und Briefen bis hin zu Massenmedien diversifizierten. Konsum wurde in verschiedenen Teilöffentlichkeiten und im Privaten thematisiert: Experten, wie Ärzte, Ernährungs- und Hauswirtschaftswissenschaftler oder Küchendesigner, schrieben sich ebenso in öffentliche Debatten ein, wie Parteipolitiker, Verbands- oder Genossenschaftsvertreter und private Endverbraucher. Gerade die Briefe, die in autoritären und vordemokratischen Regimen ein verbreitetes Kommunikationsmittel zwischen Bevölkerung und herrschenden Eliten darstellten, um Konsumenteninteressen zu verlautbaren, zeigen, wie Konsumfragen im Privaten reflektiert wurden, von hier aus in die öffentlichen Debatten hinein wirkten und zu einem Thema politischer Kommunikation wurden.

In der historischen und soziologischen Konsumforschung wird Konsum seit einiger Zeit nicht mehr „als Alternative zu bewusstem politischen Verhalten“³ verstanden. Vielmehr ist der Zusammenhang von „Konsum“ und „Politik“ dort zu einer zentralen Frage geworden.⁴ Trotz dieser Neuorientierung mangelt es jedoch in der derzeitigen Debatte weitgehend an konkreten Definitionskriterien, um deren Grenzziehungen und Verflechtungen zu beschreiben. Zwar werden verschiedene Unterscheidungen innerhalb des vorausgesetzten Geflechts von Konsum und Politik getroffen und beispielsweise zwischen politischem Konsum, consumerism und Verbraucherpolitik differenziert.⁵ Wann, wie und unter welchen Umständen es überhaupt zu Interdependenzen von „Konsum“ und „Politik“ kommt, wann bestimmte Thematisierungen von Konsum, wann Konsumpraktiken oder die Konsumenten als politisch zu bezeichnen sind, bleibt jedoch in historischer Perspektive zumeist ungeklärt. Daher rücken die folgenden Beiträge die Grenz-

2 Zum Begriff der Öffentlichkeit und der Rolle der Massenmedien vgl. J. Requate, Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse, in: GG 25 (1999), S. 5-32.

3 M. Prinz, Bürgerrecht Konsum, in: Afs 44 (2004), S. 678-690, hier S. 680.

4 Vgl. nur M. Prinz, Bürgerrecht Konsum (Anm. 3); M. Dauntton/M. Hilton (Hg.), *The Politics of Consumption. Material Culture and Citizenship in Europe and America*, Oxford u. a. 2001; K. Soper/F. Trentmann, *Citizenship and Consumption*, Basingstoke/New York 2011; J. Lamla/S. Neckel (Hg.), *Politisierter Konsum – konsumierte Politik*, Wiesbaden 2006; R. Gries, *Produkte & Politik: Zur Kultur- und Politikgeschichte der Produktkommunikation*, Wien 2006; C. Torp, *Konsum und Politik in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M./New York 2011; K. Kroen, *Der Aufstieg des Kundenbürgers? Eine politische Allegorie für unsere Zeit*, in: M. Prinz (Hg.), *Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne*, Paderborn 2003, sowie das von M.-E. Chessel und F. Cochoy herausgegebene Themenheft „Marché et politique. Autour de la consommation engagée“ der Zeitschrift *Sciences de la société* 62 (2004).

5 J. Lamla, *Politisierter Konsum – konsumierte Politik. Kritikmuster und Engagementformen im kulturellen Kapitalismus*, in: ders./S. Neckel (Hg.), *Politisierter Konsum – konsumierte Politik*, Wiesbaden 2006, S. 9-73, hier S. 12-16.

verschiebungen selbst in den Mittelpunkt und fragen, wie wann und unter welchen Bedingungen Konsum politisiert, depolitisiert und entpolitisiert wurde und wie sich dadurch der politische Raum veränderte. Ein konstruktivistischer Politikbegriff erlaubt die Vorannahme, dass historisch variierend unterschiedliche Themen zu Teilen des politischen Raumes werden konnten, und dass diese thematischen Grenzziehungen selbst wichtige Bestandteile der politischen Kommunikation waren.

Dieser Ansatz rückt „das Politische“ anstelle der „Politik“ in den Fokus der Betrachtung und erlaubt eine über institutionelles Entscheidungshandeln hinausgehende Betrachtung von Praktiken und Diskursen als politische Phänomene. Sie werden als politisch betrachtet, wenn die mit ihnen verbundene Kommunikation breitenwirksam, nachhaltig oder verbindlich war oder als solche wahrgenommen wurde. Außerdem musste die Kommunikation überindividuelle Bezüge aufweisen und Machtverhältnisse bzw. Regeln des Zusammenlebens thematisieren.⁶ Als „Politisierung“ rücken hier die Strategien der Akteure in den Blick, Themen entsprechend zu formulieren. Politisierungsversuche mussten keinesfalls immer erfolgreich oder zielgerichtet verlaufen. Sie konnten ebenso scheitern oder passiv erlitten werden. Strategien hingegen, die die politische Brisanz aus einem Thema oder einer Debatte zu nehmen versuchen, sind als „Depolitisierung“ zu verstehen. Dabei konnten solche Depolitisierungsstrategien wie etwa Tabuisierung oder Verrechtlichung selbst wieder politisierend wirken. Sie waren erfolgreich, wenn ein Thema z. B. an Breitenwirksamkeit verlor oder nicht mehr in einem Bezug zu Debatten über Machtverhältnisse stand.⁷

Über Konsumthemen wurden oft Probleme der gesellschaftlichen Ordnung diskutiert, die eine gewisse Breitenwirkung und Allgemeinverbindlichkeit beanspruchten oder konkrete sozio-kulturelle Machtverhältnisse berührten. In diesen Fällen ist Kommunikation über und durch Konsum als Aushandlungsprozess um den politischen Raum selbst zu verstehen, der sich in verschiedenen Zusammenhängen und Akteurskonstellationen untersuchen lässt. Diese Vorgehen eröffnet drei wesentliche Vorteile: Erstens ermöglicht der Fokus auf politische Kommunikation eine differenzierte, nicht normative Betrachtung von politisiertem Konsum. Zweitens eröffnet er neue Perspektiven für den historischen Vergleich und drittens rückt die akteurszentrierte Perspektive den Konsumenten selbst in den Mittelpunkt der Analyse.

Der Ansatz vermeidet es, der Gleichung „Konsum plus Politik gleich fortschrittlich, Konsum minus Politik gleich Rückschritt oder vernachlässigenswert“ aufzusitzen⁸ und berücksichtigt auch Kosten und Widersprüche von Politisierungseffekten. Politisches Konsumverhalten, so erinnert Michael Prinz eindrücklich anhand der Boykotte gegenüber jüdischen Händlern und Waren, ist nicht automatisch gleichbedeutend mit dem „Fortschritt von Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität und Abbau überflüssiger

6 Vgl. das Forschungsprogramm des SFB 584: Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte, Bd. 1, unveröffentlichtes Mskr. Universität Bielefeld 2007, S. 19.

7 Ebenda, Bd. 2, S. 359-362.

8 M. Prinz, Bürgerrecht Konsum (Anm. 3), S. 689.

Herrschaft.“⁹ Die Untersuchung von Strategien der Politisierung, De- oder Entpolitisierung von Konsumfragen kann eine normative Kodierung von politisiertem Konsum durchbrechen und kritisch hinterfragen, welchen Zwecken und Interessen die Politisierung von Konsumfragen dient. Diese Perspektive fördert überdies konkurrierende oder gegenläufige Politisierungsprozesse zu Tage, wie im Folgenden etwa die Beiträge von Iselin Theien und Claudius Torp zeigen: Beide verdeutlichen das Spannungsfeld unterschiedlicher Politisierungsprozesse zwischen Selbstorganisation der Konsumenten und staatlichen institutionellen Maßnahmen. So zeigt Iselin Theien, dass schwedische und norwegische Verbraucherorganisationen infolge der zunehmenden Besetzung des Konsumthemas durch die Sozialdemokratie und durch dessen Kanalisierung in staatliche Institutionen ihre Einflussmöglichkeiten einbüßten, während sie zuvor ein wichtiger Akteur im politischen Kommunikationsraum waren. Der Institutionalisierungsprozess von Verbraucherinteressen und Konsumfragen ging daher mit einer Depolitisierung der Verbraucherorganisationen selbst einher. Auch angesichts der von Claudius Torp untersuchten Implementierungsversuche einer Verbraucherkammer in der frühen Weimarer Republik bzw. der Repräsentation von Verbrauchern in den Wirtschaftsräten stellt sich die Frage, inwieweit das Vordringen dieser Themen und Akteure in den politischen Arkanbereich deren Politisierung beweist, oder ob sie wiederum die Depolitisierung der vormals aktiven Verbraucherschaft zeitigt.

2. Perspektiven für den historischen Vergleich

Der Fokus auf politische Kommunikation über Konsum eröffnet ebenfalls Perspektiven für den historischen Vergleich¹⁰: Er erlaubt es erstens, Grenzziehungen und Grenzverschiebungen von Konsum und Politik diachron und damit jenseits der umstrittenen Definition und Datierung der Konsumgesellschaft bzw. der Massenkonsumgesellschaft zu vergleichen. Zweitens erweist er sich für den Systemvergleich zwischen Ost- und Westeuropa im 20. Jahrhundert als erkenntnisgewinnend. In den Ostblockstaaten erhielt Konsum in der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges und spätestens im Zuge der Entstalinisierung ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine dezidiert und offensiv vertretene systemlegitimierende Funktion. Die staatssozialistischen Gesellschaften werden in der neueren Forschung daher nicht mehr nur unter dem Aspekt des Mangels, sondern mit dem eingangs beschriebenen weiten Konsumbegriff ebenfalls als Gesellschaften betrachtet, in denen Konsum über die Grundbedürfnisse hinaus ging, soziale Distinktion schuf und Inszenierungen unterlag.¹¹ Konsumpraktiken und -semantiken

9 Ebenda, S. 684.

10 Zu der Bedeutung des Vergleichs und Transfers in der Konsumgeschichte, insbesondere im Hinblick auf eine europäische Konsumgeschichte vgl. M. Schramm, Einleitung: Vergleich und Transfer in der Konsumgeschichte, in: *Comparativ* 19/6 (2009), S. 7-15.

11 Vgl. S. Merl, Konsum (Anm. 1) und zuletzt die Beiträge in D. Crowley/S. E. Reid (Hg.), *Pleasures in Socialism: Leisure and Luxury in the Eastern Bloc*, Evanston, Ill. 2010; S. Reid, Krushchev Modern. Agency and modernization in the

eignen sich daher als Forschungsfeld, um das Verhältnis von Staat und Gesellschaft und um Fragen der politischen Kommunikation in autoritären Regimen teilweise neu zu bewerten. Die Systemlegitimierung und das Ringen um die Loyalität der BürgerInnen sind nicht zuletzt als ein Kommunikationsphänomen zu betrachten, da Konsum zu einem entscheidenden Thema medialer Inszenierungen und der Briefkommunikation zwischen der Bevölkerung und dem Regime wurde.

Die von Chruščev formulierte Aufgabe des sozialistischen Systems mit der dann auch 1958 auf dem V. Parteitag der SED reproduzierten Formel, den Westen im Konsumbereich zunächst einzuholen und dann zu überholen, setzte die Regime unter Zugzwang, ihr Versprechen einer zukünftigen kommunistischen Überflusgesellschaft einzulösen. Die autoritären Regime machten der Bevölkerung kaum freiheitliche Partizipationsangebote. Ein stabilisierender Grundkonsens sollte maßgeblich über ein Konsumniveau geschaffen werden, das die BürgerInnen akzeptierten. Das Konsumversprechen wurde damit ein ideologischer und kommunikativer Ankerpunkt des Systems, schließlich verhielt die Einlösung des Konsumversprechens eine „lichte Zukunft“. In dem Maße aber, wie mit den ideologisch aufgeladenen und medial vermittelten Zielen Erwartungen geweckt wurden, die nur begrenzt eingelöst werden konnten, begannen die BürgerInnen der staatssozialistischen Gesellschaften, ihr Recht auf Konsum einzufordern. Konsumfragen können damit maßgeblich diese Aushandlungen um einen Grundkonsens in den Blick rücken, um den Zusammenhang zwischen Kritik, Politisierungen und Stabilität der Regime zu betrachten.

In diesem Zusammenhang ist auf die von Isabelle de Kegel untersuchte offensichtliche Orientierung der DDR-Illustrierten NBI am westdeutschen Konsummodell und ihr kritisches Engagement für KonsumentInnenrechte im Vergleich zum sowjetischen Ogonek in den 1950er und 1960er Jahren zu verweisen. Sie nahm unter anderem Briefe unzufriedener KonsumentInnen zum Anlass, deren vor dem Hintergrund der Systemkonkurrenz anwachsende Macht als aktiv kommunizierende Akteure sichtbar zu machen. Die bewusste Politisierung des sozialistischen Konsums, die die Sowjetregime im Kalten Krieg über das Versprechen eines steigenden Lebensstandards verfolgten, um die Loyalität der BürgerInnen zu sichern, öffnete den Kommunikationsraum für Inszenierungen und Kritik in den Medien. Zugleich gab sie den BürgerInnen die Möglichkeit, als bewusste KonsumentInnen in diesem politischen Raum selbst zu kommunizieren. Indem die KonsumentInnen das Kommunikationsangebot des DDR-Regimes annahmen, schrieben sie private Interessen über Briefe in den öffentlichen Konsumdiskurs ein, äußerten Wünsche und kritisierten unter Beachtung bestimmter Kommunikationsregeln Konsummängel. Inwieweit und zu welchem Zeitpunkt diese Kommunikationsstrategien als politisierend zu werten sind, ist noch weitgehend eine offene Forschungsfrage, für die sich ein konstruktivistischer Politikbegriff fruchtbar machen lässt. Für die Chruščev-

Ära, die Isabelle de Kéghel hier beleuchtet, ist abzulesen, dass es den staatssozialistischen Regimen über die Inklusion des Themas „Konsum“ in den öffentlichen Kommunikationsraum zunächst gelang, die politisierende Kommunikation mit der Bevölkerung über Medien und Briefe, gerade weil sie bestimmte Kritikmodi zuließen, zu ihrer Stabilisierung zu nutzen.

Anders lässt sich in dieser Perspektive der höhere Anteil übergewichtiger Bürger in Ost- im Vergleich zu Westdeutschland nach der Wende als gegenläufiges Kommunikationsergebnis und depolitisierende Grenzverschiebung interpretieren: Die DDR-Bürger haben sich, wie Ulrike Thoms zeigt, durch die Strategie des Regimes, die Körper über ihren Lebensmittelkonsum zu politisieren, nicht grundsätzlich vereinnahmen lassen. Hier tappte das DDR-Regime in die eigene Kommunikationsfalle, dass der steigende Lebensmittelverbrauch zugleich die Überlegenheit des politischen Systems im Kalten Krieg demonstrieren sollte.

Insofern ist zu hinterfragen, inwiefern sich Politisierungsmechanismen zwischen autoritären und freiheitlichen Regimen unterschieden. Ebenso regt die Frage, in welchem Maße die Grenzen des „Politischen“ in autoritären Regimen angesichts mangelnder Meinungsfreiheit und Sanktionsdrohungen überhaupt „von unten“ verhandelbar waren, zu weiteren Forschungen an. Es gilt für autoritäre Regime, gerade das Wechselspiel zwischen Kritik, Politisierung und Stabilität zu beleuchten, da die Regime die Kommunikationsbedingungen maßgeblich festlegten. Klar ist, dass die Kritik der BürgerInnen oder der Medien nicht das System in seinen Grundsätzen in Frage stellen durfte.¹² Daher ist zu vermuten, dass sie in erheblichem Maße Teil ritueller Kommunikationsweisen war, die affirmativ Gemeinschaft festigten, die Regime stabilisierten und daher depolitisierend wirkten.¹³ Zu welchem Zeitpunkt Kritik von unten die staatssozialistischen Regime zu destabilisieren begannen, indem sie Themen wie Konsumfragen politisierten, bleibt eine spannende Frage.

Dass in einem freiheitlichen System Wechselwirkungen zwischen Verbraucherinteressen und politischem Entscheidungshandeln direkt zu einem politischem Machtverlust von Entscheidungsträgern führen können, zeigt offenbar der Erosionsprozess rund um das sozialdemokratische Konsummodell in Skandinavien, wie es Iselin Theien beschreibt: Es konnte die sich in einer internationalisierten Welt wandelnden Verbraucherpräferenzen der schwedischen Hausfrauen seit den 1970er Jahren nicht mehr integrieren.

Die in diesem Heft versammelten Beiträge setzen den historischen Vergleich nicht nur als Methode ein, sondern zeigen überdies, dass der Vergleich selbst wichtiger Bestand-

12 Zur Rolle der Kritik vgl. auch S. Merl, Kann der Korruptionsbegriff auf Russland und die Sowjetunion angewandt werden?, in: N. Grüne/S. Slanicka (Hg.), Korruption. Historische Annäherungen an eine Grundfigur politischer Kommunikation, Göttingen 2010, S. 247-279; ders., Von Chruschtschows Konsumkonzeption zur Politik des „Little Deal“ unter Breschnew, in: B. Greiner/C. Th. Müller/C. Weber (Hg.), Ökonomie im Kalten Krieg, Hamburg 2010, S. 279-310.

13 Aus der vielfältigen Literatur zur Ritualtheorie vgl. B. Giesen, Identität und Versachlichung: unterschiedliche Theorieperspektiven auf kollektive Identität, in: H. Willems/A. Hahn (Hg.), Identität und Moderne, Frankfurt a. M. 1999, S. 389-402.

teil politischer Kommunikation war. Über den Epochen- und Systemvergleich hinaus wird deutlich, dass Akteure ihren Konsum selten thematisierten, ohne ihn implizit oder explizit mit dem anderer Systeme, Staaten oder auch nur Gesellschaftsschichten zu vergleichen. Mit der Anerkennung oder Kritik verschiedener Konsumniveaus, -praktiken und -stile standen in der Regel Allgemeinverbindlichkeit beanspruchende politische und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen auf dem Prüfstand. Folglich lässt sich ein enger Zusammenhang zwischen der Politisierbarkeit des Konsums und den von den Akteuren getroffenen Vergleichen konstatieren. Möglicherweise werden Versorgungssysteme, Konsumpraktiken und Konsummöglichkeiten überhaupt erst durch den Vergleich politisierbar. Nur indem die historischen Akteure Konsumfragen in das eigene oder fremde Wertesystem einordneten oder ihre Erfahrungen und Erwartungen des Mangels oder Wohlstands abglichen, konnten diese Themen zum Bestandteil politischer Kommunikation werden. Daher unterlag die Politisierung von Konsumfragen seit der Frühen Neuzeit auch erheblichen Konjunkturen und erlangte in Krisensituationen und in Phasen des gesellschaftlichen Umbruchs besondere Virulenz.¹⁴ Den Vergleich als zentralen Bestandteil politischer Konsumkommunikation anzuerkennen, schärft nicht zuletzt den Blick für Verflechtungen, Kulturtransfer sowie für transnationale Räume der einzelnen Gesellschaften, sodass nationale Kategorien nicht überzeichnet werden.

Bereits in der Frühen Neuzeit eröffnete die Kommunikation über Konsum, wie der Beitrag von Thomas Riechmann am Beispiel der Reiseberichte zeigt, einen innergesellschaftlichen Raum der ständigen sozio-politischen Vergleichssituation und konkurrierender moralischer Kategorien. Die Beschreibung fremder „Konsumkulturen“ mündete in den spanischen und französischen Reiseberichten des 16. Jahrhunderts in eine Auseinandersetzung mit der eigenen Gesellschaft. Ähnliche Verflechtungen thematisieren auch die Beiträge von Ulrike Thoms und Isabelle de Kegel für die BRD und die DDR einerseits, für die DDR und die UdSSR andererseits: Die Konsumenten waren jeweils in wechselseitige, zum Teil konkurrierende Systembezüge eingebunden. So zeichnete sich die Kommunikation über Konsum in der DDR durch Bezugnahmen auf westdeutsche und sowjetische Verhältnisse aus. Oft speisten sich auch die Forderungen nach mehr Konsumentenrechten und einem höheren Konsumniveau aus der Beobachtung anderer Länder.

3. Der Konsument als Adressat, Inhalt und Akteur politischer Kommunikation

14 Frank Trentmann hat auf die Bedeutung von Dysfunktionen und Störungen des Konsums hingewiesen, vgl. F. Trentmann, „Kurze Unterbrechung – Bitte entschuldigen Sie die Störung“: Zusammenbruch, Zäsur und Zeitlichkeit als Perspektiven einer europäischen Konsumgeschichte, in: C. Benninghaus/S. O. Müller/J. Requate/C. Tacke (Hg.), *Unterwegs in Europa. Beiträge zu einer vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte*, Frankfurt a. M./New York 2008, S. 219-24. Zum Zusammenwirken von Verlockung und Mangel vgl. H. Berghoff, *Enticement and Deprivation. The Regulation of Consumption in pre-war Nazi Germany*, in: M. Daunton/M. Hilton (Hg.), *The Politics of Consumption. Material Culture and Citizenship in Europe and America*, Oxford u.a. 2001, S. 165-184.

Die Untersuchung politischer Kommunikation über und durch Konsum mit Hilfe eines konstruktivistischen Politikbegriffs eröffnet schließlich einen dezidierten Blick auf den Konsumenten als deren zentralen Akteur. Während die derzeitige historische Konsumforschung dessen Definition, Genealogie und Organisationsformen diskutiert,¹⁵ betrachten die hier vorliegenden Beiträge konkret, wie und mit welchen Kommunikationsstrategien und Partizipationsansprüchen die Akteure den politischen Raum strukturierten. Sie fragen, wann Kommunikation über Konsum politisiert oder depolitisiert wurde und welche Effekte und Konjunkturen dies zeitigte. Sie analysieren, in welchen Konstellationen der Konsument zum politischen Akteur wurde, ob und wann er in einem gemeinsamen Kommunikationsraum als legitimer eigenständiger Akteur auftrat oder aus ihm ausgeschlossen wurde, wer um die Interessenvertretung der Konsumenten konkurrierte und wer beanspruchte, ihr Sprachrohr zu sein.

In ihren Beiträgen diagnostizieren die Autoren dabei verschiedene Interdependenzen und Grenzverschiebungen. Zu nennen ist zum Beispiel die von Anne-Katrin Ebert beschriebene Aufladung des Konsumgutes Fahrrad, das sich seit dem späten 19. Jahrhundert vom Luxusportgerät zum Massenverkehrsmittel wandelte, mit gesellschaftspolitischen Utopien: Appellierte der deutsche Arbeiterradfahrer eher an die Klassensolidarität, um damit bestehende Machtverhältnisse zu kritisieren, hofften bürgerliche Eliten in den Niederlanden sogar auf den Wandel der politischen Verhältnisse. Während Anne-Katrin Ebert die Selbstorganisation von Konsumenten anhand deutscher und niederländischer Radfahrer im Spannungsfeld von sozialer Distinktion, bürgerlichem Führungsanspruch und nationalen Integrationsmechanismen untersucht, betrachten Claudius Torp, Iselin Theien und Isabelle de Keghel Kooperativen, Parteien und Presseorgane, die beanspruchten, Konsumenteninteressen zu vertreten. Dabei kam es zu den bereits beschriebenen unterschiedlichen und teilweise gegenläufigen Politisierungsprozessen. Die einzelnen empirischen Untersuchungen verdeutlichen überdies die Vielfalt der gewählten Kommunikationsmittel. Neben den frühnezeitlichen Reiseberichten, den Presseerzeugnissen und Werbeplakaten oder den wissenschaftlichen Expertenpublikationen des 19. und 20. Jahrhunderts waren etwa Fotoreportagen über Qualitätsmängel der Konsumgüter und die Visualisierung von Versorgungsdefiziten im sozialistischen System ein probates Mittel der politischen Kommunikation, wie der Beitrag von Isabelle de Keghel argumentiert.

Die Beiträge rücken damit einerseits den politisierten Konsumenten selbst und seine kommunikativen Strategien, bestimmte Interessen zu politisieren, in den Blick und untersuchen andererseits auf verschiedenen Akteurs- und Institutionsebenen kommunikative Strategien, Semantiken und moralische Zuweisungen, die den Konsumenten und sein Verhalten unmittelbar betrafen. Dabei waren konkurrierende Leitbilder des Konsum-

15 F. Trentmann (Hg.), *The Making of the Consumer: Knowledge, Power and Identity in the Modern World*, Oxford 2005; A. Chatriot/M.-E. Chessel/M. Hilton, *Au nom du consommateur: Consommation et politique en Europe et aux Etats-Unis au XX^e siècle*, Paris 2004; N. Gasteiger, *Der Konsument: Verbraucherbilder in Werbung, Konsumkritik und Verbraucherschutz 1945–1989*, Frankfurt a. M./New York 2010.

menten maßgeblich mit den jeweiligen Konjunkturen der Politisierung von Konsumfragen verknüpft, dessen Erziehung in der einen oder anderen Form in jeder Gesellschaft diskutiert wurde. Thomas Riechmann zeigt frühneuzeitliche moralische Aufladungen von Konsumpraktiken anhand der durch Reiseberichte geführten Auseinandersetzung über nützlichen, angemessenen und überflüssigen Konsum auf: Hier verbanden sich bestimmte Vorstellungen des korrekten Konsums, der ihn leitenden Bedürfnisse und der sozialen Inszenierung des Konsums mit gesellschaftlichen und religiösen Ordnungsvorstellungen. Die durch die Berichte evozierte Konsumentenfigur des bedürfnislosen oder sich in Verzicht übenden Wilden forderte das christlich-europäische Selbstverständnis heraus und barg so einiges an politischer Sprengkraft. Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, so zeigt Anne-Katrin Ebert, kommunizierten deutsche und niederländische Radfahrerverbände als Konsumenten ihrerseits Vorstellungen eines korrekten Konsums und damit verbundene bürgerlich-liberale Tugenden. Dabei gelang es den deutschen und niederländischen Verbänden mit unterschiedlichem Erfolg, ihre an das Fahrradfahren geknüpfte Visionen von gesellschaftlichen und politischen Veränderungen durchzusetzen.

Der gesellschaftliche und staatliche Zugriff auf das individuelle Konsumverhalten und auf den Körper der Konsumenten, sei es durch moralische Aufladungen, durch wirtschaftliche Sanktionen oder wissenschaftliche Vermessungen, waren für alle in den Beiträgen untersuchten Gesellschaften prägend. Iselin Theien und Ulrike Thoms verdeutlichen anhand unterschiedlicher politischer Konstellationen Vermessungen der Konsumentenfigur im 20. Jahrhundert, die jeweils von bestimmten „rationalen“ Annahmen über das Verbraucherverhalten ausgingen. Beide veranschaulichen, wie sich diese Vermessungen und die damit verbundenen Rationalisierungs- und Planungsansprüche zwar in den verschiedenen historischen Konstellationen – möglicherweise auch durch die gegenseitige Beobachtung – einerseits ähnelten; sich aber andererseits unterschieden, da sie stets auch in nationale Diskurse und Traditionen eingeschrieben waren. So prägte das Idealbild des rationalen und verantwortungsvollen Verbrauchers sowohl die schwedische und norwegische politische Kommunikation als auch die der Bundesrepublik und DDR. Der Blick auf die Akteure und ihre Kommunikationsstrategien verdeutlicht jedoch ganz unterschiedliche Zielvorstellungen, Maßnahmen und Erfolge. Die Rolle von Experten wird an diesen Beispielen ebenso deutlich wie auch die Problematik staatlicher Versuche der Bedürfniskontrolle, die sich an einem rationalen Verbrauchermodell ausrichteten: Indem sie Fragen von Emotionen, Genuss und Geschmack in individuellen Konsumentenscheidungen vernachlässigten, so Ulrike Thoms, erreichten sie die Verbraucher mit einem Appell an die Vernunft letztlich nur wenig.

Der Konsument figurierte, wie die hier versammelten Beiträge eindrücklich zeigen, als Repräsentant der Nation, einer sozialen Schicht oder verschiedener Gesellschaftskonzeptionen wie der zukünftigen kommunistischen Überflussgesellschaft. Er geriet als emotionaler, demographischer und wirtschaftlicher Heilsbringer oder auch als Gefahr für die moralische Verfasstheit der Gesellschaft ins Zentrum zahlreicher Politisierungsversuche. Diese fanden auf verschiedenen Ebenen statt: Seit der Frühen Neuzeit wurde der Konsum-

ment zunehmend sowohl zu einem Adressaten und Inhalt politischer Kommunikation als auch zu einem Akteur im Kommunikationsraum. Verschiedene Akteure, wie zum Beispiel Vertreter der Radfahrverbände im langen 19. Jahrhundert, Ernährungswissenschaftler, Journalisten, sozialdemokratische oder kommunistische Parteipolitiker im 20. Jahrhundert, konkurrierten damit um die Vertretung des vermeintlichen Verbraucherinteresses. Ebenso wurde „der Konsument“ zunehmend zum konjunkturell wichtigen Argument der politischen Kommunikation. Gleichwohl blieben die KonsumentInnen in den hier betrachteten Jahrhunderten und Gesellschaftssystemen nie bloßes Objekt staatlicher und gesellschaftlicher Erziehungs- und Planungsversuche. Sie traten, wie die potentiellen Käufer der Reiseberichte, Fahrräder, Küchen, fett- und zuckerreduzierten Lebensmittel oder illustrierten Zeitschriften, auch als aktive politische Akteure in Erscheinung, die auf die Debatten der Experten und Verbandsvertreter reagierten und mit ihren eigenen Kommunikationsstrategien und -zielen den politischen Raum wiederum beeinflussten.

Möglichkeitsräume und Sagbarkeitsgrenzen – Konsum als politisches Motiv in Reiseberichten des 16. Jahrhunderts

Thomas Riechmann

ABSTRACT

Spaces of possibilities and limits of speaking – Consumption as a political motif of travel reports of the 16th century

In this essay French and Spanish travel reports from the 16th century are used as sources of history of consumption. The travel reports all dealt with a new continent named "America" which was equated with visions of a new society. The article identifies three patterns of interpretation which show different variations of acquirement. The first model is orientated on a Christian prototype of man, the native without needs. The second model depicts the organisation of complex Indian societies in Middle- and South-America. The last model contains an economic founded dream of a cultivated landscape. All models show an intention to verify traditional systems of social life in Europe and are by this means typically "political".

Der berühmte französische Essayist Michel de Montaigne hat in seinem Essay „Über die Menschenfresser“ („*Des Cannibales*“) vom Ende des 16. Jahrhunderts folgende Definition von Fremdheit vorgegeben:

(...) nach dem, was mir berichtet ist, [trifft] man bei de[n] Nation[en] [Amerikas] nichts Wildes oder Barbarisches an und [es ist weiter nichts daran], als dass jedermann dasjenige barbarisch nennt, was nicht Sitte in seiner eigenen Heimat ist; wie wir dann wirklich auch keinen anderen Maßstab für Wahrheit und Vernunft haben als Beispiele

*und Ideen von der Meinungen und Gewohnheiten, die wir täglich um uns herum hören und sehen.*¹

Nun wollte Montaigne in seinem Essay die betrübliche Unsitte der Menschenfresserei keineswegs beschönigen oder für die Annahme neuer Konsumgewohnheiten plädieren, vielmehr hat er erstaunlich präzise die Wechselwirkung von Eigen- und Fremdwahrnehmung beschrieben. Seine Einsicht, dass Definitionen von Fremdheit (ob in der Form des Wilden oder des Barbaren) stets eine Zuschreibung von außen darstellen, kann man zweifellos modern nennen. Aber Montaignes Text enthält noch eine weitere wichtige Erkenntnis: über den Umweg einer vertraut gemachten Fremde lassen sich auch neue Beurteilungsperspektiven auf die eigene Kultur ermitteln. Diesen Blickwinkel möchte ich anhand von französischen und spanischen Reiseberichte für die Konsumgeschichte erschließen.

1. Der Reisebericht als konsumgeschichtliche Quelle – Diskurspezifische Besonderheiten und Vorgehensweise

Fast zeitgleich mit der europäischen Eroberung bzw. Inbesitznahme Amerikas und parallel zur wachsenden Handelstätigkeit in dieser Region lässt sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts (zunächst in Spanien und Portugal, später auch in Frankreich und England) die Entstehung eines Diskurses der „Reise“ beobachten. Dieser knüpfte zwar an mittelalterliche und antike Vorlagen an, erhielt mit den Kulturen der „Neuen Welt“ aber einen neuen Gegenstand der Beschreibung. Voraussetzung für eine anerkannte und erfolgreiche Diskursteilnahme war die Vorgabe, vor allem Selbsterlebtes auf authentische Weise zu referieren. So blieben Reisebeschreibungen nicht länger nur Fiktion oder Allegorie, sondern das Reden über die „Fremde“ wurde erweitert um die Dimension der „reflektierten Vergegenwärtigung von Erfahrung“ als charakteristischem Diskursmerkmal.² Die Ausdifferenzierung dieses Unterscheidungsmerkmals geschah allerdings nicht gradlinig, denn neue Phänomene wurden zunächst in Form von Wundergeschichten auf eine vertraute Weise weiterzählt. Oftmals blieben Beschreibungen nur an der Oberfläche haften, ohne dass eine analytische Beurteilung vorgenommen wurde.³ Erst die Humanisten versuchten, eine Schematisierung von Wahrnehmung vorzunehmen. Damit sollte den Reisenden ein Bewertungsinstrumentarium an die Hand gegeben werden, mit Hilfe dessen das „Wichtige“ vom „Trivialen“ unterschieden und Aussagen standardisiert werden konnten.⁴ Wenn die herkömmlichen Kategorien und Denkvorstellungen schließlich nicht mehr ausreichten, um das Vorgefundene erfassen zu können, musste das Unerklär-

1 M. de Montaigne, „Über die Menschenfresser“, in: ders., *Essais*, hg. von R.-R. Wuthenow, Frankfurt a. M. 2001, S. 82-101, S. 86 f.

2 R.-R. Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1980, S. 124.

3 J. Stagl, *Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 74-77.

4 Ebd., S. 77 f.

bare durch eine Erweiterung von Sagbarkeitsräumen bestimmbar gemacht werden. Das gelang mit Hilfe einer Neusortierung der Wissensgegenstände, deren in der „Fremde“ aufgefundene Ungebundenheit, z. B. in Bezug auf Traditionen, zum Nährboden moralischer und politischer Neuorientierungen werden konnte.⁵ Anknüpfend an diese in der Sekundärliteratur bereits getroffenen Funktionsbestimmungen soll in diesem Aufsatz die wenig erforschte Rolle von Reiseberichten als ein gebräuchliches bzw. konjunkturell wiederbelebbares Medium für Konsumdiskussionen thematisiert werden. Unter „Konsum“ verstehe ich den Verbrauch von Waren (landwirtschaftlicher oder gewerblicher Provenienz) oder Naturerzeugnissen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, wobei Versuche der Definition von Bedürfnisgrenzen den politischen Kern der Kommunikation über Konsum ausmachen. Die dem Aufsatz zugrunde liegende Textauswahl bleibt daher nicht beschränkt auf Aussagen, die Konsum nur als Faktor ökonomischer Produktions- und Austauschprozesse begreifen und den Konsumenten als jemanden verstehen, der Waren für den nicht gewerblichen Verbrauch käuflich erwirbt und verwendet. Vielmehr werden auch Ausführungen einbezogen, die bereits den Menschen an sich in seiner spezifischen physiologischen und physischen Bedürftigkeit erfassen. Als Auswahlkriterium gilt also nicht allein die Bindung an das Motiv der Nachfrage, des Verbrauchs oder der Produktion von Waren. Die in der Konfrontation mit fremden Kulturen gewonnene Außenperspektive im Reisebericht war gerade auch für die Auseinandersetzung über das Thema Konsum instrumentalisierbar, denn diese Texte waren immer auch eine unfreiwillige Selbstdarstellung der Ausgangskultur des Verfassers und seines Publikums.⁶ Dabei ist von besonderem Interesse, wie durch das Wechselspiel zwischen einer neuen Deutung des Fremden bzw. der Fremde und einer gewandelten Eigenwahrnehmung eine neue Ausrichtung moralischer Kategorien erfolgt ist, neue Möglichkeitsräume eröffnet wurden und mit welchen Semantiken eine Neuverortung jener für die Konsumgeschichte wichtigen sittlichen Grundsätze geschah. Da Reiseberichte vielfach als auflagenstarke Leuchtturmtexte innerhalb der publizistischen Öffentlichkeit wirkten und auf andere Textformen ausstrahlen (utopische, theologische oder historische Erzählungen) konnten, lässt sich gerade an ihnen Wandel oder Kontinuität in jenem Grenzbereich des Sagbaren, der die wechselhafte Gestalt des politischen Feldes der Frühen Neuzeit markiert, besonders gut überprüfen. Der Vergleich soll spanische und französische Reiseberichte über „Amerika“ zusammenführen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Argumentationsstrategien herausarbeiten und dabei anhand der Aussagen über den Konsum besonders auf die Verbreiterung oder Verengung der vorgestellten Politikkonzepte achten. Wandel oder Kontinuität in Interpretation und Argumentation werden anhand von

5 R. Weimann, Einleitung: Repräsentation und Alterität diesseits/jenseits der Moderne, in: Ders./S. Zimmermann (Hg.), *Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs*, Frankfurt a. M. 1997, S. 7-43, S. 14.

6 M. Harbsmeier, Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen, in: H. J. Teuteberg/A. Mączak (Hg.), *Reiseberichte als Quelle europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung*, Wolfenbüttel 1982, S. 1-31, S. 7.

drei Deutungsmodellen vorgeführt, die sowohl die kulturelle Inbesitznahme „Amerikas“ als auch eine damit einhergehende Rückwirkung auf das bis dahin gültige europäische Selbstverständnis veranschaulichen können. Diese Modelle werden von den Autoren nicht isoliert und in Reinform verwendet, vielmehr können einzelne Motive dominieren und die anderen in untergeordneter Funktion zur Bestätigung herangezogen werden. Zunächst soll jedoch auf die biographischen und bibliographischen Besonderheiten der Autoren bzw. Texte eingegangen werden.

2. Biographische und bibliographische Hinweise zu den Autoren bzw. Texten

Bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren europäische Leser, die sich über „Amerika“ informieren wollten, auf Texte spanischer bzw. italienischer Autoren angewiesen. Als bevorzugte Informationsquellen dienten Briefe und andere Texte von Reisenden und Eroberern der ersten Generation wie Cristóbal Colón (Kolumbus) (1451–1506), Amerigo Vespucci (1454–1512) und Hernán Cortés (1485–1547), die in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen zirkulierten. Diese Autoren haben in der Regel kurze Rechenschaftsberichte verfasst, die ihr eigenes Vorgehen gegenüber Auftraggebern und Finanziers mehr oder weniger rechtfertigen sollten.⁷ Das Interesse des Publikums war jedoch zeitgebunden und erlosch bald, sobald spätere Reiseberichte detailliertere Informationen bieten konnten. Eine Ausnahme bilden die Berichte des Cortés an Karl V. (Carlos I.), die bis ins achtzehnte Jahrhundert präsent blieben,⁸ möglicherweise weil hier Einblicke in eine bereits untergegangene Kultur gewährt wurden, als deren erster und letzter Chronist der Autor auftrat. Gerade Cortés hatte allerdings einen besonderen Legitimationsbedarf, denn er war wegen seines selbstherrlichen Auftretens und eigenmächtigen Vorgehens stark in die Kritik geraten.⁹ Autoren der zweiten und dritten Generation wie Bartolomé de Las Casas (1484–1566) und Garcilaso de la Vega (1539–1616), die selbst längere Zeit in „Amerika“ gelebt haben oder sogar indigene Wurzeln hatten, boten dagegen, zumindest dem Anspruch nach, eine neue Innenperspektive. Durch diesen, auf

7 F. Gewecke, *Wie die neue Welt in die alte kam*, München 1992 (Originalausgabe Stuttgart 1986), S. 88f. und S. 340 f. Verwendet wurden für diesen Aufsatz nur die frühen lateinischen Übersetzungen der spanischen Originaltexte, da spätere Übersetzungen in die unterschiedlichen Umgangssprachen in der Regel davon nicht abwichen.

8 Eine sprachlich modernisierte Neuübersetzung ins Französische erschien noch 1779: F. Cortés [H. Cortés], *Correspondance de Fernand Cortès avec l'empereur Charles-quin, sur la conquete du Mexique*, hg. und übers. von de Flavigny, Frankfurt 1779.

9 Von den ursprünglich fünf Berichten wurden nur die Berichte 2-4 in der Frühen Neuzeit veröffentlicht. Der zweite Bericht von 1520 erschien 1522 in Sevilla, der dritte Bericht von 1522 erschien bereits 1523 ebenfalls in Sevilla. Beide Berichte wurden erstmals 1524 in lateinischer Übersetzung in Nürnberg herausgegeben. Der vierte Bericht von 1524 wurde im Jahr 1525 in Toledo veröffentlicht. Eine Sammelausgabe von allen drei Berichten erschien 1556 in Venedig auf Italienisch, eine deutsche Übersetzung des zweiten und dritten Berichts in Augsburg 1550, vgl. B. Grunberg, *Préface: Hernan Cortés et la conquête du Mexique*, in: H. Cortés, *La conquête du Mexique*, hg. von Ungenannt, Paris 1979, S. 5-39.

die ersten Folgen der Kolonisation reagierenden Perspektivenwechsel geriet der Leitkulturanspruch der christlich-abendländischen Gesellschaft selbst verstärkt ins Blickfeld. So äußerte der Dominikaner und Bischof Las Casas in seinem vielgelesenen Bericht massive Kritik an der rücksichtslosen spanischen Ausbeutungspraxis in „Amerika“, wohl auch in der Hoffnung, dass die ursprünglich allein an den spanischen Infanten Philipp gerichtete Anklageschrift endlich ein obrigkeitliches Eingreifen in Form von Schutzgesetzen zur Folge haben könnte.¹⁰ De la Vega konnte als Sohn eines spanischen Offiziers und einer Inka-Prinzessin nicht nur verwandtschaftliche Beziehungen zur ehemaligen Herrscherfamilie vorweisen, sondern entstammte auch dem europäischen Adel. Obwohl er an seiner Verankerung in der christlichen Kultur Europas in seinen Schriften nie einen Zweifel aufkommen ließ, leugnete er seine Herkunft nicht, sondern wollte vielmehr das untergegangene Inkareich aus der kulturellen Deutungshoheit der Eroberer lösen.¹¹ Möglichweise beabsichtigte er, mit Hilfe seiner umfangreichen „Geschichte der Inkas“ eine materielle Entschädigung für verlorengangene Herrschaftsansprüche in Südamerika einzufordern oder zumindest legitim erscheinen zu lassen.¹² Im Gefolge der ersten französischen Versuche kolonialer Landnahme erschienen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schließlich auch französische Reisebeschreibungen. Eine erste Kontroverse entzündete sich an einer Siedlungsgründung in Brasilien in den fünfziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, die nach wenigen Monaten, nicht zuletzt an den konfessionellen Spannungen zwischen den Siedlern, kläglich gescheitert war.¹³ Der Franziskanermönch und spätere Hofkosmograph der letzten Valois-Könige André Thevet (1516–1592) hatte diese Expedition begleitet, war aber, geschwächt durch eine Krankheit, schon nach sechs Monaten zurückgekehrt.¹⁴ Bereits 1557 veröffentlichte er einen Bericht über die Unternehmung, der schon im Titel auf die Zielrichtung des Autors hinweist: Es ging ihm um die Darstellung von „*singularitez*“ („Einzigartigkeiten“).¹⁵ Das Interesse des französischen Publikums war jedoch nur von kurzer Dauer. Thevets Buch erlebte zwar drei Auflagen, wurde aber nach 1558 nicht wieder veröffentlicht. Erst 1578 präsentierte der Protestant Jean de Léry (1534–1613), auch er Teilnehmer der franzö-

10 Zur Biographie vgl. Ungenannt, Note de l'éditeur, in: B. de Las Casas, Très brève relation de la destruction des Indes, hg. von Ungenannt, Paris 1980 (spanische Originalausgabe: B. de Las Casas, Breuissima relación de la destrucción de las Indias, o. O. 1552, erste französische Ausgabe Anvers 1578), S. 5-10. Er hatte mit seiner 1542 verfassten Schrift zunächst durchaus Erfolg. Im gleichen Jahr unterzeichnete Karl V. ein Gesetz, das die Versklavung der Indianer ausdrücklich verbot. Diese Maßnahme wurde jedoch von der einflussreichen Lobby der europäischen Siedler hintertrieben und deshalb bereits 1545 wieder zurückgenommen. Den europäischen Konkurrenten diente Las Casas Schrift über Jahrhunderte als Propagandamittel zur Diskreditierung der spanischen Kolonialpolitik (auch noch im spanisch-amerikanischen Krieg von 1898!). Vgl. R. F. Retamar, Introduction, in: ebd., S. 11-40. Eine kritische Beurteilung seiner Rolle als „Indianerschützer“ findet sich in: D. Castro, Another face of empire. Bartolomé de Las Casas, Indigenous Rights, and Ecclesiastical Imperialism, Durham/London 2007.

11 Bereits auf dem Titel seiner „Geschichte der Inkas“ wird mit seiner indigenen Herkunft geworben. Vgl. Anm. 44.

12 Zur Biographie von De la Vega vgl. J. G. Varner, El Inca: the life and times of Garcilaso de la Vega, Austin (Texas) 1968.

13 O. P. Dickason, The Myth of the Savage and the Beginnings of French Colonialism in the Americas, Alberta 1984/1997.

14 Zur Biographie Thevets vgl. F. Lestringant, André Thevet. Cosmographe des derniers Valois, Genf 1991.

15 Vgl. F. Gewecke, Neue Welt (Anm. 7), S. 165.

sischen Brasilien-Expedition, eine weitere ausführliche Darstellung, die schließlich auch kommerziell erfolgreich sein sollte und wiederholt neu aufgelegt wurde.¹⁶ Das politische Umfeld dieses Textes war allerdings ein grundlegend anderes, denn Frankreich war seit den sechziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts vom gewaltsam ausgetragenen Religionskonflikt geprägt, der mit der Bartholomäusnacht von 1572 einen seiner blutigen Höhepunkte erreicht hatte. Lérays Bericht über den zwanzig Jahre zurückliegenden Aufenthalt in Südamerika kommentierte ganz offen auch die Ereignisse im Mutterland.¹⁷

3. Erstes Deutungsmodell: Bedürfnislose Naturmenschen in paradiesischen Landschaften

In den frühen Amerika-Darstellungen trugen die vorgeführten Bilder von Fremdheit eine durch antike und biblische Vorlagen vermittelte Doppelgestalt aus Monstrosität und Paradieshaftigkeit. Bereits die ersten Berichterstatter Kolumbus und Vespucci schwankten in der Beschreibung der Natur und der Bewohner zwischen Idealisierung und Dämonisierung. Während die Landschaften Mittelamerikas nahezu ausnahmslos als besonders fruchtbar und reich an potentiellen Nahrungsmitteln (vgl. Abschnitt 5) geschildert wurden, diente zur Charakterisierung der Ureinwohner in erster Linie das markante Merkmal des Kleidungsverzichtes.¹⁸ Nacktheit wurde mit kulturell vermittelten Eigenschaften wie Sanftheit, Freigiebigkeit bzw. dem Verzicht auf Privateigentum in Verbindung gebracht und als vermutete umfassende Bedürfnislosigkeit ausgelegt.¹⁹ Bestätigt und gestört zugleich wurde dieses Bild einer uniformen, möglicherweise egalitären Kultur, die offenbar auf die Notwendigkeit einer sichtbaren sozialen Codierung mittels Konsumgütern verzichten konnte, durch die, aus europäischer Sicht, befremdliche Reaktion der Ureinwohner auf europäische Waren.²⁰ Besonders Kolumbus unterstellte seinen „indianischen“ Gesprächspartnern, den materiellen Wert bzw. die Bedeutung von gewerblichen Waren nicht einschätzen zu können und deshalb bereits einfachste Gebrauchsgegenstände oder sogar nur Bruchstücke für hochwertig zu halten.²¹ In Folge

16 Vgl. F. Gewecke, *Neue Welt* (Anm. 7), S. 159 f.

17 Zum Lebenslauf Lérays vgl. F. Lestringant, *Préface: Léry ou le rire de l'Indien*, in: J. de Léry, *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil*, hg. von F. Lestringant, Paris 2008 (La Rochelle [eigentlich Genf] 1580 (2. Auflage, Originalausgabe 1578)), S. 15-39, S. 27 f.

18 C. Kolumbus [C. Colón], *Der erste Brief aus der Neuen Welt/De insulis nuper inventis* (Lateinisch/Deutsch), hg. von R. Wallisch, Stuttgart 2000 (lateinische Originalausgabe Basel 1493, die hier verwendete Ausgabe basiert auf der leicht veränderten Ausgabe von 1494), S. 20 (Abs. 8) und S. 28 (Abs. 14); A. Vespucci, *Der Mundus Novus des Amerigo Vespucci* (Text, Übersetzung und Kommentar), hg. von R. Wallisch, Wien 2002 (Originalausgabe Paris o. Florenz 1502 o. 1503), S. 22 und 24 (jeweils Abs. 6).

19 C. Kolumbus, *De insulis nuper inventis* (Anm. 18), S. 20 und 22 (Abs. 9); A. Vespucci, *Mundus Novus* (Anm. 18), S. 18 und 20 (jeweils Abs. 4).

20 C. Kolumbus, *De insulis nuper inventis* (Anm. 18), S. 30 (Abs. 15) und S. 24 (Abs. 10); vgl. auch T. Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, Frankfurt a. M. 1993 (6. Aufl., französische Originalausgabe Paris 1982), S. 52; vgl. auch Gewecke, die „Nacktheit“, „Waffenlosigkeit“ und „Freigiebigkeit“ als „Leitmerkmale“ bezeichnet, die einen Vergleich mit der europäischen Kultur ermöglichen sollen, F. Gewecke, *Neue Welt* (Anm. 7), S. 93.

21 C. Kolumbus, *De insulis nuper inventis* (Anm. 18), S. 20 (Abs. 9).

dieser Beurteilung schlug die anfängliche Idealisierung schnell um in mehr oder weniger offene Verachtung. Was zuvor als Verzichtleistung und Unverdorbenheit gedeutet worden war, schien nun als Dummheit und Naivität interpretierbar zu sein.²² Eine der ersten Wahrnehmungen von kultureller Differenz betraf also scheinbar differierende Bedürfnisse und eine daraus resultierende unterschiedliche Bewertung von Dingen und Waren. Dass die indigene Bevölkerung etwa über ein anderes Wertesystem verfügen oder der „Fetischcharakter“ der Ware zu einer unterschiedlichen Bewertung von Gebrauchs- und Tauschwert führen und sich gerade daraus ein für unbekannte Dinge und Neuartiges besonders gesteigertes Interesse ergeben konnte, nahm der in ein vorkapitalistisches Ökonomieverständnis eingebundene Kolumbus gar nicht wahr.²³ Der Blick auf die Urbewohner bewegte sich in diesen frühen Texten innerhalb der Grenzen eines Diskurses, der bei der Bewertung von Unbekanntem schnell Sagbarkeitsgrenzen erreichte. Es gab keine Beschreibungsvorgaben oder Deutungshilfen, die eine unbefangene Betrachtung erlaubten. Vielmehr gerieten die vorgefundenen Landschaften und Kulturen von Anfang an in die Mühlen einer nach Vergleichbarkeitsmerkmalen suchenden Deutungsabsicht, die schließlich zwei Erklärungsmuster zuließ. Ihre Lebensverhältnisse wurden entweder als ein durch ihre (physische und psychische) Bedürfnislosigkeit zustande gekommener paradiesischer Urzustand interpretiert (gefördert noch durch eine menschenfreundliche Natur), in dem niemand der Warenherstellung und des Güterkonsums bedurfte, oder sie erschienen als tierähnliche Naturwesen, deren Nacktheit nur ein zusätzlicher Hinweis auf ihre Unfähigkeit zur Warenproduktion und zum Warengebrauch darstellte.²⁴

Jene schon bei Kolumbus und Vespucci vorgefundene Gleichsetzung der indigenen Lebensweise mit einem idealisierten ahistorischen Urzustand der Menschheit nahm auch Bartolomé de Las Casas vor. Auch er vermutete die „Indianer“ in einer Verfassung der Ruhe und Bedürfnisferne, die bereits die Neigung zur Sündhaftigkeit absurd erscheinen ließ. Las Casas ging aber weiter als seine Vorgänger. Er beschwor ein moral- und kulturfernes Ideal, das nur noch eines letzten Schrittes, nämlich der christlichen Sinnstiftung bedurfte, um die spanische (europäische) Kultur als negatives Gegenbild zu entlarven.²⁵ Ein zentrales Argument zur Verteidigung der indigenen Kultur bzw. der eigenen Vorstellung von ihr blieb dabei jene unterstellte bewusst gewählte Einfachheit der Lebensverhältnisse, die sich aus einer Gleichgültigkeit der Einzelnen gegenüber materiellen Gütern zu ergeben schien. Während die „Eingeborenen“ in diesem Zustand der Wunschlosigkeit den christlichen Kirchenvätern ähneln würden, wüchsen die Kinder der europäischen Aristokratie in Behaglichkeit und Wohlleben („*nouriz en toutes les delicatesses*“) auf und seien deshalb besonders krankheitsanfällig. Die Empfindsamkeit und

22 Ebd., S. 22 (Abs. 9).

23 Vgl. auch T. Todorov, Die Eroberung Amerikas (Anm. 20), S. 50f. und 53; zum Fetischcharakter der Ware vgl. K. Marx: „Sobald [ein Ding] als Ware auftritt, verwandelt [es] sich in ein sinnlich übersinnliches Ding.“ K. Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, 3 Bde., Frankfurt a. M./Wien/Berlin 1981, Bd. 1: Der Produktionsprozess des Kapitals, S. 50.

24 Vgl. auch T. Todorov, Die Eroberung Amerikas (Anm. 20), S. 48.

25 B. de Las Casas, Très brève relation (Anm. 10), S. 49.

Schwächlichkeit der indigenen Bevölkerung ergäbe sich dagegen aus ihrer friedlichen und nicht stresserprobten Existenzweise.²⁶ Las Casas hat hier zwar auf ein Argument der traditionellen Luxuskritik zurückgegriffen, die diese Art von Degeneration als Ergebnis von Müßiggang definierte,²⁷ wollte jedoch mögliche Kritiker zugleich zum Schweigen bringen, indem er die Schwächlichkeit und Krankheit der „Indianer“ als Hinweis auf eine vorbildliche Lebensweise umdeutete. Er schilderte nicht nur einen Zustand paradiesähnlicher Unschuld, sondern stufte das Verhalten der Ureinwohner als moralisch höherwertig ein, indem er unterstellte, dass ihr Bedürfnisverzicht das Ergebnis einer rationalen (d. h. bewusst getroffenen) Entscheidung sei. Im Gegensatz dazu wirkt das von blanker Habgier geprägte Verhalten der europäischen Eroberer nicht nur barbarisch, es wurde von Las Casas auch als Angriff auf urchristliche Werte interpretiert.²⁸

Auch André Thevet schwankte in der Beurteilung der indigenen Bevölkerung zwischen Bewunderung und Abscheu. Ausdrücklich widersprach er der These, dass die „Eingeborenen“ etwa wilden Tieren ähneln würden.²⁹ Es gäbe vielmehr Parallelen zu europäischen Verhaltensmustern, so z. B. im Gebrauch von Kleidung. Auch in „Amerika“ werde letztlich der funktionale Zweck der Kleidung von der Repräsentationsaufgabe (als Ornament) überlagert („*ou pour ornement, ou pour beauté*“). Ähnlichkeiten fänden sich auch bei der Verwendung von Heilkräutern, z. T. hätten die Spanier Praktiken der Ureinwohner einfach übernommen.³⁰ Auch ihre Tischsitten und ihre grundsätzliche Bescheidenheit lobte er überschwänglich.³¹ Andererseits sprach er aber von kulturlosen „Barbaren“, die „ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Religion und jede Gesittung (*civilité*)“ leben würden. Sowohl nach den traditionellen Kriterien der Religion und Sitte als auch nach den Regeln der Vernunft könnte der europäische Betrachter sie deshalb nicht als akzeptable Mitglieder der menschlichen Gesellschaft bezeichnen. Dieser genannte Mangel an „*civilité*“ äußere sich auch in ihrer teilweisen Nacktheit und in ihrem Verzehr von Naturerzeugnissen, zum Beispiel von in der Erde wachsenden Wurzeln, die für Thevet eindeutig zu den „niederen Nahrungsmitteln“ gehörten. Immerhin müsse ihnen aber Entwicklungspotential zugebilligt werden.³²

Zwar zeichnete auch Jean de Léry kein eindeutiges Bild der Ureinwohner, auch in seinem Text kollidierte eine vorgefasste negative Beurteilung mit den eigenen „neutralen“ Beobachtungen, aber auf Grund der schon genannten Inbezugsetzung zu den Ereignissen in Frankreich gerieten die „Wilden“ letztlich bei Léry (ähnlich wie schon im Text von Las Casas) mehr und mehr in die Rolle eines positiv besetzten Gegenbildes. Mehrfach hat er die scheinbar unreflektierte Lebensweise der Ureinwohner mit dem Konsumverhalten

26 Ebd., S. 50; vgl. auch T. Todorov, Die Eroberung Amerikas (Anm. 20), S. 198 f.

27 C. J. Berry, The Idea of Luxury. A conceptual and historical investigation, Cambridge 1994.

28 B. de Las Casas, Très brève relation (Anm. 10), S. 151.

29 Thevet, André [Thevet, André], Les singularitez de la France Antarctique, avtrement nommée Amerique: & de plusieurs Terres & Isles decouvertes de nostre temps, Paris 1558 (Originalausgabe Paris 1557), fol. 57v.

30 Ebd., fol. 47r. ff.

31 Ebd., fol. 56v.

32 Ebd., fol. 51v.

der französischen Bevölkerung verglichen, um Ähnlichkeiten zu entziffern und Kritik an den Verhältnissen in Frankreich zu üben, ganz so als könnte er Parallelen zwischen ritueller Verkleidung in der Wildnis und einer Verwilderung der Sitten in der zivilisierten Welt herstellen. Bereits bei der Begutachtung der körperlichen Konstitution der Ureinwohner wurden alle Anzeichen von Monstrositäten von ihm entschieden verneint, im Gegenteil würden die Ureinwohner von der bloßen Körpergestalt her eher den Europäern gleichen. Sie seien allerdings robuster und wohlgenährter („*robustes et replets*“) und deshalb weniger krankheitsanfällig als die Europäer. Zudem gäbe es weniger missgestaltete Menschen.³³ Da die „Wilden“ keine Kleidung verwenden würden, sprach ihnen Léry ein Schamgefühl ab, ihr Kopfschmuck war für ihn jedoch durchaus vergleichbar mit dem der Französinen.³⁴ Die weiblichen Ureinwohner würden ihre Gesichter zudem bunt wie die „unkeuschen Frauen“ („*impudiques*“) in Frankreich schminken.³⁵ An diesem Punkt schwankte Léry zwischen negativer und positiver Bewertung der „Wilden“, die er zwar für schuldlos (weil ohne Kontakt zum Christentum) hielt, die von ihm aber trotzdem auf einer ähnlich niedrigen Stufe wie Randgruppen der französischen Gesellschaft eingeordnet wurden. Er billigte den Verzicht auf Kleidung nicht, aber stellte fest, dass die Indianer in ihrer Nacktheit keineswegs unanständiger als die Europäer seien, die sich nur aus Gründen der sozialen Inszenierung („*pour la gloire et mondanité, s'habillast modestemen*“) auf eine exzessive Weise („*nos boubances, superfluitez et excès en habits*“) bekleiden würden und keineswegs aus Gründen des Anstandes.³⁶ Im Umfeld der konfessionellen Auseinandersetzung im französischen Mutterland wurde die eindeutige Bestimmbarkeit von Moral und der daraus ableitbaren Regeln zu einem kaum lösbaren, weil diskurssparenden Problem. Eine Austarierung der unterschiedlichen Positionen war deshalb auch über den Umweg einer Auseinandersetzung mit den nichteuropäischen Kulturen unmöglich. Vielmehr bildeten sich die konfessionellen Gegensätze der Heimat auch in der Darstellung der „Fremden“ ab, sie wurden quasi dankbar als stumme Zeugen missbraucht, die konsumpolitisches Fehlverhalten in Frankreich bestätigen sollten. So wurde den „Wilden“ zwar ein unvernünftiges (weil „areligiöses“ oder „unchristliches“) Verhalten attestiert, moralisch seien sie aber keineswegs besser oder schlechter als die (eigentlich in christlicher Morallehre unterwiesenen und darum „voll schuldfähigen“) Europäer der anderen Konfession. Die Bestimmung des „Möglichen“ wurde hier im Rahmen der traditionellen Kategorien „notwendig“ und „überflüssig“ vollzogen, das „Notwendige“ erhielt aber durch die Orientierung an außereuropäischen Kulturen eine zusätzliche Bestätigung und eine Verankerung im „Natürlichen“, das als weiteres Argument gegen den konfessionellen Gegner verwendbar war.

33 J. de Léry, *Histoire* (Anm. 17), S. 211.

34 Ebd., S. 214 und 221.

35 Ebd., S. 229.

36 Ebd., S. 236.

4. Zweites Deutungsmodell: Die indigene Warenversorgung als Vorbild für Europa

Im ersten Deutungsmodell agieren die Ureinwohner Amerikas wie unmündige bzw. hypermoralische Protagonisten eines ahistorischen bzw. vorpolitischen Urzustandes, der von den europäischen Beobachtern erräumt und zugleich gefürchtet wurde. Das zweite Deutungsmodell beschreibt dagegen gesellschaftliche Infrastrukturen, die entweder als menschenleere Kulisse aus Gebrauchsgegenständen funktionieren oder ein bereits entpolitisiertes Gemeinwesen abbilden und repräsentieren.

Die Berichte von Hernán Cortés bildeten (schon in Bezug auf den Beschreibungsgegenstand) einen Kontrast zu den bereits vorgestellten Texten von Kolumbus und Vespucci, denn Cortés traf nicht auf unbedeckte und kulturell leicht vereinnehmbar erscheinende „Eingeborene“, sondern auf eine Hochkultur, die bereits komplexe Formen der Warenproduktion und -verteilung entwickelt hatte. Er begann die Schilderung seiner Expedition ins Landesinnere des heutigen Mexiko zunächst jedoch mit einer für den zeitgenössischen Leser unerwarteten Desillusionierung. Jene ländlichen Gegenden, die er und seine Soldaten durchqueren mussten, waren nämlich keineswegs paradiesisch, sondern lebensfeindlich und unfruchtbar.³⁷ Im Gegensatz dazu fand er in den Residenzen der regionalen Herrscher und den Städten einen Lebensstandard vor, der ihm bemerkenswert erschien.³⁸ Insbesondere die Häuser der Eliten empfand er in Bezug auf Mauerwerk und Zimmerausstattung als vorbildlich. Sie enthielten allerlei „Bequemlichkeiten“ für den häuslichen Gebrauch („*palacii construendis necessariis, & reliquis domus suppellectilibus*“) jedoch keine Luxusgegenstände („*quibus libi in superioribus*“), wie der Autor sie aus Spanien kannte. Auch die bis in die Häuser fortgeführten Gärten erregten sein Erstaunen, denn hier wurden die Vorzüge von Zier- und Nutzgärten vereint und so hätten Mais bzw. Küchenkräuter neben Blumen wachsen dürfen.³⁹ Als besonders herausragend lobte er die Versorgung der städtischen Bevölkerung mit Gütern aller Art. Auf den zahlreichen Märkten könne man nicht nur zahlreiche Lebensmittel (u. a. eine Vielzahl von regionalspezifischen Gewächsen), sondern auch Kleidungsstücke in vielen Formen und hochwertige Waren, wie Gold- und Silberschmuck, Federn und Edelsteine, käuflich erwerben. Hervorhebenswert sei sowohl die Auswahl der gewerblichen Produkte als auch ihre Qualität. Der sich im reichhaltigen Warenangebot bereits spiegelnde hohe Entwicklungsstand der Gesellschaft werde durch das Vorhandensein jeder Art von „guter Ordnung“ („*boni ordinis, & regule*“) noch bestätigt. Dieses „verständige und praktische Volk“ hätte zudem eine („republikanische“) Regierungsform gewählt, die derjenigen

37 F. Cortesius [H. Cortés], Praeclara Ferdinandi. Cortesii de Nova maris Oceani Hispania Narratio Sacratissimo. Ac Jnuictissimo Carolo Romanorum Imperatori semper Augusto, Hispaniarum, & c. Regi Anno Domini M.D.XX. transmissa: In qua Continentur Plurima scitu, & admiratione digna Circa egregias eatum puintiarum Vrbes. Incolarum mores, puerorum Sacrificia, & Religiosas personas, etc., o. O. [Nürnberg] 1524, fol. IIIII.

38 Ebd., fol. IIIIIv.

39 Ebd., fol. XVv.

von Venedig und Genua ähnelte.⁴⁰ Vorhandene hierarchische Strukturen blieben Cortés jedoch nicht verborgen, so stellte er fest, dass besonders die Honoratioren offenbar eine komplexe Vorstellung von „richtiger“ Kleidung entwickelt hätten, weil sie mehrere Kleidungsstücke übereinander tragen oder ihre Umhänge durch sichtbare Taschen veredeln würden.⁴¹ Cortés schloss von der Vielfalt des Warenangebotes, das über eine bloße Grundversorgung weit hinausreichte und auch Mittel zur sozialen Inszenierung einband, auf die Komplexität dieser scheinbar gut funktionierenden Gesellschaft; der Hinweis auf die „gute Policey“ rundete dieses positive Gesamtbild ab. Käufer, Konsumenten und der eigentliche Warenaustausch wurden allerdings nicht beschrieben, nur ein Hinweis auf die rigorose Verfolgung von Diebstählen schien europäische Eigentumsvorstellungen zu bestätigen.⁴² Verweisen diese Verhältnisse auf paradiesähnliche oder utopische Vorstellungen, die in ein angemessenes städtisches Umfeld eingebettet wurden, fühlte sich Cortés beim Anblick der auf eine noch vorhandene Armut hinweisenden Bettelei allerdings wieder an Spanien erinnert.⁴³

Auch wenn Garcilaso de la Vegas Darstellung der mit Hilfe von Gold- und Silbergegenständen aufgewerteten religiösen Kultstätten der Inka im Nachhinein wie ein Mittel zur Befriedigung einer von Raffgier und Verblendung geprägten europäischen Erwartungshaltung wirkt, erstrahlt im Text jener als bescheiden und bedürfnislos geschilderte Charakter der Ureinwohner umso kontrastreicher. Bereits die Kinder habe man, ungeachtet ihrer sozialen Herkunft, durch kalte Wasserbäder abgehärtet und nur wenig gestillt, weil aus ihnen keine „gefäßigen“ und „maßlosen“ Erwachsenen werden sollten.⁴⁴ Insgesamt habe sich die Lebensweise der Gesamtbevölkerung durch äußerste Anspruchslosigkeit ausgezeichnet: „(...) *pource qu'ils scauoient fort bien se passer de plusieurs choses, que le luxe plustost que la necessité semble auoir introduites parmy nous.*“⁴⁵ Im Gegensatz zu den im vorhergehenden Abschnitt geschilderten apolitischen „Wilden“, die nur als Gegenbild zu Europa taugten oder zur Insolvenzmasse eines verloren gegangenen Urchristentums zu gehören schienen, machte Vega die Ureinwohner zu Mitgliedern eines funktionierenden Gemeinwesens. Ihre genannten Charaktereigenschaften waren dabei nur der Ausgangspunkt für ein gesellschaftliches Modell, das europäisch vertraut erscheint, zugleich allerdings um Missstände bereinigt wurde. Ähnlichkeiten zu Europa hat Vega zu allererst im hierarchischen Aufbau der Gesellschaft und der Herrschaftsinszenierung

40 Ebd., fol. IXr. und fol. XXIIr. und v.

41 Ebd., fol. XIIr.

42 Ebd., fol. IXr. und v.

43 Ebd., fol. XIIr.

44 Die erste spanischsprachige Ausgabe des ersten Teils erschien 1609 in Lissabon, der zweite Teil 1617 in Córdoba. Verwendet wurde hier die erste französischsprachige Gesamtausgabe beider Teile: G. de la Vega, *Le commentaire royal, ou l'histoire des Yncas, roys du Perou; Contenant leur origine, depuis le premier Ynca Manco Capac, leur Establissement, leur Idolatrie, leurs Sacrifices, leurs Vies, leurs Loix, leur Gouvernement en Paix & en Guerre, leurs Conquestes; les merueilles du Temple du Soleil; ses incroyables richesses, & tout l'Estat de ce grand Empire, auant que les Espagnols s'en fissent maitres, au temps de Huascar, & d'Atahualpa. Ensemble vne description particuliere des Animaux, des Fruicts, des Mineraux, des Plantes, & des singularitez du País*, Paris 1633, S. 445f. und 447 f.

45 Ebd., S. 449.

der Aristokratie und der Könige wahrgenommen.⁴⁶ Er wies jedoch ausdrücklich darauf hin, dass die Könige zwar ihre Paläste mit Gold- und Silberwaren ausgeschmückt hätten, diesen Gegenständen aber insgesamt nur eine untergeordnete Bedeutung zubilligen wollten, sie waren schließlich weder essbar, noch eintauschbar gegen nützliche Dinge („*choses necessaires à la vie humaine*“).⁴⁷ Die übrige Bevölkerung hätte überdies kein Verlangen nach diesen Gütern empfunden, sie wäre vielmehr von einer Lebensführung ohne den „unnötigen Zierrat“ der Mächtigen überzeugt gewesen: „*de passer leur vie sans aucun luxe, sans s'arrester aux superfluitez dont les grands ont accoustumé d'vser.*“⁴⁸ Zwar hätte die Bevölkerung dem König Tribut in Form von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken leisten müssen, diese in Magazinen gelagerten Güter wären aber hauptsächlich zur Unterstützung der Bedürftigen und der Soldaten verwendet worden.⁴⁹ Von großer Bedeutung war für Vega die im Inka-Reich vorhandene Verteilungsgerechtigkeit. Jedem Bewohner wäre so viel Land zugewiesen worden, wie zur Versorgung seiner Familie mit Nahrungsmitteln nötig gewesen sei. Das Land von Alten und Kranken hätten andere mitbearbeitet.⁵⁰ Alles, was sie an Gütern brauchten, hätten die Bewohner des Inka-Reiches selbst produziert, deshalb wären Preissteigerungen und Mangel („*ny de disette ny de cherté*“), wie sie im europäischen Wirtschaftskreislauf üblich waren, unbekannt gewesen.⁵¹ Auch zur Ausbildung eines spezialisierten Handwerks wie Schneiderei oder Schuhmacherei sei es aus diesen Gründen nicht gekommen.⁵² Eine zusätzliche Brisanz erhält die Darstellung, wenn Vega den Umgang mit unterworfenen Völkern schildert. Diese hätte man zuallererst in Wasserbautechniken und im Maisanbau unterwiesen, so dass deren Grundversorgung mit Lebensmitteln hätte verbessert werden können.⁵³ Das eroberte Land wurde also nicht schamlos ausgebeutet, sondern behutsam „kolonisiert“. Im Vergleich zu dieser, von De la Vega ausführlich geschilderten, konstruktiven Kolonialpolitik, die sich auf die Vermittlung von überlegenen Kulturtechniken konzentrierte, erscheinen die spanischen Kolonisierungsversuche nicht nur als barbarisch, sondern auch als ineffizient. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass zumindest ein Teil von De la Vegas Aussagen über das Selbstverständnis der Inka und die Organisation ihrer Gesellschaft zutreffend ist, bleibt es doch auffällig, dass er sich an europaspezifischen Problemfeldern abarbeitete. Als zentrales Kriterium für das Funktionieren einer Gesellschaft diente ihm der Nachweis einer funktionierenden Versorgung mit Gütern des Grundbedarfs. Diese Zielsetzung wurde im Modell der Inka-Gesellschaft durch autarke Haushalte erreicht, die im Notfall auf königliche Magazine zurückgreifen konnten, ansonsten aber kein Ver-

46 Es gibt drei Arten von Kleidung, einfache Wollsachen für das Volk (*petites gens*), eine feine Kleidung (*fine laine*) für die Vornehmen (*gentilhommes*), die an flandrisches Tuch erinnert, und feinste Kleidung (*vestemens les plus fins*) für diejenigen von königlichem Blut. Ebd., S. 520 f.

47 Ebd., S. 526-531.

48 Ebd., S. 529.

49 Ebd., S. 515 f. und 520 f.

50 Ebd., S. 502, 504 und 510.

51 Ebd., S. 514 f.

52 Ebd., S. 450.

53 Ebd., S. 500.

langen nach zusätzlichen Waren äußerten, deshalb war ein dem Warenaustausch dienender Markt unnötig.

5. Drittes Deutungsmodell: Ökonomische Nutzbarmachungsphantasien

Die bisher geschilderten Deutungsmodelle lassen sich ergänzen um ein drittes Modell, das in den frühen Reiseberichten bereits anklingt. In diesem Modell war für die Urbevölkerung nur noch ein untergeordneter Platz vorgesehen, sie wurde weder als Gemeinschaft „edler Wilder“ noch als städtische Idealgemeinschaft geduldet. Ihre Mitglieder fungierten bestenfalls als „Vorkoster“ von neuen Genussmitteln, deren richtigen Gebrauch sie vorführen durften. Hier ging es in erster Linie nur noch um die ökonomische Verwertbarkeit von „Landschaft“, Bodenschätzen und den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften als Sklaven.

Besonders ihre große Fruchtbarkeit („*insule quam fertilissime existunt*“) galt den frühen Reisenden als markantestes Merkmal der mittel- und südamerikanischen Natur. Diese könne eine Vielzahl von fremden, jedoch genießbaren Früchten in unterschiedlichen Reifegraden hervorbringen und deshalb eine durchgehende Ernährung ihrer Bewohner jederzeit garantieren.⁵⁴ Wurde mit diesem Hinweis schon eine Bewertung im Hinblick auf eine mögliche Besiedlung durch Europäer vorgenommen, waren die Beschreibungen der vorhandenen Gewürze („*diverso aromatis genere*“) Teil einer eindeutig ökonomisch definierten Nutzenkalkulation. An diesem Punkt koppelte Kolumbus traditionelle Paradiesvorstellungen mit ökonomischen Vermarktungsideen.⁵⁵ „Verwertbarkeit“ wurde am Schluss seines Briefes schließlich zum zentralen Kriterium und gipfelte in eine im Stil eines Buchhalters durchgeführte Aufzählung möglicher „brauchbarer“ Waren: Gold, Baumwolle, Gewürze und Sklaven.⁵⁶

Für André Thevet waren die geographische Lage eines Landes, die vorhandene Flora und Fauna, die Beschaffenheit des Bodens, die angebauten landwirtschaftlichen Güter und schließlich die Sitten und Gebräuche der dort lebenden Bevölkerung von zentraler Bedeutung. Mit Hilfe dieses Wahrnehmungsrasters bewertete er die Regionen unter dem Aspekt der kulturellen Einordnung bzw. einer möglichen ökonomischen Nutzbarmachung.⁵⁷ Die „Fremde“ war zunächst erst einmal angstbesetzt und ein Grenzbereich, in dem Natur monströs, d. h. unbeherrschbar zu werden drohte.⁵⁸ Ein Gefühl der Vertrautheit wurde dagegen in erster Linie durch die Umwandlung von Natur in landwirtschaftlich genutzte Fläche vermittelt. So wurden die zu Spanien bzw. Portugal gehörenden In-

54 C. Kolumbus, *De insulis nuper inventis* (Anm.18), S. 16 (Abs. 6); A. Vespucci, *Mundus Novus* (Anm.18), S. 22 (Abs. 6).

55 C. Kolumbus, *De insulis nuper inventis* (Anm.18), S. 18 (Abs. 7) und S. 30 (Abs. 15).

56 Ebd., S. 34 (Abs. 17). Das Versprechen auf erfolgreiche „Beute“ ist möglicherweise auch den Erwartungen des Finanziers der Reise geschuldet, der ein derartiges Ergebnis erhofft hatte, vgl. T. Todorov, *Die Eroberung Amerikas* (Anm.19), S. 16 f.

57 Zum Einfluss von Methodologien auf die Reiseliteratur vgl. J. Stagl, *Eine Geschichte der Neugier* (wie Am. 3), S. 77 ff.

58 A. Thevet, *Les singularitez* (Anm.29), fol. 6r.

selgruppen der Kanaren und Kapverden, also Randgebiete der bekannten Welt, zunächst anhand ihrer landwirtschaftlichen Produkte charakterisiert. Zucker, Orangen, Zitronen, Limonen gehörten zu jener verlockenden Warenwelt, die schon einmal einen Vorge-schmack auf jenen Möglichkeitsraum bieten sollte, den man in der „Neuen Welt“ auf-zufinden bzw. zu gestalten hoffte.⁵⁹ Diese Außenposten Europas stellten also eine bereits „geordnete“ Fremde dar, in der das (auch) furchterregende Fruchtbarkeitspotential der Natur in eine nutzbringende Agrarlandschaft umgewandelt wurde. In einem seltsamen Kontrast dazu steht jedoch die geschilderte Lebensweise der für die landwirtschaftliche Arbeit unerlässlichen Sklaven und der einheimischen Bevölkerung, die sich, aus der Per-spektive von Thevet, durch eine archaische Einfachheit auszeichnete und deshalb als vor-bildlich gelobt wurde. Auf diese Weise konnte der europäische Leser, dem gerade noch Genussmittel in großer Vielfalt vorgeführt wurden, auf den Pfad von Tugend und Be-dürfnislosigkeit zurückgeführt werden.⁶⁰ Diese doppelte (ökonomische bzw. moralische) Bewertung wurde auch in seiner Beurteilung des auf den Kapverden gebräuchlichen Palmweins noch einmal deutlich. In diesem Zusammenhang präziserte er seine Position zu einem Konsum, den er als sinnvollen Gebrauch von gottgegebenen Dingen wertete, allerdings mit der Zielsetzung, sich eine Erleichterung des Leben zu verschaffen („*pour le soulagement de nostre vie*“), ohne sich sündhaft zu verhalten.⁶¹

Während die frühen Reisenden ihre Leser nur sehr allgemein über unbekannt Güter und Lebensmittel informierten, beschrieb Jean de Léry ausführlich Gestalt und Geschmack einzelner Beispiele. So hielt er die Ananas auf Grund ihrer Süße für die „hervorragendste Frucht Amerikas“.⁶² Auch über die Vorzüge des Tabaks berichtete er: Dieser werde von den Ureinwohnern wegen seiner positiven Eigenschaften hoch geschätzt, er könne Hun-ger stillen und „überflüssige Launen“ („*les humeurs superflues du cerveau*“) beseitigen. Die Angaben der Ureinwohner zum Gebrauch des Tabaks in Form der in Europa noch unbekannt Inhalation („*et le mettant ainsi un peu allumé dans leurs bouches, ils en tirent en ceste façon la fumée*“) konnte Léry nach einem Selbstversuch bestätigen.⁶³ Er beharrte sogar darauf, dass er dieses „Kraut“ entdeckt habe und es nicht identisch sei mit dem in Europa schon bekannten „Nikotin“.⁶⁴

6. Konsum als politisches Motiv in Reiseberichten?

Diesem Aufsatz liegt ein konstruktiver Politikbegriff und ein erweitertes Verständnis des Politischen zugrunde, das sich nicht im bloßen Machthandeln weniger Akteure erschöpft, aber auch nicht in einem allumfassenden Gesellschaftsbegriff aufgelöst werden

59 Zur Beschreibung der Kanaren, Kapverden, Madeira vgl. ebd., fol. 8r.-21r.

60 So schreibt er über die Ernährungsgewohnheiten der Nordafrikaner: „Ils viuent assez bon aage, plus (à mon aduis) pour la sobrieté, & indigence de viandes, que autrement.“ Ebd., fol. 8r.

61 Ebd., fol. 19r. und 20v.

62 J. de Léry, *Histoire* (Anm. 17), S. 325f.; zu weiteren Früchten vgl. ebd., S. 314-321.

63 Ebd., S. 327.

64 Ebd., S. 328f.; zur Geschichte der Einführung des Tabaks in Europa vgl. A. Menninger, *Genuss im kulturellen Wandel: Tabak, Kaffee, Tee und Schokolade in Europa (16.-19. Jahrhundert)*, Stuttgart 2004.

soll.⁶⁵ Dieser Bereich des Politischen konstituiert sich vielmehr durch Kommunikation, die auf gesellschaftliche Entscheidungs- und Konsensfindungsprozesse reagiert oder sie anstößt.⁶⁶ Die frühneuzeitliche Kommunikation über den Konsum bietet sich als idealer Untersuchungsgegenstand einer derartig definierten Neuen Politikgeschichte geradezu an. In den meisten frühneuzeitlichen Gesellschaften kollidierte die Forderung nach sichtbaren Unterscheidungsmerkmalen zwischen den sozial und politisch ungleich bewerteten Individuen mit deren eigener Vorstellung von sozialer Inszenierung durch Konsumgüter. Sobald diese aber als legitime bzw. illegitime Mittel der Selbstdarstellung verwendbar wurden, konnten Definitionen von Zugangsregeln zu diesen Gütern einen umfassenden Diskussionsbedarf hervorrufen.

Sowohl die französischen als auch die spanischen Reiseberichte des sechzehnten Jahrhunderts bewegten sich bei der Beschreibung fremder Kulturen in einem Spannungsfeld aus Wiedererkennung von Vertrautem und der Wahrnehmung von Unbekanntem. Konsumgewohnheiten wurden dabei als entscheidendes Bewertungskriterium ausgewählt, der einzelne Konsument wurde allerdings zumeist anonymisiert oder verschwiegen. Ausgangspunkt war eine idealisierte oder dämonisierte Ursprungsgesellschaft aus moralisch aufgeladenen oder abgestumpften Naturmenschen, deren Hauptmerkmal eine im Kontrast zur üppigen Flora stehende Bedürfnislosigkeit war. Aus diesem reduzierten Bedürfnisverständnis erwuchs der Figur des „Wilden“ eine Definitionsmacht, die das Selbstbild der europäischen Leser erschüttern konnte und sollte. Denn letztlich ging es hier nicht mehr nur um eine nostalgische Erinnerung an einen verlorenen Naturzustand des Menschen, sondern um die Stimulation eines wunden Punktes im christlichen Selbstverständnis, der Unvereinbarkeit einer unbeschränkten Nutzung von Privateigentum (einschließlich der Verfügungsgewalt über Konsumgüter) und christlicher Moral. Zusätzlich angestachelt wurde dieses Unbehagen durch Beispiele aus Mittel- und Südamerika, die aufzeigen konnten, dass moralisches Handeln, kontrollierter Konsum, Verzicht auf Privateigentum und die Organisation einer komplexen Gesellschaft durchaus vereinbar waren. Eingebettet in die große Erzählung der Reise wurde der Diskurs über den Konsum auf diese Weise verlängerbar bis in einen utopischen Gegendiskurs. Es erfolgte eine Statusneubestimmung gerade auch über ein eingefordertes mündiges (Konsum)Verhalten oder besser die Konsumverweigerung. Umso erstaunlicher scheint der Befund, dass dieser mündige Konsument zugleich konfrontiert wurde mit einer Vielzahl von neuen potentiellen Bedürfnisgegenständen in Gestalt von neuen Konsumgütern. Der Versuch einer moralischen Distanzierung von Europa (durch eine angenommene Rückkehr zu vermeintlichen Ursprüngen) wurde begleitet von einem Streben nach der ökonomischen Durchdringung der „Neuen Welt“, das möglicherweise auch eine Emanzipation von europäischen Konsum- und Gesellschaftsmodellen darstellt.

65 U. Frevert, Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen, in: U. Frevert/H.-G. Haupt (Hg.), Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, Frankfurt a. M./New York 2005, S. 7-26, S. 10.

66 U. K. Preuß, Umriss einer neuen konstitutionellen Form des Politischen, in: ders., Revolution, Fortschritt und Verfassung, Frankfurt a. M. 1994, S. 123-170, S. 129 und 156.

Konsumenten als nationale Systembauer: Deutsche und niederländische Radfahrerverbände im Vergleich, 1900–1940

Anne-Katrin Ebert

ABSTRACT

Consumers and national System-builder: Comparing German and Dutch cyclists' unions, 1900–1940

This article explores the variability and the limits of the political in regard to cyclists' unions in Germany and the Netherlands between 1900 and 1940. In both countries, cyclists formed national consumer organizations, mixing consumer demands with social and even political implications. The Dutch Cyclists' Union managed to establish herself as an eminent political actor and „system builder“ with lasting impact on traffic legislation and road construction. While liberals were loosing the political majority in Dutch parliament, the Cyclists' Union became a stronghold of Dutch liberalism outside the narrow confines of the old institutionalized political arena. In contrast, German cyclists' dreams of opening up social elites and fostering social and political change through the bicycle were shattered. The bicycle, which had started off as a luxury good in the 1890s and had become a common means of transport by the 1920s, was more suitable for political communications „from top to bottom“. Old liberal elites in the Netherlands were quite successful in making use of this consumer object in order to reformulate their existing claims to power and create new realms of the political. A transformation of social and political conditions „from the bottom up“, as it was hoped for by part of the German cyclists' movement, however, turned out to be utopian.

1. Einleitung

Die Anzahl an Studien zum Konsum ist in den letzten Jahren in vielen Bereichen nahezu explosionsartig angestiegen. Das Bild vom passiven Konsumenten, das in der neoklassischen und marxistischen Wirtschaftstheorie überwog, ist vielfach kritisch hinterfragt worden.¹ Stattdessen hat die historische Konsumforschung der letzten Jahre die aktive und gestaltende Rolle von Konsumenten und die zentrale Bedeutung von Konsum hervorgehoben.² Mit Hilfe des Konsums etablieren sich soziale Gruppen und werden gesellschaftliche Unterschiede konstruiert. Dennoch ist der Kauf und Gebrauch von Gegenständen allein noch keine politische Tat. Nach einer Definition der Neuen Politikgeschichte besteht politische Kommunikation aus mehreren Aspekten: Politisch ist Kommunikation dann, wenn sie (a) Breitenwirkung, Nachhaltigkeit und Verbindlichkeit besitzt, beansprucht oder zuerkannt erhält, (b) Regeln des Zusammenlebens, Machtverhältnisse oder Grenzen des Sag- und Machbaren thematisiert und (c) auf vorgestellte überindividuelle Einheiten Bezug nimmt oder sie implizit voraussetzt. Da im Konsum jedoch immer auch Regeln des Zusammenlebens thematisiert werden, ist dessen Affinität zum Politischen evident.³ Umso bemerkenswerter ist es, dass Konsum bis heute das Stigma der Banalität anhängig ist.⁴ Dabei erscheint die wissenschaftliche Erforschung des Konsums geradezu prädestiniert, um die Variabilität und die Grenzen des Politischen auszuloten.

Im Folgenden soll anhand des Beispiels des Radfahrens in den Niederlanden und in Deutschland zwischen 1900 und 1940 analysiert werden, wie die Radfahrer beider Länder aus ihrer Eigenschaft als Nutzer des Fahrrads heraus politische Ambitionen konstruierten und reklamierten. Sowohl in den Niederlanden als auch im Deutschen Reich ist um 1900 der Versuch der Radfahrer-Verbände zu erkennen, aus dem Gebrauch des Fahrrads nicht nur soziale und kulturelle, sondern eben auch politische Ansprüche abzuleiten. Trotz ähnlicher Ausgangspositionen entwickelte sich das Radfahren in beiden Ländern jedoch sehr unterschiedlich. In den Niederlanden gelang es dem Radfahrerverband A.N.W.B., sich dauerhaft als politischer Akteur zu etablieren und nachhaltigen Einfluss

1 D. Winch, *The Problematic Status of the Consumer in Orthodox Economic Thought*, in: F. Trentmann (Hg.), *The Making of the Consumer: Knowledge, Power and Identity in the Modern World*, Oxford / New York 2006, S. 31–51.

2 Den Beginn der Beschäftigung mit der Konsumgeschichte markieren insbesondere J. Brewer/R. Porter (Hg.) *Consumption and the World of Goods*, London 1993. Für die Forschung in Deutschland siehe M. Prinz (Hg.), *Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne*, (Forschungen zur Regionalgeschichte 43), Paderborn 2003; H. Siegrist/H. Kaelble/J. Kocka (Hg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M. / New York 1997; W. König, *Geschichte der Konsumgesellschaft*, (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 154), Stuttgart 2000; H.- G. Haupt/C. Torp (Hg.), *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990. Ein Handbuch*, Frankfurt a. M. 2009.

3 Siehe dazu die Einleitung in diesem Heft und vgl. M. Daunton/M. Hilton, *The Politics of Consumption. Material Culture and Citizenship in Europe and America*, Oxford / New York 2001.

4 Zum Tabu Konsum in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung siehe J. Baudrillard, *Le système des objets*, Paris 1982. Vgl. auch M. Hilton, *The Banality of Consumption*, in: F. Trentmann/K. Soper (Hg.), *Citizenship and Consumption*, London 2008, S. 87–103.

auf die politische Gestaltung der Niederlande auszuüben. Im Deutschen Reich blieb den Verbänden eine ähnliche politische Partizipation hingegen versagt. Eine ganze Reihe von Faktoren beeinflussten diese unterschiedlichen Grenzziehungen des Politischen.

2. An der Spitze der Bewegung: Soziale Distinktion im bürgerlichen Radsport

Wer sich zu Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein Fahrrad leisten wollte, musste über erhebliche Geldmittel verfügen. Mit durchschnittlichen Preisen zwischen 250 und 350 Mark entsprachen selbst billigere Markenfahräder immer noch dem Vierfachen eines durchschnittlichen Monatsgehalts in Handwerk, Industrie und Handel. In der Landwirtschaft war es sogar der siebenfache Betrag.⁵ Wilhelm Wolf, der Autor des renommierten Handbuchs *Fahrrad und Radfahrer*, bezeichnete daher auch den „besser gestellte[n] Mittelstand“ als Hauptzielgruppe für das „blinkende Stahlross“.⁶

Es waren jedoch nicht die hohen Kosten allein, die den spezifischen, distinktiven Charakter des bürgerlichen Radsports um 1900 konstituierten. Vielmehr sind in Anlehnung an Appadurais Definition des Luxus zwei weitere Aspekte für dieses „spezielle Konsumregister“ kennzeichnend: die komplexe, „korrekte Konsumtion“ des Fahrrads im von englischen Vorbildern geprägten Radsport sowie die enge Verknüpfung des Radfahrens mit der Körperlichkeit des Radfahrers.⁷ Auf letzteres soll im Folgenden zunächst eingegangen werden, ehe dann in einem zweiten Schritt der bürgerliche Radsport als „korrekte Konsumtion“ näher beschrieben wird.

Im Sinne der von Bruno Latour popularisierten Akteur-Netzwerk-Theorie ist bei der Analyse der bürgerlichen Radfahrbewegung die spezifische Wirkmächtigkeit des Gegenstandes zu berücksichtigen, d. h. die Art und Weise, wie das Fahrrad im Zusammenspiel mit dem Menschen als Aktant in soziale Beziehungsgeflechte und Bedeutungszusammenhänge eingriff.⁸ In seiner seit 1890 zunehmend festgefügt Form des Niederrads,⁹ eines Zweirads mit zwei hintereinander angeordneten, gleichgroßen Rädern mit Gummibereifung, die über einen Pedalantrieb mit Übersetzung angetrieben wurden, machte

5 Festschrift zum vierzigjährigen Bestehen des Vereins Deutscher Fahrrad-Industrieller e.V., 1888–1928, Berlin 1928, S. 26, 29. Vgl. auch O. E. Seyfert, Die deutsche Fahrradindustrie. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Großherzoglich Badischen Ruprecht-Karls Universität in Heidelberg, Borna/Leipzig 1912, S. 43, S. 49; W. G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, Abteilung Staatswissenschaft), Berlin/Heidelberg/New York 1965, S. 493-498.

6 W. Wolf, *Fahrrad und Radfahrer*, Leipzig 1890, S. 5.

7 A. Appadurai, Introduction: commodities and the politics of value, in: ders. (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge/New York 1986, S. 3-63, hier S. 38.

8 Vgl. hierzu B. Latour, *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*, Paris 1993; B. Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M. 2007.

9 Zum Niederrad als Resultat eines Aushandlungsprozesses verschiedener sozialer Gruppen vgl. W. Bijker, *The Social Construction of Technology*, Eijsden 1990, S. 83-90.

das Fahrrad bestimmte Vorgaben an seine NutzerInnen. Dieses Handlungsprogramm enthielt in sich bereits soziale Unterscheidungen.¹⁰ Anders als beim in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch sehr beliebten Dreirad, beruhte das Niederrad auf dem technischen Grundprinzip eines dynamischen Gleichgewichts. Zum Initiationsritus des Radfahrens gehörte das Erlernen dieser dynamischen Balance: „sich vorwärts bewegen [...] ohne umzufallen.“¹¹ Das Kämpfen mit und um die Balance war zugleich eine wichtige Abgrenzung gegenüber all denjenigen „Angstmeiern“, die lieber auf das statische Gleichgewicht ihrer zwei Beine, der Kutsche oder der Eisenbahn vertrauten.¹²

Im Gegensatz zu anderen Mensch-Maschine-Verhältnissen beruhte das Radfahren zudem auf dem Prinzip einer permanenten Rückkoppelung: Ohne Menschen funktionierte das Fahrrad nicht. Der Radfahrer musste treten, gewissermaßen als Motor fungieren, die Maschine lenken und das Gleichgewicht halten. In diesen komplexen Anforderungen der Maschinen sahen die Radfahrer ein besonderes Training und eine Schulung der eigenen Körperlichkeit und Persönlichkeit. Auf seiner Maschine gewinne der Radfahrer „fortgesetzt an Disziplin, an Selbstbeherrschung, die Fähigkeit zu festem, geradem, zielbewusstem Handeln wächst; und so erzieht der Sport [...] eine charaktervolle Persönlichkeit.“¹³ Die Auseinandersetzung mit der Maschine und der eigenen Körperlichkeit vermehrte das kulturelle und soziale Kapital.

Der Spaß und die Freude an der körperlichen Herausforderung des Fahrrads waren ein Spiel mit bestimmten Regeln, nämlich denjenigen des „Sports“.¹⁴ In dieser „Belustigung, die im Freien vor sich geht“ meinte der Brockhaus von 1868 einen „eigenthümliche[n] Zug des engl. Nationalcharakters“ zu entdecken.¹⁵ Die „ursprüngliche Bedeutung eines bloßen Zeitvertreibs“ habe sich mittlerweile erweitert und der Sport sei „zu einer Art höherer Kunst und Wissenschaft“ geworden, „die mit Eifer gepflegt wird, und deren Kenntniß zur Ausbildung eines vollendeten Gentleman unentbehrlich“ sei. Die Definition des Sports in diesem deutschsprachigen Lexikon, die in ganz ähnlicher Weise auch in den niederländischen Wörterbüchern der damaligen Zeit wiederzufinden ist,¹⁶ offenbart das herausragende soziale Distinktionspotential dieser Belustigung: Nicht nur war sie ein Zeitvertreib der Gentlemen, auch die Orientierung an englischen Vorbildern sowie die

10 M. Akrich, *The De-Scriptio[n] of Technical Objects*, in: W. Bijker / J. Law (Hg.), *Shaping Technology / Building Society: Studies in Sociotechnical Change*, 2. Auflage, Cambridge/Mass. 1997, S. 205-224.

11 C. Fressel, *Der Radfahrersport vom technisch-praktischen und ärztlich-gesundheitlichen Standpunkte*, Neuwied / Leipzig 1898, S. 100.

12 Ebenda.

13 E. Bertz, *Philosophie des Fahrrads*, Dresden/Leipzig 1900, S. 179.

14 Vgl. hierzu die klassische Definition des Spiels bei J. Huizinga, *Homo ludens. Proeve eener bepaling van het spelelement der cultuur*, Haarlem 1938, S. 56.

15 Sport, in: *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*, 11. Auflage, 13. Band, Leipzig 1868, S. 943. Vgl. auch die beinahe unveränderte Definition von Sport in der vorherigen Ausgabe, „Sport“, in: *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*, 10. Auflage, 14. Band, Leipzig 1854, S. 354.

16 Vgl. Sport, in: *Geïllustreerde Encyclopaedie. Woordenboek voor wetenschap en kunst, beschaving en nijverheid. Onder hoofdredactie van A. Winkler Prins*, 2. Auflage, 13. Band, Rotterdam 1887. Für die frühen Verwendungen des Begriffs Sport in den Niederlanden vgl. P. Breuker, *Datering en acceptatie van het woord ‚sport‘ in het Nederlands*, *De Sportwereld* 38/39 (2005), S. 4-6.

ernsthafte, „wissenschaftliche“ Beschäftigung mit dem Fahrrad gehörten zur komplexen „korrekten Konsumtion“ des Fahrrads.

Das erforderliche soziale und kulturelle Einstiegskapital war hoch. Die Aufnahme in den Clubs war durch Ballotage geregelt, die Mitglieder der Clubs mussten über die notwendigen technischen und sprachlichen Kenntnisse verfügen, um ihr weitestgehend von englischen Fachtermini dominiertes Vergnügen zu betreiben. Der Sport-Begriff, die Kunst und Wissenschaft um ihrer Selbst willen, implizierte den Ausschluss von kommerziellen Interessen.¹⁷ Die Radfahrverbände, die sich in den Niederlanden und im Deutschen Reich in den 1880er Jahren gründeten, konstituierten sich als reine Amateurverbände. Ihnen ging es nicht um einen wirtschaftlichen Vorteil, vielmehr postulierten sie den ideellen Mehrwert ihres Radsports.

Sowohl im Deutschen Reich als auch in den Niederlanden kamen die Radsportler Ende des 19. Jahrhunderts zumeist aus dem Kaufmannsstand und gehörten dem wohlhabenden Bürgertum an.¹⁸ Die „korrekte Konsumtion“ des Fahrrads im bürgerlichen Radsport-Club unterstrich die wirtschaftliche Stärke und soziale Distinktion der Radfahrer. Das Fahrrad war das willkommene „Charakterbildungsmittel“ für eine soziale Gruppe, die sich mit diesem Konsumgegenstand als weltgewandte, leistungsbereite, moderne Elite konstruierte.¹⁹ In einer sich verändernden Zeit, die dem Einzelnen neue und andere Fähigkeiten abverlangte, erzog das „individualistische Rad“ seine Anhänger zu „selbstständigen Menschen“.²⁰ Sowohl im Deutschen Reich als auch in den Niederlanden ist die Nähe der bürgerlichen Radfahrerverbände zum Liberalismus augenfällig.

3. Bürgerliche Radsportverbände und der Anspruch auf Breitenwirkung

3.1 Die nationale Verbindlichkeit: Der Führungsanspruch der Verbände

Die verschiedenen, zumeist an englischen Vorbildern orientierten Clubs in Deutschland und den Niederlanden organisierten sich ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in nationalen Verbänden. Mit dem Begriff der Nation verbanden sich nach außen die Konkurrenz von Nationen untereinander und das nach innen orientierte Plädoyer nach Einheit und Zusammenhalt. Der nationale Bezugsrahmen implizierte einen gesellschaftlichen Führungsanspruch, den die modernen, leistungsstarken Radfahrer mit ihren Organisationen beanspruchten.

17 Vgl. C. Eisenberg, ‚English sports‘ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn 1999, S. 67.

18 A. K. Ebert, Radelnde Nationen. Die Geschichte des Fahrrads in Deutschland und den Niederlanden bis 1940, Frankfurt a. M./New York 2010, S. 51.

19 Vgl. E. Bertz, Philosophie des Fahrrads (Anm. 13), S. 80; Der Radsportsport, in: Der deutsche Radfahrer 5 (1889) 24, S. 279–280.

20 Ebenda, S. 123.

Weder in Deutschland noch in den Niederlanden war die Organisation in einem nationalen Verband konkurrenzlos. Im Deutschen Reich konkurrierten auf der nationalen Ebene zwei unterschiedliche Verbände, der „Deutsche Radfahrer-Bund“ (D.R.B.) und die „Allgemeine Radfahr-Union“ (A.R.U.).²¹ Während die Union sich mit ihrer Ausrichtung an alle „Radfahrer deutscher Zunge“ auch an die deutschsprachigen Österreicher der Habsburgermonarchie wandte, richtete sich der Deutsche Radfahrer-Bund an die Radfahrer im Deutschen Reich. Die Konkurrenz beider Verbände beherrschte den bürgerlichen Radsport bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Auch in den Niederlanden war die nationale Ausrichtung an den existierenden Grenzen zumindest anfänglich umstritten: Der erste Gründungsaufwurf zu einem nationalen Verband richtete sich explizit auch an den flämisch-sprachigen Teil Belgiens.²² Aber innerhalb des Königreichs der Niederlande setzte sich im Gegensatz zum Deutschen Reich ein alleiniger nationaler Verband weitestgehend durch: der „Algemene Nederlandse Wielrijders-Bond“ (A.N.W.B.). Dieser musste sich zwar insbesondere im Süden des Landes gegen regionale Verbände wehren und auch die belgische Konkurrenz bestreiten,²³ aber der Alleinvertretungsanspruch des A.N.W.B. war wesentlich gefestigter im Vergleich zu der Situation im Deutschen Reich. Dort etablierte sich neben den beiden nationalen Verbänden 1891 auch noch der Sächsische Radfahrerbund als regionale Kraft.²⁴ Die Breitenwirkung und Verbindlichkeit der nationalen Verbände fiel somit recht unterschiedlich aus.

3.2 Die Einbindung in das Zusammenleben: Der Radsport und das Erfinden nationaler Traditionen

Der Bezug auf die Nation war nicht nur eine organisatorische Aufgabe, es war auch eine diskursive Herausforderung. Der aus England transferierte Radsport musste in die eigene nationale Agenda eingebettet werden. Neben der Übersetzung der englischen Fachsprache, die in beiden Ländern intensiv, aber nicht durchgängig betrieben wurde,²⁵ ging es auch darum, fernab des Vorwurfs der „Anglomanie“ die Bewegungsform Radfahren in eine nationale Tradition einzubetten.²⁶

21 R. Rabenstein, Radsport und Gesellschaft. Ihre sozialgeschichtlichen Zusammenhänge in der Zeit von 1867 bis 1914, 2. Auflage, Hildesheim/München/Zürich 1996, S. 201-202.

22 Aan den Lezer, in: Maandblad, 20. Januar 1885.

23 Vgl. A.N.W.B. Archief 198, Rijwielgrensdocumenten, Briefwechsel zwischen J.C. Burkens und M. Retera te Beck vom 31. August 1897 und vom 4. September 1897.

24 Der Sächsische Radfahrer-Bund, in: P. von Salvisberg (Hg.), Der Radfahrersport in Bild und Wort, 2. Neuauflage der Ausgabe München 1897, Hildesheim/Zürich/New York 1998, S. 205-206. Vgl. auch F. Waentig-Hauck, Kurze Chronik der Reichsdeutschen Radfahrer-Vereinigungen unter besonderer Bezugnahme auf die Einheitsbestrebungen derselben neben einer geschichtlichen Skizze über die ersten Erfindungen auf radsportlichem Gebiet, Neuwied/Leipzig 1898, S. 16.

25 A. K. Ebert, Radelnde Nationen (Anm. 18), S. 149-152.

26 Cyclists Touring Club, in: Der Velocipedist 2 (1884) 4, S. 1.

Im Sinne einer „erfundenen Tradition“ bedienten sich die Radfahrerverbände beider Länder aus einem „Steinbruch“ nationaler Bedeutungskontexte,²⁷ um den besonderen nationalen Nutzen des Radsports zu etablieren und zugleich auch sich selbst an die Spitze einer eindrucksvollen, nationalen Tradition zu stellen. In den Niederlanden erfolgte der Rückgriff auf die nationale Tradition mit Bezug auf das Schlittschuhlaufen. Das dynamische Gleichgewicht des Radfahrens ähnelte der Körpererfahrung des Eislaufens. Letzteres galt als ein traditionelles, niederländisches Freizeitvergnügen. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich zudem unter dem Einfluss der englischen Sportbewegung „IJsclubs“ in den holländischen Städten gegründet, die ihre winterlichen Eisbahnen an spektakulären Orten in der Stadt errichteten.²⁸ Der Eissport war dadurch gegen Ende des 19. Jahrhunderts an die Spitze der vornehmen Sportbewegung im Land gerückt.²⁹ Eisläufer und Radsportler kamen nicht nur aus ähnlichen Kreisen, dem wohlhabenden, liberal orientierten, städtischen Bürgertum, sie ergänzten sich auch organisatorisch: Die Eisbahnen konnten im Sommer von den Radsportlern genutzt werden.³⁰ Über das Eislaufen konnten die niederländischen Radsportler eine weitere nationale Tradition rekrutieren: Die Vorbildhaftigkeit der Bürger des „Goldenen Zeitalters“. Die Rückbesinnung auf die vermeintlichen alten Tugenden des 17. Jahrhunderts war insbesondere von liberaler Seite immer wieder gefordert worden.³¹

Im Deutschen Reich waren die Radsportvereine mit der Tradition des Turnens konfrontiert, die nicht nur die körperliche Erziehung, sondern auch das Verständnis vom „deutschen Körper“ und der deutschen Nation maßgeblich geprägt hatte.³² Die Anfänge des Radsports im Land verliefen parallel mit dem scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg der Deutschen Turnerschaft, deren Mitgliederzahl von 130.000 im Jahr 1869 auf 1,1 Millionen im Jahr 1913 anstieg. Viele Artikel in der Selbstverständigungsliteratur der Radfahrer bemühten sich, die Gemeinsamkeiten von Radfahren und Turnen zu betonen. Das Radfahren stünde mit den Turnvereinen an erster Stelle, wenn es darum gehe, die körperliche Kraft und Gewandtheit des Menschen zu fördern.³³ Beide Körperübungen „suchen die Jugend zu stählen, das Alter zu verjüngen, die Gesundheit des Volkes, die Wehrkraft des Vaterlandes zu heben.“³⁴

Aber anders als bei der Verbindung zwischen Eislaufen und Radfahren in den Niederlanden, die im Wesentlichen in den gleichen Milieus betrieben wurden und einander in

27 E. Hobsbawm/T. Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

28 J. H. Furnée, *The Thrill of Frozen Water: Class, Gender and Ice-Skating in the Netherlands, 1600–1900*, in: S. C. Anderson/B. H. Tabb (Hg.), *Water, leisure and culture: European historical perspectives*, Oxford 2002, S. 53–69. Vgl. auch R. Stokvis, *Strijd over sport. Organisatorische en ideologische ontwikkelingen*, Amsterdam 1978, S. 18.

29 Vgl. M. van Bottenburg, *Verborgene competitie. Over de uiteenlopende populariteit van sporten*, 2. Ausgabe, Meppel 2004, S. 162–169.

30 G. J. M. Hogenkamp, *Een halve eeuw wielersport*, Amsterdam 1916, S. 36.

31 Vgl. als Beispiel für die Verknüpfung dieser beiden Topoi siehe Ch. Boissevain, *Van den Rijn naar zee op een driewieler*, in: *De Gids* 48 (1884) 4, S. 227–270, hier S. 228–229.

32 Vgl. S. Goltermann, *Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860–1890* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 126), Göttingen 1998.

33 Schützer, *Radsport, Turnen und Spielsport*, in: *Das Stahlrad* 8 (1893), S. 2–3, hier S. 2.

34 F. Kalckenberg, *Radfahrer und Turner*, in: *Der deutsche Radfahrer* 5 (1889) 18, S. 213–214.

Sommer und Winter ergänzten, war die Verbindung zwischen Radfahren und Turnen von Anfang an problematisch und von Konkurrenz geprägt. Bei der Vergabe von Hallen- und Übungsplätzen waren die Radsportverbände auf die Mithilfe der mächtigen Turnerschaft angewiesen. Sie übernahmen die Organisationsstrukturen der Turner und ahmten ihre Bundestage den imposanten Turnfesten sehr nach.³⁵ Dennoch ließen viele Radfahrer keinen Zweifel daran, dass sie sich dem altehrwürdigen Turnen in vielerlei Hinsicht überlegen sahen. Das Turnen habe zu seiner Zeit einen heilsamen Einfluss auf das deutsche Volk gehabt, erklärte ein Beitrag im *Deutscher Radfahrer-Bund* von 1894, aber jetzt sei es der Radsport, der einen neuen Menschen aus seinen Anhängern mache. Die nationale Integrationskraft sollte vom Turnen auf den Radsport übergehen, denn so wie jenes einst das Volk aus dem dumpfen „Vorsichhinleben“ aufzurütteln und „wieder zu sich selbst zurückzuführen“ vermocht habe, so würde nun der Radsport „als echtes und rechtes Kind unseres Jahrhunderts“ das Volksleben von Grund auf erneuern.³⁶ Gegenüber den als plebejisch wahrgenommenen Turnern sahen sich die bürgerlichen Radfahrer als eigentliche neue Führungsschicht.

Dieser Anspruch wies weit über die Konkurrenz mit den Turnern und den Bereich der Körperübungen hinaus. Mit dem Radsport verband sich die Utopie eines gesellschaftlichen Wandels. Die Radfahrer verbanden mit ihrem Sport Hoffnung auf eine gesellschaftliche Durchmischung von bürgerlichen und aristokratischen Kreisen. Die zukunftsweisende Maschine Fahrrad würde das Pferd ersetzen und damit bislang geschiedene Gesellschaftsschichten zueinander führen. Der Radsport, so prophezeite eine Artikel im *Stahlrad* von 1895, werde auch in der höheren Gesellschaft immer mehr Anhänger finden und schon jetzt würden einige das Pferd nur noch zu besonderen Anlässen benutzen.³⁷ Wilhelm Wolf erklärte 1890 in seinem Handbuch *Fahrrad und Radfahrer* programmatisch, dass es ein großes Glück wäre, „wenn das Radfahren dazu beitrüge, dass gewisse exklusive Kreise sich den breiten Schichten des gebildeten Mittelstandes wieder mehr näherten, damit ihnen die für ihren Beruf so notwendige Berührung und Verbindung mit demselben nicht ganz abhanden komme.“ Dass das Radfahrerwesen diese „segensreiche Aufgabe löse“, sei, so Wolf, „unser sehnlichster Wunsch.“³⁸

Sowohl in den Niederlanden als auch im Deutschen Reich ist diese Politisierung des Konsums zu beobachten. Die bürgerlichen Radsportler inszenierten sich als Spitze der modernen nationalen Bewegung. Dieser Führungsanspruch hatte jedoch unterschiedliche Stoßrichtungen. In den Niederlanden bildete das liberale Lager das politische Establishment. Durch das Aufkommen neuer politischer Strömungen, der Anti-Revolutionären und der Sozialisten, war es gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend unter Druck geraten.³⁹ Der Nationalismus, in den der Radsport eingebettet wurde, zielte darauf ab,

35 Ebenda, S. 214.

36 Was ist Radfahrersport?, in: *Deutscher Radfahrer-Bund* 7 (1894) 34, S. 1032-1033.

37 Pferd und Fahrrad, in: *Das Stahlrad* 10 (1895) 48, S. 873-874.

38 W. Wolf, *Fahrrad und Radfahrer* (Anm. 6), S. 6.

39 Vgl. H. te Velde, *Gemeenschapszin en plichtsbef. Liberalisme en Nationalisme in Nederland 1870–1918*, Groningen 1992.

den eigenen gesellschaftlichen Führungsanspruch gegenüber diesen neuen Strömungen zu bekräftigen und zu verteidigen. Demgegenüber war die Situation im Deutschen Reich eine andere. Mit dem Radsport sollten gesellschaftlichen Grenzen aufgebrochen und neue Führungsansprüche etabliert werden. Im Vergleich zum niederländischen Verband hegten die deutschen Radsportler somit vergleichsweise große Hoffnungen bezüglich der gesellschaftlichen Sprengkraft und der politischen Relevanz des Radsports. Angesichts der im Vergleich zu den Niederlanden wesentlich schwierigeren organisatorischen und diskursiven Ausgangsposition war die Gefahr der Enttäuschung indes groß.

4. Konsumentenverbände und der diversifizierte Fahrradgebrauch. Wandlungen des politischen Anspruchs

4.1 Das Ende des bürgerlichen Konsummusters Radsport

Nach der Jahrhundertwende erodierten sowohl in Deutschland als auch in den Niederlanden die bisherigen Konsummuster beim Fahrrad. Begünstigt durch die sinkenden Produktionskosten sanken auch die Preise für ein Fahrrad. Parallel stieg die Zahl der Radfahrerinnen und Radfahrer, die das Fahrrad als Verkehrsmittel im Alltag nutzten. 1899 besaßen ca. zwei Prozent der Bevölkerung in den Niederlanden ein Fahrrad.⁴⁰ Zu Beginn der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts waren es 20 Prozent.⁴¹ 1939/49 hatte jeder zweite Niederländer ein Fahrrad. Der Anteil der Radfahrer am Gesamtstraßenverkehr war stieg rapide. 1923 waren bei einer niederländischen Verkehrszählung 74 Prozent der Verkehrsteilnehmer Radfahrer, gefolgt von den Automobilisten mit elf Prozent und den Motorradfahrern mit fünf Prozent.⁴²

Auch im Deutschen Reich gingen Schätzungen davon aus, dass Ende der zwanziger Jahre jeder fünfte bis sechste Einwohner über ein Fahrrad verfügte. Mitte der dreißiger Jahre erhöhten sich diese Zahlen auf jede dritte bzw. vierte Person.⁴³ Bei einer im Juli 1927 durchgeführten Verkehrszählung in Hannover waren zwei Drittel aller Wegebenutzer Radfahrer.⁴⁴ Im Ruhrgebiet stellten die Radfahrerinnen und Radfahrer in den dreißiger Jahren ein Drittel bis die Hälfte aller Verkehrsteilnehmer.⁴⁵

Die Diffusion des Fahrrads als Verkehrsmittel stellten die bürgerlichen Verbände beider Länder vor eine schwierige Situation. Zwar hatten diese sich zum Ziel gesetzt, den

40 Welsprekende Cijfers, in: De Kampioen 18 (1901) 11, S. 211-213, hier S. 212.

41 Vgl. F. H. M. Grapperhuis, Over de loden last van het koperen fietsplaatje. De Nederlandse rijwielbelasting 1924-1941, Franeker 2006, S. 65.

42 A. A. Albert de la Bruhèze/F. C. A. Veraart, Fietsverkeer in praktijk en beleid in de twintigste eeuw. Overeenkomsten en verschillen in fietsgebruik in Amsterdam, Eindhoven, Enschede, Zuidoost-Limburg, Antwerpen, Manchester, Kopenhagen, Hannover en Basel, Den Haag 1999, S. 47.

43 W. Seidensticker, Fahrrad und Radweg in städtebaulicher Beziehung, untersucht am Beispiel des Ruhrgebiets. Von der Fakultät für Bauwesen an der Technischen Hochschule Hannover zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenieurs genehmigte Dissertation, Bochum 1937, S. 6.

44 C. Henneking, Der Radfahrverkehr. Seine volkswirtschaftliche Bedeutung und die Anlage von Radfahrwegen, Magdeburg 1927, S. 61.

45 W. Seidensticker, Fahrrad und Radweg (Anm. 43), S. 22.

Radsport zu fördern. Angesichts radelnder Dienstmädchen und Metzgerjungen stellte sich jedoch die Frage, ob dieser Erfolg des Fahrrads im Sinne des ursprünglich strikt distinktiven Charakters des Radsports war. Das „nicht abzuleugnende, unaufhaltsame weitere Verschwinden des sportlichen Elements“ in der Praxis des Radfahrens könne, so mutmaßte der Autor eines Artikels in der *Deutschen Radfahrer-Zeitung* 1902, nicht ohne Folgen für Vereine und Verbände bleiben.⁴⁶ Die zunehmende Nutzung des Fahrrads als Verkehrsmittel werde eine Interessenlosigkeit gegenüber den Vereinen befördern, sodass „der sportliche Geist überhaupt mehr und mehr schwindet.“ Unter diesen Umständen ergäbe sich die Frage, wie die Vereine und vor allem auch der „Deutsche Radfahrer-Bund“ in Zukunft noch überleben könnten.

Der bürgerliche Verband stand vor der grundsätzlichen Entscheidung, wie er sich angesichts der veränderten Konsummuster aufstellen sollte: als allgemeine Interessenvertretung der Radfahrer, beispielsweise in Angelegenheiten des Verkehrsrechts und beim Bau von Radfahrwegen oder aber als „Sportverband“. Der „Radsport“ hatte jedoch durch das Aufkommen des Automobils deutlich an Attraktivität verloren. Letzteres schickte sich an, die Rolle des Fahrrads als fortschrittliches, zukunftsweisendes, exklusives und abenteuerliches Fortbewegungsmittel zu übernehmen. Der 1899 gegründete „Deutsche Automobil-Club“ entwickelte sich schon bald zum führenden deutschen Automobilverein und gewann einflussreiche Mitglieder aus Wirtschaft, Politik und Militär. 1911 gründete sich darüber hinaus ein neuer Verband für den kraftfahrenden Mittelstand: der „Allgemeine Deutsche Automobil-Club“.⁴⁷ Dieser hatte zwar wesentlich weniger gesellschaftlichen Einfluss als der exklusive „Kaiserliche Automobil-Club“, aber er verdeutlichte, dass das Automobil über die Gruppe von Adligen und Großindustriellen hinaus auch eine Perspektive für den besser gestellten Mittelstand war.

Schließlich waren die bürgerlichen Radfahrerverbände im Deutschen Reich auch noch mit einem dritten Faktor konfrontiert, dem Aufkommen der „Solidarität“. Anders als in den Niederlanden entwickelte sich in Deutschland ein Arbeiter-Radfahrerbund, der nicht nur über eine große organisatorische Stärke verfügte, sondern auch eine „eigensinnige“ Praxis des Arbeiter-Radfahrens in deutlicher Abgrenzung zu den bürgerlichen Verbänden hervorbrachte. Die Arbeiter-Radfahrer politisierten das Fahrrad auf ihre Weise. Sie nutzten es zur Propaganda und bauten ein Netz von lokalen Vereinen in ganz Deutschland mit eigenen Lokalen und Übernachtungsmöglichkeiten auf. Zugleich entwickelten sie im gemeinschaftlichen Saalfahren ihren Gegenentwurf zur kapitalistischen, auf individuelle Selbstverwirklichung abzielenden Gesellschaft. Solidarität und Kollektivität waren die Schlagwörter der Arbeiterbewegungskultur, mit der diese ihre alternativen Ideen über die Natur der gesellschaftlichen Beziehungen auf einen Nenner brachte.⁴⁸

46 Vom Einfluss der Ausbreitung des Radfahrens auf die Verbände und Vereine, in: *Deutsche Radfahrer-Zeitung* 85 (1902), S. 223-224.

47 Vgl. B. Haubner, *Nervenkitzel und Freizeitvergnügen. Automobilismus in Deutschland 1886–1914*, Göttingen 1998, S. 68-105.

48 Vgl. D. Langewiesche, *Politik – Gesellschaft – Kultur: Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg*, in: *AFS* 22 (1982), S. 359-402, hier S. 395.

Die Arbeiter-Radfahrer verknüpften ihre Fahrpraktiken mit einer gesellschaftlichen Utopie und schrieben ihm Einfluss auf soziale Machtverhältnisse zu. Das Fahrrad mit seinem Prinzip der Rückkoppelung zwischen Mensch und Maschine und der Betonung der individuellen Selbstwahrnehmung schien auf den ersten Blick durchaus ungeeignet, diese Orientierung der Arbeiterbewegung auf Kollektivität zu unterstützen. In den vom Turnen inspirierten Reigenfahrten der Arbeiter-Radfahrer wurde jedoch die Überführung des Individuums in das Kollektiv versinnbildlicht. Bei diesen Übungen gab der Radfahrer die Kontrolle über sich und sein Fahrrad ab, indem er eine oder sogar beide Hände vom Lenker nahm. Der Fahrer konnte sein Gleichgewicht nur halten, indem er die Kontrolle über das Fahrrad mit dem Griff auf seinen Nachbarn übertrug. Die individuelle Beziehung Mensch-Maschine auf dem Fahrrad war aufgelöst in ein Zusammenspiel mehrerer Radfahrer-Fahrrad-Systeme, bei dem das Gleichgewicht des Einzelnen gehalten wurde durch die Balance des Gesamtsystems. Im Arbeiter-Radfahrerbund „Solidarität“ fand die soziale Verdichtung und Teilrealisierung des gesellschaftlichen Gegenentwurfs statt.⁴⁹ Ebenso wie die anderen sozialdemokratischen Vereine war die „Solidarität“ ein Ort der Gemeinschaftsbildung, der Verbundenheit und des gemeinschaftlichen Erlebnisses.⁵⁰ Angesichts dieser ausdifferenzierten, vielfältigen Aneignungen des Fahrrads machte sich im „Deutschen Radfahrer-Bund“ ein „Beklemmungsgefühl“ breit.⁵¹ Der bürgerliche Verband musste erkennen, dass die hochgesteckten Erwartungen an das gesellschaftlich transformative Potential des Radsports sich nicht erfüllt hatten. Anstelle der Verwirklichung des eigenen gesellschaftlichen Führungsanspruchs stürzte der bürgerliche Radsportverband in Deutschland in die Bedeutungslosigkeit. Trotz der zahlenmäßig ständig steigenden Verbreitung des Fahrrads in der Bevölkerung resümierte 1932 der Chefredakteur der *Bundeszeitung* Fredy Budzinski, dass die „goldene Zeit von Industrie und Sport“ vorbei sei.⁵² Werner Bergengruen beklagte in derselben Zeitung, dass die Radfahrer mittlerweile als „arme Schlucker“ gelten würden: „Es kränkt mich, dass man mich bemitleidet, weil ich kein Auto habe, sondern nur ein Fahrrad.“⁵³ Im augenfälligen Kontrast zur empfundenen Dauerkrise im organisierten bürgerlichen deutschen Radsport stand die Entwicklung in den Niederlanden. Seit 1905 nannte sich der A.N.W.B. im Zusatz „Toeristenbond voor Nederland“. Mit dieser Hinwendung zum Tourismus gelang dem Verband ein wichtiger strategischer Schachzug, mit dem die alte bürgerlich-liberale Klientel weiter bedient und deren soziale Distinktion erhalten werden

49 Vgl. T. Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz (Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe Politik und Gesellschaftsgeschichte 54), Bonn 2000, S. 758-761.

50 Nach wie vor grundlegend für die Milieuforschung M. R. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: W. Abel u. a. (Hg.), Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, S. 371-393.

51 Helling, Ist das Radfahren als „Sport“ noch lebensfähig?, in: Deutsche Radfahrer-Zeitung 187 (1905), S. 182.

52 F. Budzinski, Auf neuen Wegen. Was wir erreichen wollen, in: Bundeszeitung 50 (1933) 1, o. S.

53 W. Bergengruen, Lanze für das Fahrrad, in: Bundeszeitung 49 (1932) 12, S. 248-249, S. 248. Siehe auch Dienstbach, Macht gefälligst das Radfahren wieder standesgemäß!, in: Der Radmarkt 2057 (1930), S. 8-10.

konnte, ohne dass der Verband auf seinen bisherigen Alleinvertretungsanspruch für alle Radfahrer des Landes verzichtete. Der Spagat gelang erstaunlich gut.

Zwar war inzwischen nur noch eine geringe Prozentzahl aller Radfahrer im Verband organisiert, aber der Einfluss des A.N.W.B. auf expandierende politische Felder wie die Verkehrspolitik war erheblich. Zugleich suchte der liberale Verband über das Fahrrad einen Einfluss auf die Bevölkerung auszuüben. Gemeinsam mit zahlreichen anderen liberalen Gruppierungen sah der A.N.W.B. eine seiner vornehmsten Aufgaben darin, die Bevölkerung zu aufrechten niederländischen Bürgern zu erziehen.⁵⁴ 1908 hatte sich in Utrecht unter der Leitung des langjährigen Vorsitzenden des A.N.W.B., Edo Bergsma, die liberal konservative Vereinigung „Tucht-unie“ („Zucht-Union“) gegründet. Die „Tucht-unie“ setzte sich zum Ziel, die von ihr diagnostizierte fortschreitende „tuchteloosheid“ („Zuchtlosigkeit“) in der niederländischen Bevölkerung zu bekämpfen.⁵⁵ Neben dem A.N.W.B. gehörten der „Tucht-unie“ eine ganze Reihe weiterer liberaler Verbände an, darunter auch die altehrwürdige Gesellschaft zum Nutzen der Allgemeinheit („Maatschappij tot Nut van't Algemeen“), die zu den ältesten und einflussreichsten liberalen Organisationen im Land gehörte.

Der rührige Bergsma fügte mit der „Tucht-unie“ seiner ohnehin schon beachtlichen Sammlung an politischen und gesellschaftlichen Positionen und Verpflichtungen einen weiteren wichtigen Verbandsposten hinzu. Bereits 1896 war Bergsma vom Könighaus zum Bürgermeister der Stadt Enschede ernannt worden. Er war Mitglied der Partei „Vrijzinnig-Democratische Bond“ und saß von 1913 bis 1922 in der Ersten Kammer. Laut eigenem Bekunden zielten Bergsmas vielfältige Tätigkeiten darauf ab, „die sittliche, geistige und bürgerliche Kraft unseres Volks zu erhöhen.“⁵⁶

Das Fahrrad war in diesem liberalen Streben Mittel zum Zweck. Auf dem Fahrrad übte nicht nur der Radfahrer Kontrolle über die Maschine aus, umgekehrt zwang auch die Maschine den Radfahrer zur Kontrolle. Gerade hiervon erhoffte sich der A.N.W.B. einen erzieherischen Effekt. So lobte Henri Meijer, der langjährige Chefredakteur der A.N.W.B. Verbandszeitschrift, das Fahrrad sei wesentlich erfolgreicher im Kampf gegen den Alkohol als alle Ermahnungen und persönlichen Vorbilder.⁵⁷ Nicht nur verzichte der eine oder andere auf seinen sonntäglichen Schnaps, um sich überhaupt ein Fahrrad leisten zu können, er lerne vielmehr auch, dass Alkohol die Kontrolle über den eigenen Körper auf dem Fahrrad stark beeinträchtigt und dem Radfahrer viel Kraft raube.

Meijers Nachfolger, der Sportjournalist Frans Netscher, ging sogar noch einen Schritt weiter und pries das Fahrrad als „Pferd der Demokratie“.⁵⁸ Der Gebrauch des Fahrrads habe nicht nur die Gesundheit der Bevölkerung gestärkt, sondern auch maßgeblich zur

54 Vgl. te Velde, *Gemeenschapszin en plichtsbefef* (Anm. 39), S. 207-223.

55 G. L. Janssen, *De Tucht-unie. Haar ontstaan – wat zij deed – wat zij wil*, Utrecht 1918.

56 Tuchteloosheid in eigen kring bestrijden, in: *De Kampioen* 31 (1914) 26, S. 551-558, hier S. 553; Edo Bergsma in de Eerste Kamer, in: *De Kampioen* 31 (1914) 9, S. 177-188; Edo Bergsma in de Eerste Kamer, in: *De Kampioen* 31 (1914) 10, S. 199-201.

57 H. Meyer, *Het Rijwiel en de Drank*, in: *De Kampioen* 29 (1912) 3, S. 41-42.

58 F. Netscher, *Het paard der democratie*, in: *De Kampioen* 30 (1913) 7, S. 129-133.

Lösung wichtiger gesellschaftlicher Fragen beigetragen. Durch das Fahrrad seien die Arbeiter selbstständiger und unabhängiger geworden, denn schließlich müssten sie sich nicht mehr mit einer schlechten Wohnsituation in der Nähe des Arbeitsplatzes abfinden. Das Fahrrad habe den Austausch zwischen Land und Stadt verbessert, wodurch sich die Arbeitsbedingungen und das Lohnniveau der verschiedenen Regionen immer stärker angeglichen hätten. In Netschers Darstellung war das Fahrrad nicht nur Mittel zur räumlichen Integration der Niederlande; es war auch ein Mittel zum Ausgleich von sozialen Gegensätzen.

4.2 Radfahrerverbände im Zusammenspiel mit der institutionalisierten Politik

Die vollmundige Erklärung politischer Relevanz ist eine Sache, der tatsächliche Einfluss auf politische Gestaltung eine ganz andere. Tatsächlich war die politische Gestaltungskraft des niederländischen Verbands erheblich. Nicht zu Unrecht ist der A.N.W.B. in der Verkehrsgeschichte auch als „Schattenministerium“ bezeichnet worden.⁵⁹

Schon allein auf rechtlicher Ebene gelang dem niederländischen Verband frühzeitig ein wegweisender Erfolg. Sowohl im Deutschen Reich als auch in den Niederlanden hatte sich das Streben nach einer Vereinheitlichung des Verkehrswesens als wesentlicher Aspekt der Verbandsarbeit auf nationaler Ebene herauskristallisiert. Die vielen unterschiedlichen Bestimmungen von Gemeinden, Städten und Einzelstaaten standen der nationalen Erfahrung der Radsportler entgegen und wurden von diesen als „himmelschreiende[...] Gewaltmaßregeln gegen den Fahrradverkehr“ empfunden.⁶⁰ In beiden Ländern taten sich die bürgerlichen Verbände zunächst schwer, eine einheitliche Verkehrsgesetzgebung auf nationalstaatlicher Ebene zu erzwingen. Während in den Niederlanden das zuständige Ministerium „Waterstaat“ auf das Drängen des A.N.W.B. nicht einging, scheiterte im Deutschen Reich die Initiative des Reichsamtes des Innern eine „Ausgleichung der Verschiedenheiten der geltenden Polizeivorschriften“ anzustreben, die angesichts „der Ausdehnung und der wirtschaftlichen Bedeutung, welche der Radfahrverkehr im Laufe des letzten Jahrzehnts gewonnen“ hatte, durchaus „berechtigt“ erschien.⁶¹ Die Verhandlungen wurden 1906 ausgesetzt, da das zuständige Ministerium die Priorität beim Kraftverkehr sah und sich fortan darauf konzentrieren wollte.⁶²

Eine Allianz zwischen Radfahrern und Automobilisten kam in dieser Frage in Deutschland nicht zustande. Das 1909 erlassene Verkehrsgesetz schuf das Fundament für ein zweites, reichsweites Verkehrssystem neben der Eisenbahn allein auf der Basis des Kraft-

59 Vgl. G. Mom, *Decentering Highways. European national road network planning from a transnational perspective*, in: H. L. Diemel/H.-U. Schiedt (Hg.), *Die moderne Straße. Planung, Bau und Verkehr vom 18. bis zum 20. Jahrhundert* (Deutsches Museum Beiträge zur Historischen Verkehrsforschung 11), Frankfurt a. M. 2010, S. 77-100, hier S. 79.

60 *Der Radsportsport in Deutschland*, in: *Das Stahlrad* 9 (1894), S. 25-26.

61 BHStA München Abt. II Geheimes Staatsarchiv MA 93220, Rundschreiben 15682 vom 26. Juni 1903.

62 BHStA München, Abt. II Geheimes Staatsarchiv MA 93220, Brief des stellvertretenden Bundesrats Bevollmächtigten K. Ministerialrat Strößenreuther an das Königliche Staatsministerium des Innern vom 10. November 1906.

fahrzeugverkehrs.⁶³ Mit dem Verkehrsgesetz von 1909 erkannte das Reich zugleich das Automobil als gesamtgesellschaftlichen Faktor und wirtschaftliches Gebrauchsgut an.⁶⁴ Demgegenüber war das erste nationale Verkehrsgesetz der Niederlande von 1905 nach den beiden neuen Verkehrsmitteln benannt, es war das „Motor- en Rijwielwet“, das „Motor- und Fahrradgesetz“.⁶⁵ Auch hier hatte das staatliche Augenmerk zunächst auf dem Automobil gelegen. Der größte Radfahrerverband zollte der wachsenden Bedeutung des Automobils Rechnung, in dem er sich parallel zu dieser Debatte in einen „Tourismusverband“ umwandelte. Geschickt besetzte der A.N.W.B. damit die beiden neuen, modernen Fortbewegungsmittel auf der Straßen. Analog zum größten Interessenverband im Land bezog sich schließlich auch das Gesetz auf Fahrräder und Kraftfahrzeuge. Während den Radfahrerinnen und Radfahrern im Deutschen Reich mit der Einführung des Reichsverkehrsgesetzes endgültig die Relevanz für das nationalstaatliche Zusammenleben abgesprochen worden war, etablierte sich der A.N.W.B. in den Niederlanden in der Folgezeit erfolgreich als entscheidender Ansprechpartner für die staatlichen Institutionen in allen Fragen des Verkehrs. Das Automobil mochte das Fortbewegungsmittel der Elite sein, mit dem Fahrrad jedoch suchte der einflussreiche Verband seine politischen Überzeugungen in der niederländischen Gesellschaft zu verankern.

4.3 Politische Gestaltung mit Konsum: Der A.N.W.B. als liberaler, nationaler Systembauer

Während des Ersten Weltkriegs intensivierte der A.N.W.B. seine Bemühungen, mit dem Fahrrad die eigene Bevölkerung zu disziplinieren. Umringt von Krieg führenden Nationen ermahnte *De Kampioen* seine Leser zu Ruhe und Gelassenheit.⁶⁶ Der Kriegsausbruch habe viele Menschen schockiert und ihre Stimmung nachhaltig gedrückt, daher sei es nun äußerst wichtig, nicht die Nerven zu verlieren. Die regelmäßige, ruhige Tretbewegung auf dem Fahrrad könne hier entscheidend mithelfen, die Stimmung zu verbessern und das geistige Gleichgewicht zu stärken.⁶⁷

Mitten im Krieg begann der A.N.W.B. 1916 mit der ersten groß angelegten Aufklärungskampagne zur Verkehrssicherheit.⁶⁸ Mit der Broschüre „Regeln für den Weg“ versuchte der Verband in Zeichnungen und Versen das angemessene Verhalten auf den Straßen und Wegen einprägsam zu verdeutlichen und verteilte dieses Lehrmittel in ver-

63 Zum einheitsstaatlichen Anspruch im Verkehrswesen bei der Eisenbahn vgl. S. Weichlein, *Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich*, Düsseldorf 2004, S. 100-104.

64 Vgl. A. Zatsch, *Staatsmacht und Motorisierung am Morgen des Automobilzeitalters* (Schriften zur Rechts- und Sozialwissenschaft 7), Konstanz 1993, S. 250.

65 D. Kooiman, *De Motor- en Rijwielwet met beknopt overzicht van stelsel en inhoud der wet en aantekeningen bij de artikelen*, Alphen aan den Rijn 1926.

66 *Wij moeten*, in: *De Kampioen* 31 (1914) 34, S. 727-728. Siehe auch H. Binnenveld u. a. (Hg.), *Leven naast de catastrofe. Nederland tijdens de Eerste Wereldoorlog*, Hilversum 2001; P. Moeyes, *Buiten schot. Nederland tijdens de Eerste Wereldoorlog 1913–1918*, Amsterdam / Antwerpen 2001.

67 *Per fiets*, in: *De Kampioen* 31 (1914) 37, S. 773-774.

68 M. F. A. Linders-Rooijendijk, *Gebaande wegen voor mobiliteit en vrijetijdsbesteding. De ANWB als vrijwillige associatie, 1883–1937*, Heeswijk 1989, S. 143.

schiedenen Einrichtungen und Schulen, um einen möglichst großen multiplikatorischen Effekt zu erzielen. Die ersten national angelegten Maßnahmen zur Verkehrserziehung beruhten somit auf dem liberal motivierten Erziehungsanspruch einer Konsumentenvereinigung.⁶⁹

Während der Kriegsjahre intensivierte der Verband auch seine Arbeit für den Radtourismus im eigenen Land. Neuaufgelegte touristische Radrundfahrten und der Aufbau eines vom Verband und von privaten Trägern finanzierten Radfahrwegenetzes fielen in diese Zeit.⁷⁰ Die Förderung des Radtourismus war eine praktische Maßnahme, da der Automobilverkehr in dem zusehends von der Seeblockade betroffenen Land zum Erliegen kam und Auslandsreisen kaum noch möglich waren. Zugleich entsprach sie aber auch dem Wunsch des Verbands, in der angespannten Kriegssituation das Fahrrad als Mittel einzusetzen, um die Liebe zum eigenen Land zu fördern.

In Deutschland scheiterten die ersten Ansätze, ein Radfahrwegenetz aufzubauen, zunächst am Ausbruch des Ersten Weltkriegs.⁷¹ Aber auch in der Weimarer Republik war die Schwäche bürgerlicher Radfahrerverbände im Land augenfällig. Die wiederholten Versuche, auch in Deutschland nach niederländischem Vorbild ein Radfahrwegenetz aufzubauen, zeugten von einer fehlenden Trägerschicht, die den Bau auch finanziell hätte vorantreiben können. Eine in Berlin ins Leben gerufene „Zentralstelle für Radfahrwege“, hinter der eine vom „Verein Deutscher Fahrradindustrieller“ gegründete „Arbeitsgemeinschaft zur Propagierung des Radfahrwegegedankens“ stand, zu der auch der Arbeiter-Radfahrerbund „Solidarität“ gehörte, konnte wenig bewirken.⁷²

Der Erste Weltkrieg war hingegen für die bürgerliche Radfahrpraxis in den Niederlanden weniger eine Zäsur, als vielmehr eine Verstärkung schon vorhandener Muster. Während des Kriegs verfestigte sich die Verbindung des Radfahrens mit dem von Siep Stuurman eindrucksvoll aufgezeigten Mythos von den Niederlanden als der „besonnenen Nation“. ⁷³ Kontrolliertes Auftreten, Ausgeglichenheit, Besonnenheit und Ruhe waren immer wieder als nationale Charaktereigenschaften der Niederlande beschworen worden. „Mäßigung“ und „Ausgeglichenheit“ waren politische Kampfbegriffe einer innenpolitisch zunehmend unter Druck geratenen liberalen Elite, die damit das Auftreten der religiösen Gruppen und der Sozialdemokraten einzudämmen suchten. Liberale Zeitgenossen bemühten Begriffe wie „besonnen“, „gemäßigt“ und „nüchtern“, wenn es darum ging, die eigenen nationalen Stärken insbesondere gegenüber Deutschland und Frankreich hervorzuheben.

69 D. Schaap (Hg.), *Een eeuw wijzer, 1883–1983. Honderd jaar Koninklijke Nederlandse Toeristenbond ANWB*, Utrecht 1983, S. 28-29.

70 A. K. Ebert, *Radelnde Nationen* (Anm. 18), S. 371-389.

71 Zur Verlagerung des Fahrradverkehrs auf den öffentlichen Nahverkehr aufgrund der Gummiknappheit vgl. R. Chickering, *The Great War and Urban Life in Germany. Freiburg 1914–1918*, Cambridge 2007, S. 278-279 und S. 284-289.

72 Vgl. Die Arbeit der Zentralstelle für Radfahrwegebau, in: *Der Radmarkt 2027* (1930), S. 21; M. Trunz, *Fahrradhandel und Radfahrwege*, in: *Radmarkt 2246* (1934), S. 9-15, S. 9.

73 Vgl. hierzu und im Folgenden S. Stuurman, *Wacht op onze daden. Het liberalisme en de vernieuwing van de Nederlandse staat*, Amsterdam 1992, S. 25-30.

Dieser „Besonnenheitskult“ liberaler Prägung fand im Fahrrad ein wichtiges Mittel, mit dem unter der Ägide des A.N.W.B. Disziplin, Selbstbeherrschung und Ruhe sowie die Liebe und Verbundenheit zum eigenen Land in den Körper des niederländischen Bürgers eingeschrieben wurden. Dem parlamentarischen Machtverlust der Liberalen stand somit der Ausbau eines einflussreichen, außerparlamentarischen, gesellschaftlichen Verbandes gegenüber, der zwar offiziell keine politische Organisation war, dennoch aber liberale Überzeugungen vertrat und in der Gesellschaft zu verbreiten suchte. Es war dies eine neue Form politischer Einflussnahme.⁷⁴

Fazit: Das Fahrrad als Vehikel politischer Kommunikation

Die Verbände beider Länder entwickelten sich trotz ähnlicher Ausgangsbasis sehr unterschiedlich. Nur in den Niederlanden gelang es längerfristig, mit dem Fahrrad auch politische Ambitionen zu verbinden und zu verwirklichen. In beiden Ländern rekrutierten sich die Verbände aus dem gleichen, bürgerlich-liberalen, städtischen Milieu und verbanden mit dem Luxusgut Fahrrad nicht nur soziale Distinktion, sondern auch einen gesellschaftlichen Führungsanspruch. Dieser nationale Anspruch wurde in beiden Ländern unterschiedlich inszeniert und mit dem Turnen und Eislaufen in andere, spezifisch nationale Traditionen eingebettet. Zugleich verbanden sich mit dem Bezug auf die Nation unterschiedliche gesellschaftliche Ziele. Der niederländische liberale Verband war mit seiner Führungsriege fest in der gesellschaftlichen Elite des Landes verankert und nutzte das Fahrrad, um diesen Führungsanspruch bei sich verändernden politischen Konstellationen neu zu formulieren. In Deutschland wollten die ambitionierten bürgerlichen Radfahrer diesen Führungsanspruch über ihr neues Freizeitvergnügen hingegen erst etablieren.

Nach der Jahrhundertwende waren die bürgerlichen Verbände beider Länder zunehmend damit konfrontiert, dass das einstige Luxusgut Fahrrad aufgrund sinkender Preise einem immer größeren Teil der Bevölkerung zugänglich wurde. In den Niederlanden formten die liberalen Gruppen das Fahrrad daraufhin um zu einem politischen Instrument, mit dem die Bevölkerung zu aufrechten Bürgern erzogen werden sollte. Die Rolle des A.N.W.B. als „Systembauer“ bei der Gestaltung des modernen Straßenverkehrs ist in der Forschung bereits ausdrücklich gewürdigt worden,⁷⁵ sie geht jedoch weit über den Bereich der Verkehrspolitik hinaus. In einer Phase, in der die Liberalen in der institutionalisierten Politik der Niederlande zunehmend an Einfluss verloren, vermittelte der Verband jenen „Massen“, die an den Urnen das Kreuz bei den liberalen Parteien verweigerten, mit Hilfe eines alltäglichen Konsumgegenstandes liberale Tugenden.

74 Vgl. I. de Haan/H. te Velde, *Vormen van politiek. Veranderingen van de openbaarheid in Nederland 1848–1900*, in: *Bijdragen en mededelingen van de geschiedenis van Nederland (BMGN)*, 111 (1996), S. 167–200.

75 Vgl. G. Morn/P. E. Staal/J. W. Schot, *Werken aan mobiliteit: de inburgering van de auto*, in: J. W. Schot u. a. (Hg.), *Techniek in Nederland in de Twintigste Eeuw. Bd. 5: Transport en communicatie*, Zutphen 2002, S. 45–74, hier S. 62–64.

Dahingegen kollabierte im Deutschen Reich mit der allmählichen Verbreitung des Fahrrads auch der nationale Führungsanspruch der bürgerlichen Radfahrerverbände. Anders als in den Niederlanden hatten die bürgerlichen Radfahrer im Deutschen Reich mit dem Gebrauch des Fahrrads eine viel stärkere Hoffnung auf gesellschaftliche und politische Veränderungen verbunden. Die Verbände wollten mit ihrem Konsumgegenstand überhaupt erst gesellschaftliche Anerkennung und politische Bedeutung erringen. Dieser eminent politische Anspruch an den Konsumgegenstand wurde jedoch schwer enttäuscht. Der neu formierte Arbeiterradfahrerbund fokussierte seine Verbandsarbeit auf die Pflege der Solidarität in der eigenen Gemeinschaft. Der „Drahtesel“ war das Gefährt des kleinen Mannes; es ermöglichte Unabhängigkeit im eigenen Kreis, stand jedoch gleichzeitig für den Ausschluss und die Abgrenzung von bestehenden politischen Machtverhältnissen.

Durch seinen Wandel vom luxuriösen Sportgerät zum Massenverkehrsmittel eignete sich das Fahrrad vor allem für eine politische Kommunikation „von oben nach unten“. Alte liberale Eliten in den Niederlanden nutzten den Konsumgegenstand zur Verdeutlichung und Re-Formulierung bereits existierender Herrschaftsansprüche. Eine Veränderung oder gar Umwälzung sozialer und politischer Verhältnisse, „von unten nach oben“, wie sie von Teilen der deutschen Radfahrerbewegung erhofft und angestrebt wurde, erwies sich hingegen als utopisch.

Die politische Repräsentation der Konsumenten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges

Claudius Torp

ABSTRACT

As urban populations in Europe experienced unprecedented material want during the First World War and its aftermath, political communication increasingly centred on the interests of consumers. At issue was not only how to provide for their basic needs, but also, and more importantly, whether it was legitimate and feasible to represent their interests at an institutional level in order to counter-balance the power of producers. Ultimately, although the point of view of consumers promised to recast the relationship between the political and the economic, the impact at the institutional level turned out to be limited. The article examines this debate at the point of its greatest prominence during the formative years of the Weimar republic. Its main actors, issues and effects are then compared to parallel struggles for consumer rights in Great Britain and France. It will be argued that similarities outweigh national differences and that these similarities should be attributed to the pervasive effects of the First World War and to the difficulties inherent in representing consumer interests.

1.

Zu Beginn der Weimarer Republik wurde ein ehrgeiziger Versuch unternommen. Die Konsumvereinsbewegung, die sich unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg auf dem Höhepunkt ihrer Macht befand, suchte den Konsumenten als politisches Subjekt zu konstituieren, indem sie seine Vertretung in eigenständigen „Verbraucherkammern“ und in Wirtschaftsräten anstrebte. Wenngleich diese bereits im Jahr 1916 anlaufende Kampagne nur partiell erfolgreich war, liefert sie doch einen Ansatzpunkt für den vergleichenden Blick auf die europäische Zwischenkriegszeit. In den kriegführenden Ländern, allen voran in Deutschland, Großbritannien und Frankreich, hatte die Politisierung der

Konsumenten im Ersten Weltkrieg einen deutlichen Schub erhalten und setzte sich im Zuge der schwierigen Umstellung auf Friedenswirtschaft und im Kontext der die ersten Nachkriegsjahre prägenden Debatten um das neu zu ordnende Verhältnis von Politik und Wirtschaft fort. Das Bemühen, den Verbraucherschutz durch eine politische Repräsentation der Konsumenten zu institutionalisieren, lässt sich allenthalben in den Wiederaufbaugesellschaften beobachten. Die Formen und Erfolge, die dieses Unternehmen zeitigte, waren zugleich von den unterschiedlichen politischen Konstellationen der Nachkriegszeit sowie dem spannungsreichen Verhältnis von Verbraucherschutz, Produktivismus und Korporativismus abhängig. Im Folgenden werden zunächst die bislang kaum untersuchten Entwicklungen in der Frühphase der Weimarer Republik analysiert, bevor das Ergebnis in groben Zügen mit Parallelerscheinungen in Großbritannien und Frankreich verglichen wird.

Welche politische Relevanz dem Konsum zugeschrieben wird, ist historisch variabel und ein Ergebnis von Kommunikationsvorgängen, die das Verhältnis des Politischen und Ökonomischen bestimmen. Ebenso ist die Frage, welche gesellschaftlichen Gruppen als Verbraucher figurieren, wie ihre Interessen zu definieren und diese zu artikulieren sind, von diskursiven Prozessen abhängig. Indem diese in der deutschen Politik- und Konsumgeschichte noch immer unterbelichtete Perspektive auf die kommunikative Konstituierung des Politischen und des Konsums eingenommen wird, lässt sich vor allem zweierlei diagnostizieren: zum einen die über das Kriegsende hinauswirkende, länderübergreifende Politisierung des Konsums, die auf einen staatlich institutionalisierten Verbraucherschutz zielte. Zum anderen gilt, dass die Erfolgsaussichten der kommunikativen Ermächtigung nicht unabhängig von der bestehenden Organisation gesellschaftlicher Gruppen und der Institutionalisierbarkeit von Interessen zu betrachten sind. Im vorliegenden Fall bedeutet das, dass die politische Artikulation der Verbraucher sowohl von den gut organisierten Konsumgenossenschaften profitierte als auch an den partikularen Strömungen innerhalb einer breit definierten Verbraucherbewegung krankte.

2.

Ein Durchbruch in der Etablierung der Verbrauchervertretung fand bereits im Dezember 1914 statt, als in Berlin ein „Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen“ (KAKI) sich als Bindeglied zwischen Regierung und Bevölkerung positionierte. Er beriet die Behörden in Fragen der Versorgungspolitik, protestierte gegen steigende Preise und warb für die Einführung der Brotkarte. Zudem sollten die Hausfrauen an der Heimatfront zur Sparsamkeit erzogen und durch statistisches Material wie Haushaltsrechnungen die Wissensressourcen der Konsumpolitik erweitert werden. Nach und nach wurden auch auf lokaler und regionaler Ebene Ausschüsse gebildet, die sich besonders auf dem Feld der Preisüberwachung betätigten.¹ Bei der Gründung des KAKI hatten bürgerliche In-

1 Vgl. R. Schloesser, Die Kriegsorganisation der Konsumenten, Eßlingen 1917; A. Roerkohl, Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges, Stuttgart

teressengruppen Pate gestanden, die unter der Devise des Verbraucherschutzes zusammenfanden. Die Hauptinitiatoren waren der Bund der Festbesoldeten und der Deutsche Käuferbund: eine Vereinigung, die nach dem Vorbild der amerikanischen *Consumers' League*² gerade die Frauen zu einem ethischen Kaufverhalten erziehen wollte. Der Bund deutscher Frauenvereine, die Konsumvereine und Arbeitnehmervertretungen schlossen sich an, so dass eine breite Interessenkoalition zustande kam, die mit dem Anspruch, für Millionen von Verbrauchern zu sprechen, Klassen- und Milieugrenzen übersprang.

Als Vordenker in den Reihen des KAKI trat Robert Schloesser vom katholischen Reichsverband deutscher Konsumvereine hervor, dem weitaus kleineren der beiden großen Verbände im Deutschen Reich.³ Schloesser war darauf bedacht, den Erfolg des KAKI, der sich der kriegsbedingten Ausnahmesituation verdankte, auf Dauer zu stellen. Er forderte bereits 1916, die Kriegsausschüsse im Frieden als Verbraucherkammern fortbestehen zu lassen und sie den Gewerbe-, Landwirtschafts- und Handwerkerkammern gegenüber gesetzlich gleichzustellen. Nur auf diese Weise ließe sich im Kräfteverhältnis der wirtschaftspolitischen Interessenvertretung ein Gleichgewicht zwischen Produzenten und Konsumenten herstellen.⁴ Während der Vorschlag ein geteiltes Echo in der Öffentlichkeit fand,⁵ kam überraschender Gegenwind vom SPD-nahen Zentralverband deutscher Konsumvereine. Dieser lehnte die Verbraucherkammern zunächst vor allem aus taktischen Gründen ab. Weil er selbst mit einem ähnlichen Vorstoß in Württemberg erfolglos geblieben war, hielt es der Zentralverband für klüger, sich mit dem Wunsch nach Entsendung von Konsumvereinsvertretern in die bestehenden Gewerbekammern zu begnügen.⁶ Damit wurde jedoch zugleich eine inhaltliche Differenz markiert, vertrat doch der mitgliederstarke Zentralverband die Position, dass es sich ausschließlich bei Konsumvereinsmitgliedern um vertretungsberechtigte Verbraucher handele, während es dem kleineren Reichsverband mit den Kammern um die Bildung einer breiten Verbraucherbewegung aus organisierten Genossenschaftern, Arbeitern, Angestellten, Beamten, Hausfrauen und Mietern ging.⁷

1991, S. 194-199; B. Davis, *Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I* Berlin, Chapel Hill 2000, S. 28.

2 Vgl. nur G. M. König, *Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900*, Wien 2009, S. 325 ff.; L. R. Y. Storrs, *Civilizing Capitalism. The National Consumers' League, Women's Activism and Labor Standards in the New Deal Era*, Chapel Hill 2000.

3 Der RdK zählte 1924 730.000 Mitglieder, von denen er rund eine halbe Million seit Anfang des Krieges gewann, während der Zentralverband (ZdK) mit Sitz in Hamburg zwischen 1914 und 1924 von 1,7 auf 3,5 Millionen Mitglieder wuchs. Vgl. E. Hasselmann, *Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften*, Frankfurt a. M. 1971, S. 707 ff.

4 Vgl. R. Schloesser, *Konsumentenammern*, Köln 1916, S. 22 f.

5 Ausführlicher und zur publizistischen Debatte vgl. C. Torp, *Konsum und Politik in der Weimarer Republik*, Göttingen 2011, S. 139-163.

6 Vgl. H. Kaufmann, *Die Errichtung von Konsumentenammern*, in: *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* (KR) 18. 1921, S. 293-296, 306-308, hier: S. 293 f.; P. Oestreich, *Die Verbraucherkammern auf dem Marsche*, in: *Die Neue Zeit* 37/II. 1919, S. 114; L. Fleischer, *Zentralverband deutscher Konsumvereine und Reichsverband deutscher Konsumvereine*, Werl 1929, S. 10-12.

7 Vgl. R. Schloesser, *Richtlinien für die Errichtung von Verbraucherkammern*, BA, R 43 I, 1254, Bl. 264 f.; H. Kaufmann, *Errichtung* (Anm. 6), S. 293-295; E. Hasselmann, *Geschichte* (Anm. 3), S. 707-709.

Der Konflikt um die breite oder schmale Basis dauerte an und verdeutlichte in der Folgezeit, in welchem Dilemma die Verbraucherbewegung steckte. Übersetzte man „Konsument“ mit „Konsumgenossenschafter“, wie es der Zentralverband tat, so stiegen die Chancen, als Interessengruppe anerkannt zu werden, da das Kriterium der Mitgliedschaft den Kreis der Interessenten eindeutig definierte. Allerdings musste man wohl auf diesem Weg mit der bescheideneren Form eines Unterausschusses in den Gewerbekammern Vorlieb nehmen, was der Aussicht, als ebenbürtiger Gegenspieler der Produzenten auftreten zu können, von vornherein einen Dämpfer versetzte. Wurde andererseits wie vom Reichsverband eine Spitzenorganisation angestrebt, die verschiedene soziale Gruppen in ihrer Eigenschaft als Konsumenten repräsentierte, so ließ sich auf die Formierung einer mächtigen Verbraucherbewegung hoffen. Man setzte sich jedoch der Frage aus, wer überhaupt als Verbraucher zu gelten habe und welche Organisationen zu seiner Vertretung berufen seien – für das Ziel der Institutionalisierung eine unangenehme Kritik. Es deutete sich hier an, dass der Versuch, in den Kreis der Lobbyisten einzudringen, entweder mit einem relativ bedeutungslosen Erfolg oder mit einem ambitionierten Scheitern enden würde.

Revolution und Rätebewegung verliehen den Bemühungen um die Verbrauchervertretung allerdings neuen Auftrieb. Nun war es der Zentralverband, der als erster die Gelegenheit erkannte und seine Strategie änderte: Er begann Verbraucherkammern zu gründen, die aber auf einer „mittleren“ Basis aus Konsum- und Baugenossenschaften, Hausfrauen- und Mietervereinen beruhen sollten, wodurch gesichert war, dass den Konsumvereinen ihre Führungsrolle nicht durch die Berufsverbände streitig gemacht werden konnte. Der KAKI wiederum forderte die Bezirksausschüsse auf, sich als Kammern auf „breiter Basis“ zu konstituieren. Es begann also ein Wettlauf zwischen Zentralverband einerseits und KAKI sowie dem hinter ihm stehenden Reichsverband andererseits, in dem beide Seiten auf die Taktik des *fait accompli* setzten: In der chaotischen Nachkriegszeit, so das Kalkül, konnten sie nach den eigenen Vorstellungen Kammern gründen, die durch praktische Bewährung ihrer späteren gesetzlichen Anerkennung vorarbeiten würden.⁸ Schon im November 1918 legte der Zentralverband vor: In Hamburg gelang es, aus Konsumvereinsvertretern eine „freie Konsumentenkammer“ zu bilden, die auf Anordnung des Arbeiter- und Soldatenrats als gleichberechtigtes Mitglied dem neuen Wirtschaftsrat der Stadt angeschlossen wurde. Der KAKI zog nach und erwirkte die behördliche Anerkennung einer badischen Verbraucherkammer, nach dem Entwurf Schloessers unter Beteiligung der Gewerkschaften. In Berlin bestanden zeitweilig zwei konkurrierende Kammern. Auch wenn in allen Teilen des Reiches weitere Gründungen folgten, stand die gesetzliche Anerkennung als öffentlich-rechtliche Körperschaften jedoch noch aus.⁹

8 Vgl. H. Kaufmann, Errichtung (Anm. 6), S. 293-296, 306-308; P. Oestreich, Verbraucherkammern (Anm. 6), S. 114-117; R. Schloesser, Richtlinien Anm. 7), Bl. 264; Antrag des Reichsausschusses für Konsumenteninteressen betr. die Errichtung von Verbraucherkammern, BA, R 43 I, 1254, Bl. 9.

9 Vgl. H. Möller, Die Verbraucherkammer in Hamburg, Diss. Hamburg 1922, S. 4-6; P. Oestreich, Verbraucherkammern (Anm. 6), S. 115.

Der noch wichtigere Erfolg der so aktiven Verbraucherbewegung bestand zunächst darin, dass in der Debatte um die Neuordnung Deutschlands nicht an der Frage der Repräsentation von Konsumenteninteressen vorbeizukommen war. Als im April 1919 der Zweite Rätekongress in Berlin tagte, war es ausgerechnet Karl Kautsky, der führende Theoretiker des Klassenkampfes und ehemalige Kritiker der Konsumvereine,¹⁰ der den Konsumenten als „neue Person“ entdeckte. Mit aller Deutlichkeit mahnte Kautsky, dass eine „revolutionäre Klasse, die siegen und Dauerndes schaffen will, [...] nicht bloß ihr eigenes Klasseninteresse, sondern auch das allgemeine gesellschaftliche Interesse, das Konsumenteninteresse, vertreten“ müsse, welches das „höchste ökonomische Interesse in der Gesellschaft und auch das stärkste“ sei. Ohne die Ausbeutung der Verbraucher durch die Teuerung hätte es 1918 keine Revolution gegeben, so lautete Kautskys zeit-historische Lektion, denn nur durch die Verletzung des „Billigkeitsinteresses“ habe sich der Konsument vom Parteigänger des Kapitalismus zur revolutionären Kraft gewandelt. Bei der Gestaltung der sozialistischen Wirtschaftsordnung müsse nun darauf geachtet werden, dass eine Art „balance of power“ zwischen Proletariat und Verbraucherschaft hergestellt werde: Mit allzu umfangreichen Entscheidungsbefugnissen ausgestattet, würden sonst entweder die Arbeiter gruppenegoistisch für Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen oder die Konsumenten kurzsichtig für Preissenkungen votieren. Die Sozialisierung sei daher nicht alleinige Sache der Arbeiterräte, sondern müsse unter der Mitwirkung von Konsumentenvertretungen geschehen, als welche nicht nur die Konsumvereine, sondern vor allem die Gemeinden und der Staat anzusehen wären.¹¹ In der darauf folgenden Aussprache ertete Kautsky harsche Kritik. Julius Kaliski von den *Sozialistischen Monatsheften* unterstellte ihm, er halte „das Konsumententum“ für den „Höhepunkt menschlichen Seins, wirtschaftlichen Werdens und Könnens“, was ein „bedauerlicher Rückfall in die Zeit manchesterlicher Händlerpolitik“ sei.¹² Das verwies auf einen grundlegenden Unterschied in der soziologischen Analyse wie in der wirtschaftspolitischen Überzeugung. Nach Kaliskis Vorstellung waren die Arbeiter qua Produzentenstatus die alleinigen Träger der Wirtschaft und des Gemeinschaftslebens. Ihnen einreden zu wollen, sie hätten zugleich ein Konsumenteninteresse an billigen Bedarfsgütern, gefährdete seines Erachtens die Errungenschaften der Arbeiterbewegung von den Lohnerhöhungen bis zum Acht-Stunden-Tag. Nur eine „unendlich gesteigerte Produktion“ würde die Verteilungskämpfe um die chronisch zu kurze „Decke“ des Konsums beseitigen.¹³ Bei der Schaffung von Vertretungskörperschaften war deshalb dafür zu sorgen, dass die Produzenten die wirtschaftspolitischen Leitlinien festlegen konnten, was durch die „Kammern der Arbeit“ gewährleistet werden sollte.

10 Vgl. T. Cassau, Die Konsumvereinsbewegung in Deutschland, München 1924, S. 122.

11 Vgl. K. Kautsky, 14.4.1919, Stenographisches Protokoll II. Kongreß der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte Deutschlands, 8.-14.4.1919 zu Berlin (StenProt II. Rätekongreß), S. 224-230, Zitate: S. 226 f.

12 J. Kaliski, 14.4.1919, in: StenProt II. Rätekongreß (Anm. 11), S. 231.

13 M. Cohen, Deutscher Aufbau und die Kammer der Arbeit, abgedr. in: Udo Bernbach (Hg.), Theorie und Praxis der direkten Demokratie, Opladen 1973, S. 124-133, hier: S. 124 f. Vgl. auch H. A. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, Berlin 1985², S. 198-205.

Die Kritik an Kautsky auf dem Rätekongress war nur der erste Rückschlag für die politischen Ambitionen der Verbraucherbewegung. Der zweite erfolgte im Mai 1919, als deren innere Spaltung sich weiter vertiefte. Der KAKI berief, um das Projekt der Verbrauchervertretung weiter voranzutreiben, alle beteiligten Organisationen zu einer Versammlung nach Berlin ein. Schloesser hatte dazu „Richtlinien für die Errichtung von Verbraucherkammern nebst Satzungen“ erarbeitet, deren Annahme seine Konzeption einer breiten Verbraucherallianz verbindlich machen sollte. Die Liste der vorgesehenen Mitgliedsorganisationen war der Versuch, eine denkbar heterogene Mischung sozialer Gruppen unter dem Dach des Verbraucherinteresses zu vereinen. In die Bezirkskammern sollten nicht nur die Konsumvereine, sondern auch Arbeitnehmerorganisationen, Bau- und Mietervereine, Hausfrauenverbände und weitere kleinere Korporationen von Siedlungsgesellschaften bis zu Kleintierzuchtvereinen ihre Vertreter entsenden.¹⁴ Dieser Plan hätte den Anspruch des Zentralverbands, die führende Stimme der Verbraucherbewegung zu sein, schwer beschädigt, und so zog man in Hamburg die Konsequenz, sich aus dem KAKI vollständig zurückzuziehen und die Sitzung zu boykottieren. Ebenso verfuhr die Gewerkschaften, denen in Weimar wirkungsvollere Einflusswege offen standen. Damit war das Ende des KAKI praktisch besiegelt.¹⁵

Unterdessen hatte unter dem Eindruck der Streiks im Frühjahr 1919 in den Regierungsparteien die Idee Gestalt angenommen, ein Räteystem in der Verfassung zu verankern.¹⁶ Damit schien sich für die Verbraucherbewegung eine weitere Chance auf Interessenartikulation aufzutun. Die Hoffnung auf eine Berücksichtigung der Konsumenten wurde aber zunächst enttäuscht, denn der spätere Räteartikel 165 wurde in seinen Grundzügen im Reichsarbeitsministerium (RAM) konzipiert und zielte darauf ab, Institutionen zu schaffen, die den sozialen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit fördern würden: die Bezirkswirtschaftsräte und den Reichswirtschaftsrat.¹⁷ Die Regierungsvorlage wies einen unverkennbaren „Produzenten“-*bias* auf: Sie sah eine paritätische Zusammensetzung aus Arbeitern und Unternehmern vor und postulierte, dass die Wirtschaftsräte „im Dienste der Produktionspolitik“ stünden – von Verbrauchern war nicht die Rede.¹⁸

Als am 2. Juni 1919 der Verfassungsausschuss der Nationalversammlung sich mit der Vorlage befasste, zeigte sich aber, dass die Konsumenten durchaus ihre Fürsprecher hat-

14 Vgl. R. Schloesser, Richtlinien (Anm. 7), Bl. 270.

15 Vgl. A. Kasch, Konsumentenkammern, in: KR 16 (1919), S. 151 f.

16 Vgl. H. Potthoff, Das Weimarer Verfassungswerk und die deutsche Linke, in: AFS 12. 1972, S. 433-483, hier: S. 476-479; H. Riedel, Der Rätegedanke in den Anfängen der Weimarer Republik und seine Ausprägung in Art. 165 WRV, Frankfurt a. M. 1991, S. 125 f.; G. A. Ritter, Die Entstehung des Räteartikels 165 der Weimarer Reichsverfassung, in: HZ 258 (1989), S. 73-112, hier: S. 79; P. Nolte, Ständische Ordnung im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit, in: W. Hardtwig (Hg.), Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, München 2003, S. 233-255. Zur Debatte um den Verbraucherschutz im Reichswirtschaftsrat vgl. auch rechtshistorisch: R. Geyer, Der Gedanke des Verbraucherschutzes im Reichsrecht des Kaiserreichs und der Weimarer Republik (1871–1933), Frankfurt a. M. 2001.

17 Vgl. A. Ritter, Entstehung (Anm. 16), S. 79-84.

18 Zit. n. R. Schloesser, Der Konsument im Räteystem, Berlin 1920, S. 44.

ten.¹⁹ Der renommierte Arbeitsrechtler Hugo Sinzheimer kennzeichnete den Reichswirtschaftsrat als ein Organ, das den Zweck hatte, die Partizipation weiterer gesellschaftlicher Gruppen am wirtschaftspolitischen Willensbildungsprozess zu ermöglichen: Es vereinigen sich dort „die Interessen der Arbeiter, Arbeitgeber, Verbraucher und die anderen Interessenten.“²⁰ Das „große Parlament des Wirtschaftslebens“ sollte dem Reichstag zwar keine Entscheidungsbefugnisse abnehmen, ihm aber in der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung als Beratungsorgan dienen und auch ein Initiativrecht ausüben. Sinzheimer glaubte, dass damit eine „Arbeitsteilung zwischen politischer und wirtschaftlicher Demokratie“²¹ zustande käme, die einerseits der Idee der wirtschaftlichen Selbstverwaltung „von unten“ zu ihrem Recht verhalf, andererseits die Entscheidungssouveränität des Reichstags garantierte. Nachdem weitere Stimmen aus SPD und DDP für eine Berücksichtigung der Verbraucher plädiert hatten, das RAM sich aber nach wie vor dagegen aussprach, wurde eine Kompromissformel gefunden, der zufolge „sonst beteiligte Volkskreise“ in den Räten vertreten sein sollten.²²

Der zentrale Passus des späteren Artikels 165 erwähnte also die Verbraucher nicht, ließ ihnen aber eine Hintertür offen. Die Entscheidung über die genaue Zusammensetzung des Reichswirtschaftsrates sollte erst in den zähen Verhandlungen über den „Vorläufigen Reichswirtschaftsrat“ fallen, der schließlich durch die Verordnung vom 4. Mai 1920 gebildet wurde. Vor diesem Hintergrund legte Schloesser den bislang avanciertesten Versuch vor, die Vertretungsberechtigung der Verbraucher zu begründen. Seine Schrift „Der Konsument im Räteystem“ erläuterte die „Doppelnatur des Menschen als Konsument und Produzent“.²³ Schloesser gab zu, dass zwar jeder Mensch zugleich Konsument und Produzent sei, so dass die Gesellschaft nicht einfach in zwei Gruppen zerfiel, glaubte aber, unterschiedliche Interessenlagen identifizieren zu können: Das Verbraucherinteresse zielte auf „die bestmögliche Befriedigung der persönlichen Wirtschaftsbedürfnisse durch Verbilligung und Verbesserung der Bedarfsgüterversorgung“, während das Produzenteninteresse sich auf „ein höheres Einkommen, bessere Arbeitsbedingungen oder andere in der Eigenschaft des Menschen als Produzenten begründete Bestrebungen“ richtete.²⁴ Unter der Bedingung ungleicher Machtpositionen im Produktionsprozess verhalte es sich zudem so, dass die abhängig Beschäftigten sich durch eine gemeinsame Schwäche auszeichneten, nämlich die Unfähigkeit, ihr relativ geringes Nominaleinkommen signifikant zu erhöhen. Daher seien sie mehr auf die bestmögliche Ausnutzung des Einkommens angewiesen und es überwiege bei ihnen das Konsumenteninteresse an einer preiswerten Versorgung. Bei selbständigen Unternehmern hingegen dominiere

19 Vgl. zum Folgenden Berichte und Protokolle des 8. Ausschusses der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung (BerProt 8. Ausschuss), Berlin 1920, S. 393-399.

20 H. Sinzheimer, BerProt 8. Ausschuss, S. 395. Vgl. auch K. L. Albrecht, Hugo Sinzheimer in der Weimarer Nationalversammlung, Frankfurt a. M. 1970, S. 91-99, 117-123, 137-148.

21 H. Sinzheimer, Das Räteystem, in: K.L. Albrecht, Arbeitsrecht und Rechtssoziologie (Ges. Aufsätze u. Reden, Bd. 1), Frankfurt a. M. 1976, S. 348, 327.

22 Weimarer Reichsverfassung, Art. 165, Abs. 3.

23 R. Schloesser, Konsument (Anm. 18), S. 8.

24 Ebenda, S. 10.

stets das Produzenteninteresse, da die Steigerungsfähigkeit ihres Einkommens erheblich größer sei. Die Pointe dieser Argumentation lag darin, dass die Doppelidentität Konsument/Produzent sich aufheben ließ, indem die „gegensätzlichen Willensrichtungen organisatorisch verselbständigt“²⁵ würden. Auch wenn es also keine „reinen“ Verbraucher gab, war doch eine politische Vertretung des Verbraucherinteresses sinnvoll.

Die Abhandlung, die Schloesser dem Reichswirtschaftsministerium (RWM) unterbreitete, entfaltete ihre Wirkung, als dort die „Verordnung über den Vorläufigen Reichswirtschaftsrat“ vorbereitet wurde. Der Ministerialrat Hans Schäffer, der mit dem Entwurf betraut war, machte sich zahlreiche der Argumente zu eigen²⁶ und begründete die Notwendigkeit eigenständiger Verbrauchervertreter insbesondere damit, dass den Arbeitern die Vertretung der Konsumenteninteressen nicht zuzutrauen sei, weil erfahrungsgemäß die Gefahr bestünde, dass sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu Lasten der Verbraucher auf eine Erhöhung von Preisen und Löhnen verständigten. Damit bekundete das RWM seine Vorbehalte gegenüber einem Inflationskonsens der Produzenten, der im Falle eines rein paritätisch zusammengesetzten, berufsständischen Reichswirtschaftsrates nur noch verstärkt würde.

Der Volkswirtschaftliche Ausschuss der Nationalversammlung beriet schließlich im Frühjahr 1920 die Zusammensetzung des Vorläufigen Reichswirtschaftsrates (VRWR), dessen Plätze sich als heiß begehrt erwiesen. Da die als Wahlkörper vorgesehenen Bezirkswirtschaftsräte noch nicht bestanden (und auch später nicht geschaffen wurden), sollte das Benennungsrecht im wesentlichen den bestehenden Wirtschaftsverbänden zukommen, die nun in zahllosen Petitionen eine Erhöhung ihrer Vertreterzahl einforderten.²⁷ Dabei offenbarte sich eben jene Allianz von Produzenten, vor der die Verbraucherbewegung gewarnt hatte: Die Zentralarbeitsgemeinschaft sowie der Reichsausschuss der deutschen Landwirtschaft kritisierten die im Regierungsentwurf vorgesehenen Konsumenten als grundsätzlich illegitim und beantragten, sie zu streichen; der RDI verlangte, die Zahl ihrer Vertreter zu reduzieren. Das RWM hielt jedoch gegen alle Widerstände daran fest und der Volkswirtschaftliche Ausschuss einigte sich letztlich darauf, in den 326 Mitglieder zählenden Rat als eine von zehn Gruppen 30 Vertreter der Verbraucherschaft (Gruppe VII) entsenden zu lassen.²⁸

Wie war dieses Ergebnis zu bewerten? Die Struktur und Sitzverteilung des VRWR lassen einen zwiespältigen Institutionalisierungserfolg der Verbraucherbewegung erkennen.²⁹ Einerseits war es gelungen, im höchsten wirtschaftspolitischen Gutachtergremium der Republik Fuß zu fassen. Auch waren die Einflussmöglichkeiten der Verbrauchervertreter

25 Ebenda, S. 73.

26 Das zeigt ein Vergleich von Schäffers Kommentar mit den Ausführungen Schloessers. Vgl. H. Schäffer, Der Vorläufige Reichswirtschaftsrat. Kommentar der Verordnung vom 4. Mai 1920, München 1920, S. 22-25; R. Schloesser, Konsument (Anm. 18), S. 32-37.

27 Vgl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstags (StenBerRT) Bd. 343, S. 3102-3111 (5.2.1920). Zu den Beratungen vgl. auch H. Riedel, Rätegedanke (Anm. 17), S. 140 ff.

28 Vgl. StenBerRT Bd. 343, S. 3103, 3105 (5.2.1920), 3111-3118 (9.3.1920).

29 Zum Folgenden vgl. Verordnung über den vorläufigen Reichswirtschaftsrat vom 4. Mai 1920 (RGBl. 1920, Nr. 99, S. 858-870, Art. 2 u. 7).

noch größer, als es ihre überschaubare Anzahl vermuten lässt. Die Verordnung schaltete nämlich der Einteilung in Gruppen, die den nach Wirtschaftszweigen organisierten berufsständischen Interessen eine deutliche Stimmenmehrheit gewährte, eine in Abteilungen vor, die für die Geschäftsordnung des VRWR von Bedeutung war: Die drei Abteilungen der Arbeitgeber, der Arbeitnehmer und der „neutralen“ Gruppen VII bis X³⁰ wählten „gleichgewichtig“ den Vorstand, in dem sie zu je einem Drittel vertreten sein mussten. Zudem wählten sie die Ausschüsse, in denen die wesentliche Arbeit der Beratung und der Expertenanhörungen stattfand. Diese Arbeitsausschüsse mussten nicht nur zu einem Drittel mit Mitgliedern der Gruppen VII bis X besetzt sein, sondern auch mindestens einen Vertreter jeder dieser Gruppen aufweisen – das bedeutete, dass in jedem Ausschuss wenigstens ein Verbrauchervertreter saß.³¹

Andererseits war, wie die Zusammensetzung der Konsumentenvertretung in Gruppe VII zeigt, doch nur ein Pyrrhussieg errungen, da die Verbraucherfront auf ihrem Marsch in die Institutionen weiter an Konturen verloren hatte. Die Verfassung verlangte eben nur die Vertretung „sonst beteiligter Volkskreise“, und so war die relativ starke Position der Verbrauchergruppe damit verbunden, dass sie zu einem Sammelbecken unterschiedlichster Interessen gemacht wurde. Es war kaum vorstellbar, dass die hier vertretenen Spitzenverbände der Städte und Gemeinden, der Konsumvereine, der Hausfrauen, Hausangestellten und des Gastwirtgewerbes sich auf eine Definition des Verbraucherinteresses, geschweige denn auf ein konsumpolitisches Programm verständigen konnten, wie es den beiden Konsumgenossenschaftsverbänden möglich gewesen wäre. Welche Differenzen hier zu überbrücken waren, zeigt bereits eine Eingabe des Verbandes deutscher Hausfrauenvereine an den Volkswirtschaftlichen Ausschuss, die forderte, die Hausfrauen als Berufsorganisationen in den VRWR einzugliedern – alles andere als ein klares Bekenntnis zur Verbraucheridentität.³²

So hatten sich die Protagonisten des ehemaligen KAKI die Institutionalisierung einer „breiten“ Verbraucherbewegung nicht vorgestellt.³³ Und doch war es eben jener Versuch, eine „Massenbewegung“ von Konsumenten in ein überwiegend berufsständisches Interessenforum von Lobbyisten und Experten zu integrieren, der für das Zerfasern der Verbrauchervertretung verantwortlich war. Das Konsumenteninteresse ließ sich nicht breit, gruppen- und schichtenübergreifend, fassen und zugleich eindeutig mit einer fest umrissenen Gruppe von intermediären Vertretungskörperschaften identifizieren. Immer wenn es im Rahmen korporativ verfasster Interessenpolitik um die Modalitäten der Repräsentation ging, war die Kritik unausweichlich. Das zeigte sich zuletzt an der Stellungnahme zu den Verbraucherkammern, zu der der Verfassungsausschuss des VRWR 1921 gelangte:

30 H. Schäffer, Vorläufige Reichswirtschaftsrat (Anm. 26), S. 107. Zu diesen Gruppen gehörten außer den Verbrauchern die Beamten und freien Berufe sowie Ernante der Reichsregierung und des Reichsrats.

31 Vgl. RGBl. 1920, Nr. 99, S. 858-870. Zu den Mitgliedern der Gruppe VII in den wichtigsten Ausschüssen: BA, R 401, 53956, Akte 329, Bl. 115.

32 Vgl. StenBerRT Bd. 343, S. 3102 (5.2.1920).

33 Vgl. R. Schloesser, Konsument (Anm. 18), S. 111.

*Es gibt schlechterdings keine befriedigende Zusammensetzung einer Verbraucherammer. Es gibt auch wirklich kein gemeinsames Band, das die Verbraucher verknüpfte, es sei denn, daß man alle miteinander nähme, und das scheint eine unmögliche Zusammensetzung [...] zu sein.*³⁴

Für die noch offene Frage, ob den frei gebildeten Kammern die gesetzliche Anerkennung zu gewähren sei, war diese Meinung des Sachverständigenrates denkbar ungünstig. Im April 1922 lehnte der Preußische Landtag den Antrag der sozialdemokratischen Fraktion ab, den Konsumentenkammern in Preußen die Rechtsfähigkeit zu erteilen. Mit Ausnahme der Verbraucherammer in Hamburg, die in der Hochburg des Zentralverbandes 1920 gesetzlich anerkannt wurde, schlofen die mit großem Eifer gegründeten Kammern ohne die staatliche Sanktionierung wieder ein.³⁵

3.

Wie nimmt sich die kurze Blütezeit der politisch aktiven Verbrauchervertretung zu Beginn der Weimarer Republik im Vergleich mit dem britischen und dem französischen Fall aus?

In Großbritannien war der Konsument als politisches Subjekt bereits vor dem Ersten Weltkrieg prominent. Zum einen weil die Freihandelsbewegung den *citizen consumer* zu ihrem demokratischen Ideal erkor, dessen Rechte und Pflichten sie mit Blick auf den materiellen und zivilisatorischen Fortschritt propagierte; zum anderen weil die starken britischen Konsumgenossenschaften, die 1914 die Marke von drei Millionen Mitgliedern erreicht hatten, die Politisierung gerade der organisierten Konsumentinnen vorantrieben – es bestand anders als in Deutschland eine eigene *Women's Cooperative Guild*.³⁶ Zwar setzte auch im Kaiserreich vor allem die SPD die Verbraucherrechte auf die Agenda, instrumentalisierte erfolgreich die Teuerungsproteste im Vorkriegsjahrzehnt und die Konsumvereinsbewegung erhielt wachsenden Zuspruch. Eine nur annähernd so populäre gesellschaftspolitische Vision mit der Figur des Konsumenten im Zentrum, wie sie im spätviktorianischen und edwardianischen Großbritannien bestand, sucht man aber im Kaiserreich vergebens.³⁷

34 BA, R 401, 53989, Akte 568, Bl. 240, 246.

35 Vgl. C. Torp, Konsum (Anm. 5), S. 161.

36 Vgl. M. Prinz, Brot und Dividende. Konsumvereine in Deutschland und England vor 1914, Göttingen 1996, S. 107, Tab. 9; M. Hilton, Consumerism in Twentieth-Century Britain. The Search for a Historical Movement, Cambridge 2003, S. 27-52; G. Scott, Feminism and the Politics of Working Women: the *Women's Co-operative Guild*, London 1998.

37 Vgl. vor allem F. Trentmann, *Free Trade Nation. Commerce, Consumption, and Civil Society in Modern Britain*, Oxford 2008; S. 81-133; F. Trentmann, Bread, Milk and Democracy. Consumption and Citizenship in Twentieth-Century Britain, in: M. Daunton / M. Hilton (Hg.), *The Politics of Consumption. Material Culture and Citizenship in Europe and America*, Oxford 2001, S. 129-163. Zum Kaiserreich: C. Nonn, Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland, Düsseldorf 1996. Vergleichend: F. Trentmann, The Modern Genealogy of the Consumer, in: J. Brewer / F. Trentmann (Hg.), *Consuming Cultures, Global Perspectives. Historical Trajectories, Transnational Exchanges*, Oxford 2006, S. 19-69, hier vor allem: S. 37 ff.

Im Ersten Weltkrieg zerbrachen dann die vertrauten Wege der Interessenartikulation über die liberalen Anhänger des *Free Trade*, und die konsumpolitischen Zuschreibungen verschoben sich in Richtung einer sozialdemokratischen Vision vom Konsum, die stärker auf Versorgungssicherheit, gerechte Verteilung und staatliche Kontrolle setzte, während das Thema Freihandel und die Symbolik des Massenwohlstands, dessen Ikone der *cheap white loaf* war, zurücktraten.³⁸ In mancher Hinsicht konvergierten nun die konsumpolitischen Entwicklungen in den verfeindeten Ländern. Als im Jahr 1917 auch in Großbritannien die Versorgungslage schwieriger wurde, die Preise stiegen und die Verbraucher auf die Straße gingen, richtete die Regierung mit dem Ernährungsministerium und dem *Consumer Council* Institutionen ein, die im Reich schon länger bestanden und praktisch die gleichen Aufgaben – Rationierung, Preiskontrollen, Beratung der Behörden – zu erfüllen hatten. Dass sie auf der Insel weitaus erfolgreicher bewältigt werden konnten, hat nicht zuletzt mit den durch die interalliierten Versorgungswege größeren Ressourcen zu tun, ist hier aber nicht zentral.³⁹

Aufschlussreich ist vielmehr, dass sich auch im britischen *Consumer Council* eine Reihe von Organisationen zusammenfand, deren heterogene Interessenlage zum Problem werden sollte. Vertreten waren vor allem die Genossenschaften und Gewerkschaften sowie Frauenorganisationen wie die *Cooperative Guild*. Als im Winter 1919/20 die Aufhebung der Rationierung – besonders der politisch hochsensiblen Milch – eingeleitet und über die Rückkehr zur Marktwirtschaft debattiert wurde, hatte sich der *Consumer Council* zu positionieren und offenbarte eine für sein weiteres Fortbestehen fatale Uneinigkeit – ein Dissens, der in der Frage der Liberalisierung in gleicher Weise auch in der Weimarer Republik auftrat: Während die Mehrheit die *Labour*-Position für die Aufrechterhaltung der staatlichen Regulierung in der Lebensmittelwirtschaft vertrat, gab es einige Genossenschafter, die vor allem die Interessen ihres mächtigen Großhandelsverbandes vertraten, indem sie für die Aufhebung plädierten. In dem Widerstand gegen ein staatliches Versorgungssystem, dem sich auch bereits eine knappe Mehrheit des Genossenschaftskongresses angeschlossen hatte, mischte sich Geschäftspolitik mit der alternativen, genossenschaftssozialistischen Vision von der Umwälzung der Gesellschaft auf dem Weg der freien Konkurrenz. Ebenso wie der KAKI Episode blieb, endete das Experiment des *Consumer Council* mit dessen Rücktritt im Januar 1921, nachdem er im Zuge der Liberalisierungspolitik der Lloyd George-Koalition⁴⁰ immer mehr marginalisiert worden war und sich die internen Differenzen ebenfalls nicht hatten beilegen lassen. Beide Beispiele zeigen, dass für die dauerhafte staatliche Repräsentation der Konsumenten jene Pluralität

38 Vgl. hierzu und zum Folgenden F. Trentmann, *Free Trade Nation* (Anm. 37), S. 191-213; M. Hilton, *Consumerism* (Anm. 36), S. 53-78.

39 Vgl. L. M. Barnett, *British Food Policy during the First World War*, London 1985; ein vergleichender Überblick bei: G. Corni, Ernährung, in: G. Hirschfeld u. a. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2009, S. 461-464, hier: S. 462.

40 Vgl. zum Kontext der Liberalisierungspolitik noch immer R. H. Tawney, *Abolition of Economic Controls*, in: *History and Society. Essays by R. H. Tawney*, hg. von J. Winter, London 1978, S. 129-186; P. B. Johnson, *Land Fit for Heroes. The Planning of British Reconstruction 1916-1919*, Chicago 1968, S. 401 f., 451 ff.

ihrer Interessenorganisationen hinderlich war, die im Krieg noch als imposante Phalanx für den Verbraucherschutz erschien.

Den Gemeinsamkeiten in den konsumpolitischen Konstellationen der Kriegs- und Nachkriegszeit steht zugleich ein zentraler Unterschied gegenüber. Trotz der lebendigen zivilgesellschaftlichen Tradition, die in Großbritannien vor dem Krieg um die Figur des Verbrauchers kreiste, fehlte es danach an einer *grass roots*-Bewegung zur Einrichtung von Verbraucherkammern oder mit Konsumenten besetzten Wirtschaftsräten, wie sie in Weimar existierte. Zur Erklärung bieten sich verschiedene Gründe an. Zunächst wird in der englischen Konsumhistoriographie der universalistische Diskurs über den Konsumenten hervorgehoben, der zu einer Identifizierung von Konsumenteninteresse und Allgemeinwohl, *consumer* und *citizen* geführt habe, während in Deutschland den Verbrauchern ein gruppenegoistisches Partikularinteresse zugeschrieben worden sei.⁴¹ Damit scheint der weitere Weg in den interessenpolitischen Lobbyismus der deutschen Verbraucherbewegung vorgezeichnet. Bei näherer Betrachtung relativieren sich jedoch die Unterschiede, denn es war ja gerade der Vorwurf des Universalismus – die Schwierigkeit, die Konsumenten und ihre Interessenlage zu definieren –, der, wie oben deutlich wurde, den Erfolg beschränkte. Zahlreich waren auch in Weimar die Stimmen, die argumentierten, dass die Verbraucher bereits auf kommunaler Ebene durch die Stadtverordnetenversammlungen, auf nationaler durch das Parlament vertreten seien.⁴²

Wichtiger als die diskursive Vorprägung der britischen Konsumpolitik scheint mir eine in der politischen Kultur verankerte Bevorzugung parlamentarischer Einflussnahme gegenüber korporativistischen Lösungen gewesen zu sein. Das manifestierte sich im Jahr 1917, als der Genossenschaftsverband die Gründung der *Cooperative Party* in die Wege leitete, nachdem andere Mittel zur Durchsetzung der organisierten Verbraucherinteressen gescheitert waren. Weil die Benachteiligung der Konsumvereine in den örtlichen *Food Control Committees* kein Ende genommen, eine Gewinnsteuer sie zusätzlich belastet und auf eine Stufe mit dem privaten Handel gestellt hatte, entschieden sich die Konsumgenossenschafter mit großer Mehrheit zu diesem Schritt. Die Schaffung einer parlamentarischen *pressure group* war also durchaus strategisch motiviert, doch wurden zur Legitimierung der Parteigründung zugleich höhere Ziele anvisiert, die erkennen lassen, dass in Großbritannien das Politische meist auf die Institutionen des Parlamentarismus und der Parteiendemokratie hin bezogen wurde. Einer der führenden Verbandsfunktionäre formulierte das auf dem entscheidenden Kongress in aller Deutlichkeit: „Co-operation is a theory of society and, therefore, a legitimate basis for a political party.“⁴³

41 Vgl. F. Trentmann, *Genealogy* (Anm. 37), S. 39.

42 Als prominente Vertreter vgl. nur Hugo Preuß' Stellungnahme im Verfassungsausschuss des VRWR: Vgl. BA, R 401, 53989, Akte 568, Bl. 128-132; sowie Moritz Julius Bonns breit rezipierte Schrift über die „Auflösung des modernen Staates“, in der er das Parlament als Vertreter „der Bevölkerung in ihrer Eigenschaft als Konsumenten“ beschrieb. (M. J. Bonn, *Die Auflösung des modernen Staates*, Berlin 1921, S. 30)

43 Zit. n. T. F. Carbery, *Consumers in Politics. A History and General Review of the Co-operative Party*, Manchester 1969, S. 23. Vgl. hierzu ebenda S. 3-34; P. Gurney, *Co-operative Culture and the Politics of Consumption in England 1870-1930*, S. 213.

An dieser Aussage war weniger die Proposition als vielmehr die Schlussfolgerung bemerkenswert, besonders wenn man bedenkt, dass korporativistische Alternativen, wie sie in Deutschland bevorzugt wurden, als Konzepte zur gleichen Zeit auch in Großbritannien kursierten. Der Fabianer G. D. H. Cole präsentierte mit „Self-Government in Industry“ im selben Jahr 1917, als die Genossenschaften ihre Partei gründeten, sein gildensozialistisches Programm, das eine radikale Gewichtsverschiebung des Politischen weg von den etablierten Institutionen bedeutet hätte. Cole plädierte für eine umfassende politisch-ökonomische Selbstverwaltung der Gesellschaft, die nach Bedürfnissen – privaten, kommunalen, nationalen und internationalen – sowie nach Produktionszweigen differenzieren würde und in der für die Konsumenten und Genossenschaften ein zentraler Platz vorgesehen war. Doch auch wenn Coles Ideen auf der Linken einigen intellektuellen Eindruck machten, trugen sie doch allzu utopische Züge und scheiterten ebenso wie die Gemeinwirtschaftspläne von Wissell und v. Moellendorff in der Weimarer Republik. Für einen reformistischen Korporativismus: eine schrittweise Veränderung der strukturellen Koppelung von Politik und Wirtschaft durch die Stärkung von Räten, Kammern und Verbänden, wie sie in Deutschland realisiert wurde, fand sich in Großbritannien aber keine signifikante Unterstützung.⁴⁴

Die Entscheidung der britischen Konsumgenossenschaften zur Parteigründung beförderte indes keine wirkungsvollere Repräsentation der Verbraucherinteressen. Solange noch keine Wahlvereinbarung mit *Labour* bestand, zogen in den Wahlen 1922, 1923 und 1924 jeweils lediglich rund eine Handvoll von Abgeordneten der *Cooperative Party* ins Unterhaus ein. Das war das Ergebnis einer Interessengruppenpartei – der universalistische Impetus, für eine gerechte Gesellschaftsordnung auf der Grundlage veränderter Beziehungen zwischen Konsumenten und Produzenten zu kämpfen, lief offenbar ins Leere. Nachdem 1927 gemeinsame Wahllisten von *Labour* und *Cooperative Party* beschlossen worden waren, stieg die Zahl der genossenschaftlichen Abgeordneten an, was aber mit dem Profilverlust der Partei bezahlt werden musste. Insgesamt blieb die *Cooperative Party* im Hinblick auf die Macht des *agenda setting* der *Labour*-Partei untergeordnet, deren klassische Themen wie Löhne, Arbeitszeiten und Sozialleistungen im Vordergrund standen.⁴⁵

In Frankreich scheint es auf den ersten Blick weniger Anhaltspunkte für eine politische Institutionalisierung der Verbraucherinteressen nach Kriegsende zu geben als in Deutschland und Großbritannien. Das Land hatte trotz voranschreitender Industrialisierung noch Mitte der dreißiger Jahre einen Anteil von Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, wie er in Deutschland zuletzt im Jahr 1907 bestanden hatte (rund 35 Prozent).⁴⁶ Da-

44 Vgl. M. Hilton, *Consumerism* (Anm. 36), S. 94-96; F. Hutchinson/B. Burkitt, *The Political Economy of Social Credit and Guild Socialism*, London 1997, S. 119 ff.

45 Zum Wahlerfolg vgl. Carbery, *Consumers*, Appendix (Anm. 43); zum Profilverlust: ebd., S. 39; M. Hilton, *Consumerism* (Anm. 36), S. 87.

46 Vgl. A. Wilkens, *Das ausgebliebene Wachstum. Zur demographischen und wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland und Frankreich 1918-1939*, in: H. Möller/M. Kittel (Hg.), *Demokratie in Deutschland und Frankreich 1918-1933/40*, München 2002, S. 16.

durch und weil frühzeitig auf eine agrarische Produktionspolitik gesetzt wurde, wirkte sich auch der zentrale Politisierungsimpuls der gestörten Lebensmittelversorgung milder aus – wenn auch erhebliche Differenzen in der Ernährungslage zwischen den industriell geprägten besetzten Gebieten im Nordosten, den großen Städten und dem agrarischen Hinterland bestanden. Noch zielstrebigter als in der Weimarer Republik wurde von 1919 bis 1921 von wechselnden Koalitionen die Rationierung abgewickelt, und das im Krieg geschaffene Amt des Versorgungsministers wurde bereits im Januar 1920 im ersten Kabinett des *Bloc national* auf den Rang eines Unterstaatssekretärs herabgestuft, bevor es ein Jahr darauf ganz verschwand.⁴⁷

Es kommt hinzu, dass auch die französischen Genossenschaften und Gewerkschaften kaum in der Lage waren, als Geburtshelfer oder Sprachrohre einer lautstarken Verbraucherbewegung aufzutreten. Der Organisationsgrad der Konsumvereine war, auch wenn sie wie überall sonst seit dem Krieg kräftig zulegten, geringer als der ihrer deutschen und britischen Schwesterorganisationen: In nur wenigen, vor allem nordostfranzösischen *départements* lag 1912 der Anteil der Konsumgenossenschaftler an der Bevölkerung bei mehr als 3,5 Prozent, während er in großen Teilen der nord- und mittelenglischen Industrieregion mehr als zehn Prozent betrug. Zudem erfolgte die schwierige, 1912 vollzogene Wiedervereinigung der Konsumvereinsbewegung, die zuvor wie im Deutschen Reich in zwei große Verbände gespalten war, nur unter einem Bekenntnis zur parteipolitischen Neutralität, was ein distanzierendes Verhältnis zur parlamentarischen Interessenpolitik und Meinungsbildung nach sich zog.⁴⁸

Die Gewerkschaften wiederum – militant in ihren Zielen, aber durchsetzungsschwach weil ohne echte Unterstützung an der Basis – schieden als Förderer eines politischen Konsumentenbewusstseins aus, weil sie sich nicht von ihren syndikalistischen Vorstellungen lösen konnten: Trotz anhaltender Misserfolge galt der Streik als das probate Mittel, um die Verstaatlichung des Bergbaus und der Eisenbahn und schließlich das Traumziel der autonomen Produzentengemeinschaft zu erreichen; auch hielt die Mehrheit der Gewerkschafter am sozialrevolutionären Dogma der parteipolitischen Abstinenz fest, so dass im französischen Parlament 1919 der Anteil der Arbeiter nur bei knapp vier Prozent lag, während er 1920 im Reichstag 36 Prozent betrug.⁴⁹

47 Vgl. E. Langlinay, *Consommation et ravitaillement en France durant la Première Guerre mondiale*, in: A. Chatriot u. a. (Hg.), *Au nom du consommateur. Consommation et politique en Europe et aux États-Unis au XX^e siècle*, Paris 2004, S. 40. Zur Ernährungspolitik vgl. auch T. Bonzon/B. Davis, *Feeding the Cities*, in: J. Winter/J.-L. Robert (Hg.), *Capital Cities at War*, Paris, London, Berlin 1914–1919, Cambridge 1997, S. 305–341.

48 Vgl. M. Purvis, *Societies of Consumers and Consumer Societies: Co-operation, Consumption and Politics in Britain and Continental Europe c. 1850–1920*, in: *Journal of Historical Geography* 24 (1998) 2, S. 147–169, hier: S. 151 f.; zudem vor allem: E. Furlough, *Consumer Cooperation in France: The Politics of Consumption 1834–1930*, Ithaca/NY 1991.

49 Zu den Gewerkschaften vgl. jetzt die exzellente Studie von Petra Weber, der zufolge die CGT „revolutionäre Parolen in unrevolutionärer Zeit“ verbreitete: P. Weber, *Gescheiterte Sozialpartnerschaft – Gefährdete Republik? Industrielle Beziehungen, Arbeitskämpfe und der Sozialstaat. Deutschland und Frankreich im Vergleich (1918–1933/39)*, München 2010, Zitat: S. 1100; Zahlen: S. 473; vgl. insgesamt S. 147–177, 282–349, 470–477.

Trotz der ungünstigeren Bedingungen für die Artikulation der städtischen Versorgungsnotwendigkeiten wurden auch in Frankreich zahlreiche Maßnahmen ergriffen, die der materiellen Grundsicherung dienten und der Stimme der Verbraucher ein Forum gaben. Zunächst wurden einzelne populäre Formen der zentralstaatlichen Eingriffe in die Produktion und Verteilung von notwendigen Konsumgütern in der heißen Phase der Demobilisierung im Jahr 1919 aufrechterhalten. Die Herstellung eines standardisierten, aber soliden und vor allem günstigen „nationalen Schuhs“ ging auf die Initiative von Étienne Clémentel zurück, einem der Hauptorganisatoren der Kriegswirtschaft, der mit seinen korporativistischen Plänen für den Wiederaufbau auf ein geregeltes Gleichgewicht von Produktion und Konsum zielte, sich damit aber nicht durchzusetzen vermochte. Die Schuhproduktion war allerdings ein voller Erfolg und so wurden bis zum Juli 1919 große Mengen von manchmal mehr als 500.000 Paar pro Monat vertrieben.⁵⁰ Die erst im März 1919 von der Regierung eingerichteten Verkaufsstände für Lebensmittel in Paris, die weit unter Marktpreisen verkaufenden *barraques Vilgrain*, wurden wegen der schweren Teuerungsproteste im Sommer des Jahres kurzfristig sogar noch ausgebaut.⁵¹

Doch mehr noch als vereinzelte Interventionen der Zentralregierung zum Wohl der Verbraucher prägten der Munizipalsozialismus und der Aufstieg der Linken in den Städten mit einer wachsenden Industriearbeiterschaft die konsumpolitische Dimension des Wiederaufbaus. Das Paradebeispiel hierfür ist die kommunalpolitische begründete Entwicklung der Pariser *banlieues* zum sogenannten „Roten Gürtel“, wo seit 1919 zunächst die Sozialisten der SFIO und seit 1921 auch die Kommunistische Partei ihre Hochburgen gewannen. Die genauere Untersuchung der Nachkriegsdekade in einem schon damals prekären Wohnquartier wie Bobigny (in Saint-Denis) zeigt nun, dass es keineswegs arbeitsplatzbezogene Konflikte waren, die als wichtigster Grund für den Linksschwenk anzusehen sind. Vielmehr war dieser in erster Linie auf die Politisierung von Versorgungsthemen zurückzuführen. Erst das durchaus effektive Management in Bereichen wie Marktplatzorganisation, Kohlenverkauf und öffentlicher Verkehr vor allem aber das Engagement in der Wohnraumversorgung sowie die Bereitschaft, auf die Bedürfnisse der in schlimmsten Verhältnissen hausenden *mal-lotés* einzugehen und eine sich bereits selbst organisierende Mieterbewegung zu kanalisieren, war für die Linksparteien der Schlüssel zum Erfolg.⁵²

Schließlich figurierte der Verbraucher nicht nur als Objekt und Adressat konsumpolitischer Maßnahmen, sondern trat als Akteur und politisch repräsentiertes Interesse selbst in Erscheinung. Der bekannten französischen Abneigung gegenüber korporativistischen

50 Vgl. J. F. Godfrey, *Capitalism at War. Industrial Policy and Bureaucracy in France 1914–1918*, Leamington Spa 1987, S. 87 f., 150–156.

51 Benannt nach Ernest Vilgrain, der wie Jean Monnet ein wichtiger Bürokrat im Versorgungsministerium war. Vgl. E. Langlinay, *Consommation* (Anm. 47), S. 40, Anm. 58, S. 43; J. F. Godfrey, *Capitalism* (Anm. 50), S. 80, 101; P. Weber, *Sozialpartnerschaft* (Anm. 49), S. 343; T. Bonzon u. B. Davis, *Feeding* (Anm. 47), S. 333.

52 Vgl. T. E. Stovall, *The Rise of the Paris Red Belt*, Berkeley 1990; R. Magraw, *Paris 1917–20: Labour Protest and Popular Politics*, in: C. Wrigley (Hg.), *The Challenges of Labour. Central and Western Europe 1917–1920*, London 1993, S. 125–148; S. Magri, *Le mouvement des locataires à Paris et dans sa banlieue 1919–1925*, in: *Le Mouvement social* 1986, H. 137, S. 55–76.

Lösungen zum Trotz,⁵³ kam es zur Bildung von intermediären Organen, in denen den Verbrauchern, neben den Repräsentanten von Kapital und Arbeit, Sitz und Stimme zubilligt wurde – eine deutliche Parallele zur Weimarer Republik, auch wenn einige der entsprechenden Stellen von geringerer Lebensdauer waren. So wurden im Laufe der bereits erwähnten Teuerungsproteste gegen die *vie chère* im Sommer 1919, die kurz, aber relativ heftig ausfielen, *comités de vigilance* ins Leben gerufen, in denen unter anderem Gewerkschafts- und Genossenschaftsvertreter die Höhe der Verbraucherpreise überprüften. Während in Deutschland die Preisprüfungsstellen aber über die gesamte Inflationszeit hinweg tätig waren, lösten sich ihre französischen Pendanten nach einem halben Jahr wieder auf. Dafür schuf die Regierung bereits im Februar 1920 eine vom Arbeitsministerium bis auf die lokale Ebene reichende Struktur von sogenannten *commissions d'étude du coût de la vie*, in denen Vertreter der Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Verbraucher und der Regierung bei der Berechnung des Lebenshaltungskostenindexes zusammenarbeiteten. An dieser für Lohnverhandlungen zentralen Aufgabe, die in Deutschland bei den Statistischen Landesämtern lag, partizipierten in Frankreich also die Repräsentanten der Verbraucher unmittelbar.⁵⁴

Weitere korporativistische Tendenzen sorgten schließlich auch in Frankreich dafür, dass die Konsumenteninteressen ebenso wie im deutschen Reichswirtschaftsrat wenn auch in einer Minderheitenposition, so doch dauerhaft institutionalisiert wurden. Obwohl die ersten Initiativen im Jahr 1919 von den Gewerkschaften kamen und mit der Schaffung des *conseil économique du travail* einem produktivistischen Ansatz folgten, waren hier doch bereits neben den Verbänden der Arbeiter, Angestellten und Beamten auch die Konsumgenossenschaften vertreten. Ohne die Anerkennung der Regierung blieb der Rat jedoch isoliert und er stellte seine Tätigkeit nach zwei Jahren wieder ein.⁵⁵

Unterdessen machte das Weimarer Vorbild in mehreren anderen Ländern Schule: Ein nationaler Wirtschaftsrat wurde im Jahr 1921 in der polnischen Verfassung angekündigt und in der Tschechoslowakei per Verordnung geschaffen. Durch ein *decreto legge* ließ das faschistische Italien 1923 einen solchen Rat einrichten; Spanien und Japan folgten 1924 durch königliche bzw. kaiserliche Verordnung.⁵⁶ Die Aufzählung zeigt bereits, dass nach dem Ersten Weltkrieg die Suche nach einer – mit Luhmann könnte man sagen – besseren strukturellen Koppelung von Politik und Wirtschaft ein politisch polyvalentes Unternehmen war. In Frankreich war es schließlich die Mitte-Links-Koalition Herriots, die den Weg frei machte für die Einrichtung des *Conseil national économique* im Januar 1925. Wenn auch in der Rechtsstellung und den gutachterlichen Kompetenzen beschränkter als sein Weimarer Pendant folgte doch der französische *conseil* dem gleichen

53 Vgl. nur C. S. Maier, *Recasting Bourgeois Europe. Stabilization in France, Germany, and Italy in the Decade After World War I*, Princeton 1975.

54 Vgl. T. E. Stovall, *Du vieux et du neuf: économie morale et militantisme ouvrier dans les luttes contre la vie chère à Paris en 1919*, in: *Le Mouvement social* 1995, H. 170, S. 85-113; P. Weber, *Sozialpartnerschaft* (Anm. 49), S. 328, 343 f.

55 Vgl. A. Chatriot, *La démocratie sociale à la française. L'expérience du Conseil national économique 1924-1940*, Paris 2002, S. 26-32.

56 Vgl. F. Glum, *Der deutsche und der französische Reichswirtschaftsrat*, Berlin 1929, S. 10.

Projekt einer doppelten Reform von Repräsentation und Expertise. Er wurde gleichsam von der Hoffnung getragen, eine Institution schaffen zu können, in der das Politische und das Ökonomische eng miteinander verzahnt sein würden, indem einerseits eine Rationalisierung der politischen Entscheidungsfindung, andererseits eine Politisierung der wirtschaftlichen Interessengruppen durch ihre transparente Einbindung in den Prozess der politischen Willensbildung stattfinden könnte.⁵⁷

Die Zusammensetzung und Funktionsbestimmung des *conseil* zeigen noch deutlicher als in der Weimarer Republik, dass nicht der Kompromiss von Kapital und Arbeit das Strukturprinzip vorgaben, sondern es um ein öffentliches Forum aller wirtschaftlichen Interessenten ging, in dem den Verbrauchern ihr Platz nicht streitig zu machen war. Von den insgesamt 47 Mitgliedern des *conseil* entfielen auf die Gruppe „population et consommation“ neun Vertreter, die sich aus den Konsumvereinen, den *ligues d'acheteurs* der bürgerlichen Frauenbewegung, dem Verband der Bürgermeister und Kommunen, den sogenannten Nutzern öffentlicher Versorgungseinrichtungen sowie den Versicherungsvereinen auf Gegenseitigkeit (*mutualités*) rekrutierten. Während die Gruppen von Arbeit und Kapital nach Sektoren und Branchen gegliedert waren, versammelte sich hier die typisch heterogene Verbraucherkoalition, die einmal mehr zeigt, wo der politische Nachkriegsdiskurs das Konsumenteninteresse sozial und räumlich vor allem verortete: in den Genossenschaften, in den Städten und bei den Frauen.⁵⁸

4.

Als im und nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber in den Jahren 1918 bis 1920 die wichtigsten Debatten über die Neuordnung von Politik und Wirtschaft in den europäischen Nachkriegsgesellschaften geführt wurden, waren die organisierten Vertreter der Verbraucherschaft zur Stelle, um die Artikulation ihrer Interessen institutionell auf Dauer zu stellen, die aus der Politisierung der „Heimatfront“ entstanden war. Weil aber die ebenso prekäre wie zentrale Rolle der Konsumenten in Staat und Gesellschaft von ihren Vertretern keineswegs als Erscheinung der Kriegszeit, sondern eher als Krisensymptom des Kapitalismus gedeutet wurde, plädierten sie für ihre nachhaltige politische Selbstermächtigung. Verbraucherschutz sollte nicht durch paternalistische Fürsorge, sondern die Einbeziehung politisch aktiver Konsumenten geschehen. Dabei wurden neue Wege der Repräsentation beschritten: die Verbraucherkammern und der Reichswirtschaftsrat in der Weimarer Republik, der *conseil national économique* in Frankreich und die *Cooperative Party* in Großbritannien.

Das Projekt der Institutionalisierung zeitigte allenthalben Teilerfolge: Die meisten der im Krieg geschaffenen Körperschaften, die mit der Versorgungssicherung betraut waren,

57 Zur Genese und Tätigkeit des *conseil* vgl. A. Chatriot, *La démocratie sociale* (Anm. 55).

58 Vgl. Décret du 16 janvier 1925, *Institution du Conseil national économique*, abgedr. in: A. Chatriot, *La démocratie sociale* (Anm. 55), S. 356-360.

überlebten die Phase des *decontrol* nicht. Auch war nirgends an eine zahlenmäßige Vertretung der Verbraucher zu denken, die das Übergewicht der Produzentengruppen hätte ausgleichen können. Der Grund dafür lag nicht in der diskursiven Stigmatisierung der Verbraucher zum Partikularinteresse, sondern vielmehr in dem ausgreifenden Anspruch einer breiten Verbraucherallianz, die dem Vorwurf der nicht repräsentierbaren Universalität nicht begegnen konnte. Und dennoch: Auch wenn unklar blieb, *wer* als Verbraucher vertretungsberechtigt sein sollte, so war doch unabweisbar, *dass* es ein legitimes Interesse der Verbraucher an einer gesicherten, gesunden und vor allem erschwinglichen Grundversorgung gab. Die zahlreichen Maßnahmen auf den Feldern Ernährungs-, Wohnungs-, Preis- und Infrastrukturpolitik in der Zwischenkriegszeit sind nicht zuletzt auf die erfolgreiche Politisierung des Konsums zurückzuführen.

Schließlich ist festzustellen, dass in dem Dschungel von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die der vergleichende Blick zutage fördert, gerade die Parallelen in Deutschland, Großbritannien und Frankreich deutlich hervortreten. Überall war die politische Vertretung der Konsumenten gleichermaßen erwünscht wie schwer zu realisieren. Die treibenden Kräfte und die Gegner ähnelten sich ebenso wie die vorgebrachten Argumente und Gegenargumente. Sicher mag man auch die Unterschiede in den Formen akzentuieren, die der Kampf um die Verbrauchervertretung jeweils hervorbrachte. Sie lassen sich aber nicht kurzerhand aus sozioökonomischen Gegebenheiten oder nationalgeschichtlichen Pfadabhängigkeiten deduzieren. So spricht die zivilgesellschaftliche Initiative zur Schaffung von Verbraucherkammern in der frühen Weimarer Republik wohl kaum für eine obrigkeitsstaatliche Erblast. Auch führt von der vergleichsweise schwächeren Genossenschafts- und Arbeiterbewegung in Frankreich und der geringeren Urbanisierung des Landes keine direkte Linie zur relativ starken Stellung der Verbraucher im *conseil national économique*, der zudem eine Abkehr von einer antikorporativistischen Tradition bedeutete. In Großbritannien wiederum endete nach dem Krieg die Dominanz des Freihandelsparadigmas über den konsumpolitischen Diskurs, während der Primat der Parteiendemokratie ungebrochen blieb.

Angesichts der erkennbaren Brüche und Konvergenzen ist es plausibel, dass – bei aller Unterschiedlichkeit in der Lage der Zivilbevölkerungen während des Krieges – überall der Einbruch in die Normalität der Grundversorgung und die anhaltende Erfahrung der Preissteigerungen dazu führten, dass sich die politische Resonanz des Verbrauchers dauerhaft veränderte. Dass wiederum die Institutionalisierung des Konsumenteninteresses nicht überzeugender gelang, ist zum einen der Heterogenität zuzuschreiben, die ihm inhärent ist und eine stabile, breite Verbraucherallianz untergrub, und lag zum anderen am Widerstand der produktivistischen Imperative, welche die Wiederaufbaugesellschaften ebenso prägten wie das Vetorecht des Verbraucherschutzes.

Planung und Partizipation in den regulierten Konsumgesellschaften Schwedens und Norwegens zwischen 1930 und 1960

Iselin Theien

ABSTRACT

Planning and participation in the regulated consumer societies of Sweden and Norway, 1930-60.

In the 1930s, the regulation of consumption was integrated into the overarching policy of scientific management in the Scandinavian social democracies, which aimed at rationalising the whole fabric of socio-economic relations. As part of a programme of scientific reformism, the language of increased productivity through rationalisation was transferred from the industrial workplace to the home. However, there was no collective organisation of consumers corresponding to the trade unions of workers ready to negotiate these reforms. The tide was flowing in the opposite direction: Consumer organisations were losing territory to the state by the same movement as the housewife-as-consumer was gaining in visibility. Through an increasingly centralised home economics sector the consumer emerged as an ideal yet strangely silent character in the political communication of the Social Democratic regimes during the transition to affluence.

1. Einleitung

„An der Küchenfront liegt Revolution in der Luft“ – so meldete das norwegische staatliche Informationsamt für die Binnenwirtschaft im Jahre 1950.¹ Wenn dem so war, dann handelte es sich um eine Revolution von oben, die sich vom Funktionalismus der drei-

1 Atskillig nytt fra kjøkkefronten, in: Morgenbladet (Oslo), 17. Oktober 1950. Die Behauptung stammt aus einem Vortrag der Direktorin des Staatlichen Hauswirtschaftsinstituts (Statens opplysningskontor for husstel), Ingrid Askevoll vor dem Norwegischen Ingenieurs-Verband.

figer Jahre ableitete, der seinerseits auf einem Bündnis von Sozialplanern aus Wirtschaft, Architektur und Medizin beruhte.² Die regierenden Arbeiterparteien Schwedens und Norwegens beriefen sich stark auf solche interdisziplinären Verknüpfungen von Wissenschaftlern, um möglicherweise konflikträchtige Themen aus dem Reich des Politischen zu lösen.³ Die Regulierung des Verbrauchs bildete keine Ausnahme von dieser Politik wissenschaftlicher Lenkung – einer Politik, deren Ziel die Rationalisierung des Gesamtgefüges sozioökonomischer Verhältnisse war.

Im Rahmen dieses Reformismus wurde die Idee der Produktivitätssteigerung durch Rationalisierung vom industriellen Arbeitsplatz auf das Heim übertragen. Dabei gab es allerdings keine kollektive Organisation der Verbraucher, die in etwa den Gewerkschaften der Industriearbeiter entsprochen und, wie jene in deren Bereich, Reformen ausgehandelt hätte. Vielmehr entwickelten sich die Dinge in eine andere Richtung: Verbraucherorganisationen verloren ihre Einflussmöglichkeiten in genau dem Maß an den Staat, indem die Hausfrau als Verbraucherin in den Vordergrund trat.

Durch eine zunehmend zentralisierte Binnenwirtschaft wurde der Verbraucher fest in das sozialdemokratische Wohlfahrtsprojekt integriert – wobei sein Spielraum für aktive Mitgestaltung sich zunehmend verengte.

Dieser Beitrag möchte untersuchen, wie im Übergang zur Wohlstandsgesellschaft unter den sozialdemokratischen Regierungen Schwedens und Norwegens der rationale Verbraucher als Idealfigur der politischen Kommunikation entstand.

2. Das Erbe der Genossenschaftsbewegung

Die dreißiger Jahre bedeuteten den tatsächlichen Durchbruch der Sozialdemokratie Skandinaviens. 1932 übernahm die Arbeiterpartei ihre Jahrzehnte lange Regierungsverantwortung in Schweden; drei Jahre später folgte die norwegische Schwesterpartei ihrem Beispiel. Beide sozialdemokratischen Parteien hatten durch den Wandel von der Klassen- zur Volkspartei ihre Machtbasis ausgebaut und gefestigt. Herkömmlicher Marxismus war durch makroökonomische Vorstellungen à la Keynes ersetzt worden, die Produktionssteigerung und wachsenden Verbrauch verbinden wollten.⁴

1936 löste Marquis Childs, amerikanischer Journalist und Anhänger des New Deal, in den USA Begeisterung für jene wirtschaftspolitischen Vorstellungen aus, die allgemein als ein skandinavischer, insbesondere schwedischer „Dritter Weg“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus wahrgenommen wurden. Die Eindrücke des jungen Journalisten Childs, wenn auch offenbar durch eine rosarote Brille betrachtet, schlugen sich in seinem Bestseller „Sweden: The Middle Way“ nieder. Darin hieß es: “The wisdom of the Swedes lies above all in their willingness to adjust, to compromise, to meet what appears to be reality. They have not been bound by a “system”, nor have they been committed to a

2 R. Slagstad, *De nasjonale strateger*, Oslo 2001, S. 215.

3 F. Seiersted, *Sozialdemokratiets tidsalder. Norge og Sverige i det 20. århundre*, Oslo 2005, S. 235.

4 Ebenda, S. 174.

dogma. In a sense they are the ultimate pragmatists, interested only in the workability of the social order.”⁵

Childs war besonders von der starken schwedischen Genossenschaftsbewegung und ihrem Einfluss auf die Gesellschaft fasziniert, zu der sowohl Konsum- als auch Erzeuger- und Wohnungsbaugenossenschaften gehörten. Childs verfolgte, wie die Baugenossenschaft H.S.B. (*Hysesgästernas Sparkassa och byggnadsförening*) mit einer kurios wirkenden Mischform aus privatem und kollektivem Wohnungsbau experimentierte und große Wohnblöcke errichtete, in denen Privatwohnungen durch gemeinschaftliche Elemente ergänzt wurden. Dazu gehörten z. B. hauseigene Kindergärten, Versammlungsräume für Erwachsene oder gemeinsam genutzte Räume mit Waschmaschinen und Trockengelegenheiten. Die Architekten der H.S.B. entwarfen sogar funktionale Möbel, die für den Einbau in die genossenschaftlichen Wohnungen bestens geeignet waren und zu einem niedrigen Preis an die Mitglieder verkauft wurden.⁶

In Norwegen entwickelten die Genossenschaften ähnliche Ideen wie in Schweden. So wurde 1929 eine erste Wohnungsbaugenossenschaft ins Leben gerufen, die seit 1935 unter der Abkürzung OBOS (*Oslo og Omegns Bolig-og Sparelag*) zum Vorzugspartner der Stadtverwaltung wurde. Die Genossenschaft errichtete einfache, moderne und hygienische Unterkünfte für die Arbeiterbevölkerung der Hauptstadt.⁷ Gegenüber dem durch Childs beschriebenen schwedischen Modell traten die gemeinschaftlichen Anteile etwas in den Hintergrund, doch auch in Norwegen setzte man auf Waschküchen und Gemeinschaftsräume.

Während genossenschaftliches Eigentum und die Zusammenarbeit mit den Kommunalverwaltungen im Wohnungswesen den Rahmen für die Integration der Arbeiterschaft in die Konsumgesellschaft bedeuteten, bildeten die Kernfamilien Verbrauchereinheiten, die Güter für den privaten Gebrauch in den einzelnen Wohnungen ansammelten. Auf diese Art waren individuelle und kollektive Formen des Konsums miteinander verflochten. Dies führte zur Herausbildung eines Ethos einer sozialen, nicht aber kommunistischen Herrschaft der Verbraucher.⁸

Dieses Modell fügte sich gut in die politischen Vorstellungen der Sozialdemokratie ein; es inspirierte letztlich die Vision einer sozialdemokratischen Konsumgesellschaft. Der schwedische Verband der Konsumgenossenschaften, die KF (*Kooperativa Förbundet*), war dabei in stärkerem Maße an die Arbeiterbewegung gebunden als die Schwesterorganisation NKL (*Norges Kooperative Landsforening*) in Norwegen. In beiden Ländern waren die Genossenschaftsbewegungen jedoch die zentralen Schrittmacher des „dritten Weges“ zwischen Kommunismus und Kapitalismus, soweit er den Konsum betraf.⁹

5 M. Childs, Sweden. The Middle Way, New Haven 1936, S. 161.

6 Ebenda.

7 E. Annaniasen, Hvor nr. 13 ikke er. Boligsamvirkets historie i Norge, Teil 1, Oslo 1991.

8 E. Furlough und C. Strikweda (Hg.), Consumers against capitalism? Consumer co-operation in Europe, North America and Japan, 1840-1990, Lanham 1999.

9 I. Theien, Kamp om kooperasjonens identitet, in: E. Lange (Hg.), Organisert kjøpekraft. Forbrukersamvirkets historie i Norge, Oslo 2006, S. 175 ff.

Die Annahme von Rationalität bildete einen zentralen Aspekt der konsumgenossenschaftlichen Vorstellungen vom Verbraucher. Der Konsument, in der Regel als Frau dargestellt, wurde als heimischer „Finanzminister“ angesprochen – eine fähige und souveräne Persönlichkeit, die die Interessen ihrer Familie wahrzunehmen verstand. Die Konsumgenossenschaften sahen sich zweifach in der Pflicht, der Hausfrau bei der Erkenntnis und Entwicklung ihrer Rationalität als Verbraucherin zur Seite zu stehen. Zum einen sollte die genossenschaftliche Eigentümerstruktur der Verkaufsstellen – in deutlichem Gegensatz zu den Traumwelten der Kaufhäuser und ihrer emotionalisierten Werbung – die Profitorientierung und damit die Stimulierung irrationaler Bedürfnisse dämpfen. Zweitens sollte die Genossenschaftsbewegung die Verbraucher zum rationalen Kaufverhalten erziehen und die Hausfrau darin schulen, zwischen Notwendigkeiten und Bedürfnissen ebenso zu unterscheiden wie zwischen qualitativ minderwertigen und akzeptablen (Qualitäts-)Produkten.¹⁰

Beide Aspekte des Genossenschaftswesens erschienen den regierenden Sozialdemokraten attraktiv. Genossenschaften boten eine viel verlockendere Alternative zum Kapitalismus als jegliche Form von Staatseigentum. Der Aufstieg der sozialdemokratischen Parteien Skandinaviens wurde durch Kompromisse zwischen den Klassen der Arbeiter und der Bauern abgesichert. Einer Zusammenarbeit beider Gruppen war durch die jeweiligen Verbindungen beider Seiten zu Erzeuger- und Verbrauchergenossenschaften der Boden bereitet.¹¹

Genauso einflussreich war die genossenschaftliche Tradition bei der Förderung eines rationalen Verbraucherbewusstseins. Das Programm, die Angehörigen der Genossenschaftsbewegung zu aufgeklärten Verbrauchern zu erziehen, unterstützte die Sozialdemokraten in ihren Bemühungen, die Nachfrageseite der Wirtschaft in die ambitionierten Planungen für einen Staat zu integrieren, den die Schweden als „Volkshem“ (Folkhemmet) bezeichnet hatten.¹²

In ihrem Versuch, die Wirtschaft von unten her zu rationalisieren, setzten die Sozialdemokraten Skandinaviens noch auf eine andere Bewegung, die von einem Fokus auf Verbraucherrationalität gelenkt wurde, nämlich die Hauswirtschaftsbewegung.

3. Die Hauswirtschaftler

Das Interesse an tayloristischen Techniken der wissenschaftlichen Betriebsführung wurde in den Jahren zwischen den Weltkriegen durch Modelle wie das der Frankfurter Küche von 1926 verkörpert. Solche Modelle beeinflussten die sozialdemokratischen Planer seit den dreißiger Jahren. Der Durchbruch des skandinavischen Funktionalismus zeigte sich bei einer Stockholmer Ausstellung von 1930, als ein durchgehend rationelles Heim

10 P. Alex, *Den rationella konsumenten: KF som folkuppfostrare 1899–1939*, Stehag 1994.

11 E. Lange (Hg.), *Organisert kjøpekraft. Forbrukersamvirkets historie in Norge*, Oslo 2006.

12 Y. Hirdmann, *Att lägga livet till rätta. Studier i svensk folkhemspolitik*, Stockholm 1990, S. 92 ff.

vorgestellt wurde, in dem die Küche an eine industrielle Produktionsstätte erinnerte.¹³ In den nachfolgenden Jahrzehnten verfolgten Planungsgruppen und Verbraucherinstitutionen tayloristische Zeitstudien, um skandinavische Privatwohnungen als moderne Arbeitsplätze der Hausfrauen zu optimieren. Dies wurde mit den Erkenntnissen der traditionelleren Hauswirtschaftslehre verbunden, bei denen es um Fragen der Ernährung und andere Details professioneller Haushaltsführung ging.

Die Entwicklung der Hauswirtschaftslehre wurde in Skandinavien von den Frauenverbänden getragen. Sie versprachen sich von der Professionalisierung der Hausarbeit sowohl eine konkrete Arbeitserleichterung als auch eine erhöhte Wertschätzung ihrer Arbeit.

In Norwegen war der Nationalrat Norwegischer Frauen die treibende Kraft hinter der Errichtung eines professionellen Hauswirtschaftskollegs im Jahre 1908 gewesen. Während der dreißiger Jahre forderten hingegen sozialdemokratische und agrarische Frauenorganisationen vom Staat, Forschung und Ausbildung im Bereich Hauswirtschaft den internationalen Entwicklungen anzupassen.¹⁴ Das Landwirtschaftsministerium nahm sich dem an, weil es eine Modernisierung der Hauswirtschaft als Weg ansah, die Interessen der Verbraucher mit denen der landwirtschaftlichen Produzenten zu verbinden: während erstere ihre Haushaltsabläufe zu rationalisieren suchten, wollten letztere die Nutzung der nationalen Ressourcen verbessern.

Den größten Einfluss auf die Modernisierung der norwegischen Hauswirtschaft übten die Vereinigten Staaten von Amerika aus. 1936 hatte das Landwirtschaftsministerium in Oslo die Wissenschaftlerin Bergliot Qviller berufen, um für Norwegen ein modernes Hauswirtschaftsinstitut aufzubauen. Für ein Jahr bereiste Qviller darauf die USA und erarbeitete sich einen Überblick über die seinerzeit modernen Grundlagen der Hauswirtschaft. In Norwegen baute sie eine Forschungseinrichtung auf, die sich am US-Modell der Verbrauchererziehung orientierte.¹⁵ Das staatliche Werenskiold-Hauswirtschaftsinstitut wurde offiziell 1939 ins Leben gerufen und 1940 um ein staatliches Informationsbüro für Hauswirtschaft ergänzt.

Hierbei ist der Zeitpunkt der Einrichtung signifikant. In der Zwischenkriegszeit hatten zunächst die Hausfrauen das Anliegen vorgebracht, die Hauswirtschaft, insbesondere im Blick auf den Umgang mit Lebensmitteln, zu professionalisieren. Erst der Kompromiss zwischen Sozialdemokratie und Landwirtschaft ermöglichte eine staatliche Lösung – und der Kriegsausbruch die zügige Umsetzung. Die sich 1939 abzeichnende internationale Krise diente als Argument, das Institut rasch arbeitsfähig zu machen. Die deutsche Invasion Norwegens im April 1940 verlieh der Einrichtung eines staatlichen Verbraucherbüros weitere Dringlichkeit: Das Büro wurde daher durch die norwegische

13 G. Hagemann, „Drømmekjøkenet“, in: K. Asdahl und E. Jacobsen (Hg.), *Forbrukerens ansvar*, oslo 2009, S. 344.

14 F. Jørgensen, *Tidens krav. Framveksten av det vitenskapelige husstellet i Norge 1900-1940*, IKON-report No. 3, Trondheim 2001.

15 „Vår nye forsøksleder har order!“ Interview mit Bergliot Qviller in der (liberalen) Tageszeitung *Dagbladet* v. 7. mai 1937.

Übergangsverwaltung im Sommer 1940, noch vor der Machtübernahme durch die nationalsozialistische Quisling-Regierung, eingerichtet.

Auch unter der nationalsozialistischen Verwaltung wurde den Hauswirtschaftsinstituten relativ freie Hand gelassen – schwindende Bestände an Nahrungsmitteln und anderen Verbrauchsgütern optimal zu nutzen, schien ein „unpolitisches“ Anliegen zu sein. Seine Verwirklichung diente sowohl den Interessen der Zivilbevölkerung wie denen der Besatzungsmacht.¹⁶ So nahm das Hauswirtschaftsinstitut unter den außergewöhnlichen Umständen der NS-Besetzung Gestalt an, als praktische Informationen über Ernährung und Verbrauch stark nachgefragt wurden. Der Raum für Partizipation und Debatten über die weiterführenden sozialen, wirtschaftlichen und politischen Fragen zur Stellung des Konsumenten wurde dabei in hohem Maße eingeschränkt.

Für die Frauenverbände hatte sich die Situation in den fünf Jahren der deutschen Besatzung radikal verändert. Ungeachtet ihrer Rolle im Werben für rationellen Verbrauch und der Bereitstellung nützlicher Informationen wurden sie von den NS-Behörden demselben Schicksal unterworfen wie alle anderen Organisationen der norwegischen Zivilgesellschaft, als man sie 1941 der NS-Führung unterstellte. So wurde die staatliche Vorgehensweise einer Verbraucherziehung „von oben nach unten“ für die verbleibenden vier Jahre nicht hinterfragt und damit die wissenschaftsbasierte Hauswirtschaft auf Kosten der stärker partizipatorischen Formen der Verbrauchermoderne gestärkt.

Schweden gehörte im Zweiten Weltkrieg zu den neutralen Staaten und konnte seine Experimente zur Schaffung einer sozialdemokratischen Konsumgesellschaft ungestört weiter verfolgen. Wenn auch die kriegsbedingten Beeinträchtigungen der Weltmärkte für schwedische Verbraucher zu Rationierungen und Beschränkungen führten, wurde das „Volkshem“ zwischen 1940 und 1945 signifikant weiter entwickelt, soweit es die Verbraucher betraf. 1941 beauftragte die Regierung eine Expertenkommission mit einem Bericht zu „Familienleben und Hauswirtschaft“. Dies wurde als Mandat zur Untersuchung der Hauswirtschaft der schwedischen Durchschnittsfamilie gesehen, um zu prüfen, wie diese ihr Verbraucherverhalten verbessern könnten, um ihre wirtschaftlichen Belastungen zu reduzieren.¹⁷

Durch ihre Studien über das Verbraucherverhalten schwedischer Hausfrauen diagnostizierte die Kommission den Bedarf nach Standards und Normen, sowohl was die Arbeitsprozesse betraf als auch, was die Hilfsmittel und Haushaltsgüter anging, die von den Frauen benutzt wurden.

Daher nahm die Kommission sowohl Kontakt zum Verband der Hauswirtschaftslehrer auf als auch zum Koordinationsausschuss Schwedischer Hausfrauen – letzterem gehörten Delegierte der Frauengilde der Genossenschaften, des Bundes der Hausfrauen, sowie der sozialdemokratischen und agrarischen Frauenverbände an. Die Kommission regte die Schaffung eines staatlich finanzierten Hauswirtschaftsinstituts – *Hemmens forskningsin-*

16 I. Theien, Food rationing during World War Two. A special case of sustainable consumption? In: *Anthropology of Food*, 5/2009.

17 SOU 1947/46, *Betänkande angående Familjeliv och hemarbete*, Stockholm 1947, S. 9.

stitut – an. Es wurde 1944 eingerichtet.¹⁸ Das *Hemmens forskningsinstitut* bildete somit die Brücke zwischen Konsumgenossenschaftlern und Hauswirtschaftlern. Es sorgte für einen andauernden Einfluss der aus den dreißiger Jahren stammenden Vision von der hyper-rationalen Verbrauchergesellschaft bis in die Nachkriegsjahre. Da diese neue Allianz von Verbraucherexperten von einer unauflöselichen Verbindung zwischen geistigem und materiellem Leben ausging, war ihr Ziel, eine Hebung des Lebensstandards zu erreichen, indem sie Konsumpraktiken nach Kriterien der Gesundheit, Funktionalität, Qualität und Ästhetik beurteilten.¹⁹

Das Hauptinstrument zur Lenkung des Verbrauchs in diese Richtung blieb die Forschung.

Während schwedische Experten die dreißiger Jahre als das Jahrzehnt theoretischer Lösungen und utopischer Modelle betrachteten, wurden die fünfziger Jahre als das Jahrzehnt der praktischen Studien aufgerufen, die zeigen sollten, wie Funktionalismus wirklich funktionieren konnte.²⁰

4. Bürger in der Konsumgesellschaft

So setzten die schwedischen Hauswirtschaftler die tayloristischen Zeitstudien der Zwischenkriegsjahre bis in das Zeitalter des Massenwohlstandes fort. Die stumme Beobachtung der Hausfrauen war von Zeit zu Zeit durch Befragungen ergänzt worden, die jedoch im Ergebnis mit ihnen übereinstimmten. Hausfrauen der fünfziger Jahre erschienen als eine bemerkenswert uniforme Gruppe. Sie erledigten ihre Aufgaben im Haushalt ähnlich methodisch wie die Männer ihren Berufen nachgingen. Für die durchschnittliche Hausfrau ergaben sich wenige Unterschiede in den täglichen Abläufen. Sie arbeiteten zwischen neun und zehn Stunden pro Tag, erledigten am Morgen die Putzarbeiten im Haushalt, rätigten gegen 10 Uhr vormittags ihre Einkäufe und verbrachten die Zeit zwischen Mittag und Abendessen wieder zu Hause, wo sie die Kleidung der Familie in Ordnung brachten und Mahlzeiten zubereiteten. Ihre Tätigkeit in der Wohnung begann und endete meist in der Küche – dem Ort, an dem sie über die Hälfte der Zeit eines typischen Arbeitstages verbringen sollte.²¹

Die Beobachtungen der Arbeitsabläufe einer typischen Hausfrau beließen den Fokus auf der Küche. Die schwedische Sozialdemokratie hatte bereits 1941 durch ihren Ausschuss zu Hausarbeit und Familienleben formuliert, eine materielle Basis für soziale Harmonie durch die Rationalisierung des Verbraucherverhaltens anzustreben; sie unterstützte nun die staatliche Förderung der Hausfrauen in ihrem primären Arbeitsfeld. Daher setzte sich die Zusammenarbeit zwischen Architekten und Hauswirtschaftlern auch in den fünfziger Jahren unvermindert fort. Sie wurde ergänzt durch Qualitätsprüfungen für

18 Ebenda, S. 239.

19 Ebenda, S. 25.

20 L. Holm, *Familj och bostad*. Stockholm (Hemmens forskningsinstitut) 1956, S. 8.

21 Ebenda, S. 88 ff.

Haushalts- und Küchengeräte. Diese Überprüfungen unter Federführung des Instituts für Hauswirtschaftsforschung fanden zum Teil gemeinsam mit den Herstellern statt. Die so gewonnenen Erkenntnisse fanden ihren Weg zu den Verbraucherinnen durch Ausstellungen von Musterküchen und Küchenzubehör, die auch jenseits der Grenze in Norwegen gezeigt wurden.²²

Das Norwegische Staatliche Informationsbüro für Hauswirtschaft organisierte die erste Präsentation einer schwedischen Musterküche in Oslo unmittelbar nach Ende der deutschen Besatzung 1945. Diese Dauerausstellung war täglich geöffnet; darüber hinaus war ein Lehrfilm produziert worden, der im ganzen Land bei freiem Eintritt gezeigt wurde. Sein Titel lautete „Wie man aus einer alten Küche eine neue macht.“ Eine detailreich illustrierte Informationsbroschüre zeigte eine moderne Küche, die eindeutig nach rationalen Arbeitsprinzipien gestaltet worden war.²³

Die Direktorin des norwegischen Informationsbüros, Ingrid Askevold, regte an, das schwedische Verfahren zur Prüfung von Haushaltsgeräten zu übernehmen. Askevold hoffte weiter, dass die norwegische Industrie vor der Massenproduktion von Verbrauchsgütern mit den Hauswirtschaftsinstituten Kontakt aufnähme, „damit der Markt nicht mit zahllosen, ganz unterschiedlich gestalteten Messern, Löffeln und so weiter überschwemmt wird, die schön aussehen mögen, ihrem eigentlichen Zweck aber nicht genügen. Das würde der Hausfrau Geld, Zeit und Arbeit ersparen.“²⁴

Doch nicht nur Schweden lieferte Vorbilder für moderne Küchen und Hauswirtschaft. Während die schwedischen Hauswirtschaftler seit den vierziger Jahren eher losgelöst von globalen Entwicklungen zu arbeiten schienen, orientierten sich ihre norwegischen Kollegen einmal mehr in Richtung Amerika. In einem Austauschprogramm des Marshall-Plans unternahm Ruth Blegen vom staatlichen Informationsbüro zwei Studienreisen in die Vereinigten Staaten.²⁵ Begeistert schilderte sie anschließend den Entwicklungsgrad amerikanischer Hauswirtschaftstechnik und schwärmte gegenüber den norwegischen Medien von Amerikanern, die dank ihrer Gefrierschränke zu Weihnachten Erdbeeren essen konnten, wenn sie dies nur wollten.²⁶ Von ihrer ersten Studienfahrt brachte sie dem norwegischen Publikum unter anderem einen Schnellkochtopf, Gemüseschäler und Kunststoffteller mit – „in den wunderbarsten Farben, haltbar, stabil und hübsch“.²⁷

Nachdem die neuartigen Geräte Hausfrauen vorgestellt worden waren, verlieh das Hauswirtschaftsinstitut Frau Blegens amerikanische Mitbringsel an einheimische Hersteller in der Hoffnung, dass diese angeregt wurden, Ähnliches zu produzieren.²⁸ Der Grund für einen derartigen Appell lag im Zögern des norwegischen Staates, seine knappen Dollar-

22 J. Bjørkto, Om de senere års kjøkken undersøkelser i Norge og utlandet, Oslo 1953, S. 17.

23 SIFO-Archiv, Oslo, Om senere års kjøkken undersøkelser i Norge og utlandet, Bericht von R. Bjørkto, 1953, S. 47 b.

24 „To skipertak må til“. Interview mit Ingerid Askevold in der Tageszeitung VG v. 8. März 1948.

25 Brief von MH Erichsen an Mr. E. Wallace, MSA Sondermission nach Norwegen, 10., Mai 1952. Riksarkivet (Norwegisches Reichsarchiv): RAVS – 1391 Handelsdepartementet, Avd. for utenrikshandel, arkiv 2, Sakarkiv D/L0006, box 173.

26 „Amerikansk gruve og gryte“. Interview mit Ruth Blegen in der Lokalzeitung Rogaland v. 5. Februar 1949.

27 „Norge kunne lage dette – hadde vi bare hatt råvarene“. Interview mit Ruth Blegen in Morgenbladet (Oslo) v. 7. Dezember 1948.

28 Godt og riktig verktøy till hjemmemne, in: Dagbladet v. 23. April 1949.

reserven für den Import von Verbrauchsgütern jenseits von Grundnahrungsmitteln und Textilien einzusetzen.²⁹ Die Hauswirtschaftler wollten also die heimische Nachfrage und Produktion gleichermaßen dadurch ankurbeln, dass sie auf das amerikanische Warenangebot hinwiesen.

Die Forderung der norwegischen Hauswirtschaftler nach Produkten, die haltbar, stabil und hübsch sein sollten – die Schweden hätten noch „funktional“ hinzugefügt –, war typisch für den Übergang zur Wohlstandsgesellschaft in ganz Europa während der fünfziger Jahre. Matthew Hilton hat die These vertreten, dass die Qualitätsüberprüfung der neuartigen Produkte, die Europas Privathaushalte überschwemmt, Voraussetzung für das Entstehen einer Konsumgesellschaft war: “[Consumers] needed to be assured that in borrowing heavily to purchase a car, a house and the furniture and appliances for it, they would not lose everything if the house was found to be shoddily built, if the car broke down on every trip, and the appliances bought for the home harmed those who switched them on.”³⁰

Im Gegenzug für die garantierte Betriebssicherheit sollte die Verbraucherin (und zunehmend auch der Verbraucher) der fünfziger Jahre durch gesteigerten Konsum zum allgemeinen Ziel des Nachfrage gestützten Wirtschaftswachstums beitragen. Die weiter entwickelten Konsumgüter jener Jahre verlangten jedoch nach ausgefeilteren Qualitätskontrollen als jene, die die Hauswirtschaftsinstitute bieten konnten. In Skandinavien führte Schweden auch hier die Entwicklung an und gründete ein staatliches Institut für Produktkennzeichnung (*Varudeklarationsnämnden*), das Standards festsetzte, ihre Einhaltung überprüfte und die Verbraucher durch entsprechende Kennzeichnung informierte. Während der Staat in Norwegen das Gebiet der Hauswirtschaft kontrolliert hatte, bedeutete die neue Fokussierung auf fortgeschrittene Qualitätskontrolle eine Möglichkeit für die Frauenverbände und Konsumgenossenschaften, sich erneut in die korporatistischen Strukturen des sozialdemokratischen Staates einzuschalten.

1951 lud die Frauengilde der Konsumgenossenschaften die führenden Frauenverbände Norwegens zur Bildung eines neuen Organs zur Prüfung von Verbrauchsgütern ein, das sich an den jüngsten Entwicklungen in Schweden orientieren sollte. Zur selben Zeit verfolgte die sozialdemokratische Regierung ein ambitioniertes Programm der wirtschaftlichen Rationalisierung und Preiskontrollen und lud daher die Frauenverbände 1953 zur Bildung eines Verbraucherrates ein. Auch die Interessenverbände der Hersteller waren zur Mitwirkung in diesem Gremium eingeladen worden, lehnten jedoch ab. In der weiteren Entwicklung diente der Verbraucherrat als eine staatlich finanzierte Stelle zur Qualitätskontrolle und Verbraucherinformation, deren Verwaltungsstruktur die Mitwirkung von Frauenverbänden und Konsumgenossenschaften sicherstellen sollte.³¹

29 Vgl. O. Thommessen, Norge og Marshallplanen. En analyse av Marshallplanens anvendelse i Norge (BI Magisterarbeid) Oslo 1992.

30 M. Hilton, Prosperity for All. Consumer activism in an era of globalization, Ithaca N.Y. 2009, S. 52.

31 I. Theien, Shopping for the „People’s Home“: Consumer planning in Norway and Sweden after the Second World War, in: A. Chatriot, M.E. Chessel und M. Hilton (Hg.), The Expert Consumer. Associations and professionals in consumer society, Aldershot 2006.

Obwohl die Konsumgenossenschaftsbewegung gemeinsam mit einer Bandbreite von Hausfrauenverbänden beim Aufbau einer sozialdemokratischen Konsumgesellschaft in Schweden 1944 und in Norwegen 1953 eine wichtige Rolle spielte, verlor ihre aktive Mitwirkung in dem Maße an Schwung, indem sich die Konsumgesellschaften allgemein entwickelten. Während die norwegischen Organisationen im Aufsichtsgremium des Verbraucherrates formal vertreten blieben, wurden die schwedischen Verbraucherinstitutionen 1957 zentralisiert und das Schwedische Verbraucherinstitut geschaffen.

Ein Grund für diese zunehmende Zentralisierung unter staatlicher Kontrolle könnte in der Entwicklung der Produkte gelegen haben. Technisch komplexe Verbrauchsgüter vom Küchengerät bis zum PKW waren von ehrenamtlichen Verbraucherschützern kaum zu kontrollieren und förderten die Entstehung einer staatlich finanzierten Gegen-Expertise. Zum Teil kann dies auch mit den Prämissen erklärt werden, auf denen die skandinavische Form der Konsumgesellschaft ruhte. Die Bewegung der Verbrauchergenossenschaften und die Hauswirtschaftler hatten ein Bild der Verbraucherin als grundsätzlich rational Agierender vermittelt. Daher schien es nur logisch, wenn die sozialdemokratischen Planer die Förderung ihrer Interessen mit Forschung und Weiterbildung zu erreichen suchten.

Während sich die kollektivistischen Vorstellungen mancher genossenschaftlicher und sozialreformerischer Planungen der dreißiger Jahre als Sackgasse erwiesen hatten, erwuchs jedoch aus der Hauswirtschaftsforschung eine neue Uniformität. So folgte eine schwedische Studie zur Planung von Küchen, „Hausfrauen mögen zwar individuelle Erwartungen an ihre Küche hegen. Jedoch belegt die Forschung, dass selbst signifikante Unterschiede in Lebensstandards und Ernährungsgewohnheiten nicht zu signifikanten Unterschieden in der rationellen Planung der jeweiligen Küchen führen. In den meisten Haushalten wird die Küchenarbeit auf ähnliche Weise erledigt – Küchen können damit von gemeinsamen Ausgangspunkten aus geplant werden.“³²

Die Hauswirtschaftsforschung hatte somit die Voraussetzungen dafür geschaffen, die Konsumenten als Kollektiv zu behandeln. Wenn auch ihr Konsum in der Privatsphäre stattfand, hatte der Staat ihre objektiven Bedürfnisse durch wissenschaftliche Studien offengelegt. So konnte eine sozialdemokratische Konsumgesellschaft geplant werden, die von der Gleichheit aller ausging. Der Staat sollte die Hausfrau als Verbraucherin dadurch unterstützen, dass ihre Bedürfnisse funktional und rationell bedient wurden. Im Gegenzug hatte die Bürgerin dieser Konsumgesellschaft darauf zu vertrauen, dass staatliche Experten ihre Bedürfnisse wissenschaftsbasiert formulierten, statt auf ihre aktive Mitwirkung zu setzen.

5. Zusammenfassung: Die skandinavische Verbraucherin im europäischen Kontext

Die skandinavische Regulierung der Konsumgesellschaft war Teil eines europäischen Trends. Ruth Oldenziel und Karin Zachmann haben jüngst darauf verwiesen, dass sich in der berühmten „Küchendebatte“ zwischen dem sowjetischen Regierungschef Nikita Chrusčev und dem amerikanischen Vizepräsidenten Nixon während der amerikanischen Ausstellung in Moskau 1959 (auch) ein transatlantischer Zusammenprall zwischen amerikanischen und europäischen Visionen von technischem Fortschritt gezeigt habe. Die Debatte drehte sich augenscheinlich um die wundersamen Fähigkeiten des Kapitalismus – verkörpert durch die von Chrusčev verworfenen technischen Spielereien amerikanischer Küchenausstattungen –, die Bedürfnisse der Bevölkerung im Gegensatz zum Kommunismus zu befriedigen. Oldenziel und Zachmann betonen zusätzlich, wie diese Diskussion einen breiteren Graben zwischen der wohlfahrtsstaatlichen Politik europäischer Staaten und dem US-Modell des kommerzialisierten Konsums zog.³³

Die Spaltung zwischen amerikanischem Konsumismus und europäischen Wohlfahrtsvorstellungen konnte auf Meinungsverschiedenheiten der Hauswirtschaftsbewegung der Zwischenkriegszeit zurückgeführt werden. So hatte die tayloristische Wirtschaftspionierin Christine Frederick in ihrem Bestseller *Selling Mrs Consumer* aus dem Jahr 1929 „kreative Verschwendung“ propagiert, um wirtschaftliches Wachstum und die Entwicklung eines höheren Lebensstandards zu fördern.³⁴ Dies bedeutete einen klaren Bruch mit den in Skandinavien einflussreichen genossenschaftlichen Visionen rationaler Bedürfnisbefriedigung. Laut der norwegischen Historikerin Gro Hagemann konnte Christine Fredericks kommerzialisierte Vision in den skandinavischen Gesellschaften erst in den späten siebziger Jahren Fuß fassen.³⁵

Der schwedische Entwurf einer rationalistischen Planung für die Verbraucher besaß während der fünfziger Jahre im Westen wie im Osten Europas seinen Reiz als Alternative zur Marshall-finanzierten amerikanischen Vision einer kommerzialisierten Konsumgesellschaft. Paul Betts und David Crowley betonen, dass das schwedische Modell zu Zeiten des Kalten Krieges als ein denkbarer „Dritter Weg“ zwischen Kommunismus und Kapitalismus in Europa attraktiv blieb: „Während Bilder konsumistischer amerikanischer Häuslichkeit zunehmender Kritik ausgesetzt war, wurden schwedische Haushalte oft als Modell einer progressiven Häuslichkeit beschrieben, die einerseits die Bedürfnisse der Bewohner befriedigte und andererseits das Anliegen reformerischer Designer an Funktionalität und sozialer Gerechtigkeit berücksichtigte.“³⁶

33 R. Oldenziel/K. Zachmann: Kitchens as technology and politics: An introduction, in: dies. (Hg.), *Cold War kitchen*, Cambridge Mass. 2009, S. 8-12.

34 J.W. Rutherford, *Selling Mrs Consumer: Christine Frederick and the rise of household efficiency*, Georgia 2003, S. 147 ff.

35 G. Hagemann, 'Drømmekjøkenet', (Anm. 13), S. 349-50.

36 P. Betts/D. Crowley, Introduction (Notions of Home in post-1945 Europe), in: *Journal of Contemporary History*, Vol. 40 (2005), S. 228.

Somit blieb im Übergang zur Wohlstandsgesellschaft die Vision vom Verbraucher als rationaler, produktiver und verantwortungsvoller Käufer unwidersprochener Bestandteil der politischen Kommunikation sozialdemokratischer Regierungen. Es war nicht die Aufgabe der Verbraucher, die sozialdemokratische Vorstellung einer sicheren, stabilen und gleichen Gesellschaft zu beeinflussen – sie sollten sie vielmehr umsetzen. Diese Rolle war durch das einflussreiche Bündnis aus Genossenschaftsbewegung, Hauswirtschaftlern und Sozialplanern formuliert worden. Wie in diesem Beitrag ausgeführt, beanspruchte der Staat allmählich die Definition von Charakter und Rolle des Konsumenten in der Gesellschaft. Dabei konnte er sich auf eine mächtige Allianz wissenschaftlicher Experten und Planer stützen. Dies könnte die andauernde Stärke des schwedischen Modells einer rationalen Konsumgesellschaft erklären. Wie die allmähliche Erosion der skandinavischen sozialdemokratischen Regierungen während der siebziger Jahre zeigen sollte, erwies sich die wissenschaftliche Erforschung des Konsumverhaltens von Hausfrauen schließlich als nicht ausreichend, um die gewandelten Verbraucherpräferenzen in einer internationalisierten Welt zu erfassen.

Aus dem Englischen von Martin Steffen (Bielefeld)

Konsum im Blick. Visualisierungsstrategien in sowjetischen und ostdeutschen Printmedien (1953–1964)

Isabelle de Keghel

ABSTRACT

Keeping an Eye on Consumption – Strategies of Visualization in Soviet and East German Journals (1953–1964)

Consumption played a crucial role in legitimising the socialist system and therefore it was an important topic in the state socialist press. This article presents a comparative analysis of socialist consumption discourses. It focuses on the period from 1953 to 1964. The study explores similarities and differences between visual representations of consumption in the Soviet journal *Ogoniok* and in its East German counterpart, the *Neue Berliner Illustrierte* (NBI). The first part of the article investigates affirmative and critical visualisations of consumption on the national level. The second part looks at the coverage of transnational relations in the realm of consumption. The study reveals significant differences between the two journals. They can mainly be explained by the fact that the public sphere of the GDR was more open to communication with the West than that of the USSR.

Einleitung

Eine wichtige Funktion des Konsums¹ im Staatssozialismus bestand darin, eine Herrschaft stabilisierende Wirkung zu entfalten und die Legitimität des sozialistischen

1 Der Begriff „Konsum“ wird hier in Anlehnung an Stephan Merl als der Kauf und Verbrauch von Lebensmitteln und Industrieprodukten sowie als die Nutzung von Wohnraum, Bildungs-, Kinderbetreuungs-, Freizeit- und Erholungseinrichtungen definiert. S. Merl, Konsum in der Sowjetunion: Element der Systemstabilisierung?, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 9 (2007), S. 519-536, hier S. 520.

Systems in der Konkurrenz zwischen Ost und West zu stärken. Im Staatssozialismus wurde ein Konsummodell propagiert, das sich grundlegend vom westlichen Modell unterschied.² Der starken sozialen Ausdifferenzierung von Konsum im Westen wurde das Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit gegenübergestellt. Subventionen sollten die Befriedigung des staatlich anerkannten Grundbedarfs an Konsumgütern zu einem erschwinglichen Preis ermöglichen. Darüber hinaus wurden einzelne Produkte wie Champagner, die im Westen als Luxuswaren galten, günstig angeboten und damit allgemein zugänglich gemacht.³ Trotz dieser insgesamt nivellierenden Tendenzen wurden hervorragende Arbeitsleistungen durch Konsumprivilegien belohnt. Diese besonderen Bedingungen für verdiente ArbeiterInnen sollten die Überflusswirtschaft des Kommunismus gleichsam vorwegnehmen und als Leistungsanreiz für die gesamte arbeitende Bevölkerung fungieren.⁴ Vordringliches Ziel der staatlichen Politik war es allerdings nicht, eine breite Vielfalt an Waren mit einem entsprechend großen Distinktionspotenzial bereitzustellen, sondern Produkte, die den offiziellen Normen entsprechend als zweckmäßig galten.

Insbesondere nach dem Verzicht auf Terror als Mittel der Herrschaftssicherung nach Stalins Tod sollten die vom Staat gemachten Konsumangebote zur Akzeptanz des Systems durch die BürgerInnen beitragen. Durch seine ideologische Aufladung von oben besaß der Konsum politisches Potenzial und konnte zu einem Thema der politischen Kommunikation werden. Wie wichtig etwa ein ausreichendes Grundangebot an günstigen Lebensmitteln für die Bevölkerung war und wie vehement dies zeitweise eingefordert wurde, zeigen exemplarisch der Aufstand vom 17. Juni 1953 in der DDR und der Streik im sowjetischen Novočerkassk 1962, die beide maßgeblich durch Versorgungsprobleme und Preiserhöhungen ausgelöst wurden.

Vor allem in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, als das „Einholen und Überholen“ des Westens zur staatlichen Politik erhoben wurde und sich die Kommunikation zwischen staatssozialistischen und westlichen Ländern intensivierte, spielte der Konsum in der Systemkonkurrenz zwischen Ost und West eine zentrale Rolle. Während der Westen durch die Verbreitung seiner Konsumangebote im sowjetischen Hegemonialraum offensive Selbstdarstellung betrieb und versuchte, die UdSSR durch den Wettbewerb im

2 Zum Konsum im Staatssozialismus, insbesondere in der UdSSR und in der DDR, vgl. etwa: S. Merl, Konsum (Anm. 1); S. Merl, Staat und Konsum in der Zentralverwaltungswirtschaft. Russland und die ostmitteleuropäischen Länder, in: H. Siegrist/H. Kaelble/J. Kocka (Hg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M./New York 1998, S. 205-241; J. Hessler, A social history of Soviet trade. Trade policy, retail practices, and consumption, 1917–1953, Princeton 2004; J. Gronow, Caviar with champagne. Common luxury and the ideals of the good life in Stalin's Russia. Oxford u. a. 2003; S. Reid, Cold war in the kitchen: gender and the de-stalinization of consumer taste in the Soviet Union under Khrushchev, in: *Slavic Review* 61/2 (2002), S. 211-252; I. Merkel, Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR, Köln/Weimar/Wien 2000; I. Merkel, Im Widerspruch zum Ideal: Konsumpolitik in der DDR, in: H.-G. Haupt/C. Torp (Hg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990: Ein Handbuch, Frankfurt a. M. 2009, S. 289-304.

3 Andererseits waren einige im Westen durchaus erschwingliche Produkte des Alltagsbedarfs, zum Beispiel Kleidung, in den staatssozialistischen Ländern relativ teuer.

4 S. Merl, Konsum (Anm. 1), S. 519-526; H. Siegrist, Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa, in: H. Siegrist/H. Kaelble/J. Kocka (Hg.), Europäische Konsumgeschichte (Anm. 2), S. 13-48, hier S. 32.

Konsumbereich an die Grenzen ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit zu treiben, zielte die Politik in den staatssozialistischen Ländern darauf ab, durch das Übertrumpfen des westlichen Konsumniveaus die Überlegenheit des sozialistischen Systems unter Beweis zu stellen.

Über das Thema des Konsums fand in den staatssozialistischen Ländern ein intensiver Diskurs statt, der in diesem Beitrag anhand ausgewählter Zeitschriften aus der Sowjetunion und aus der DDR analysiert wird. Dabei interessiert vor allem die visuelle Ebene des Diskurses, es wird aber auch seine sprachliche Ebene berücksichtigt, sofern dies zur näheren Interpretation und Kontextualisierung der untersuchten Bilder notwendig erscheint.

Im Mittelpunkt der vergleichenden Analyse stehen die Fragen, wie Konsum in der Sowjetunion und in der DDR visualisiert wurde, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen sowjetischen und ostdeutschen Kommunikationsweisen über Konsum zu beobachten sind und wie sie sich erklären lassen. Die Untersuchung konzentriert sich auf vier Aspekte. *Erstens* werden affirmative Visualisierungen von Konsum in den Blick genommen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Frage, wie die in vielerlei Hinsicht unvollkommenen staatssozialistischen Konsumwelten inszeniert wurden, um sie dennoch zur Systemlegitimation und -stabilisierung nutzen zu können. Darauf folgt *zweitens* die Analyse kritischer Visualisierungen von Konsum. In diesem Kontext soll geklärt werden, inwiefern auch Defizite im Konsumbereich und die Artikulation von KonsumentInnen-Interessen zum Bereich des Sag- und Zeigbaren gehörten und ob sich hier Politisierungsstrategien erkennen lassen. Im *dritten* und *vierten* Abschnitt werden transnationale Bezüge in der Berichterstattung über Konsumfragen analysiert. Zunächst wird untersucht, wie die ostdeutsch-sowjetischen Beziehungen im Konsumbereich visuell repräsentiert wurden. Hierbei liegt der Fokus darauf, ob und wie die Überlegenheit des ostdeutschen Konsumniveaus, das im Gegensatz zur Machthierarchie zwischen der UdSSR und der DDR stand, visualisiert wurde. Schließlich wird der Frage nachgegangen, inwiefern westliche Konsumgesellschaften bei der Berichterstattung über den Konsum im Staatssozialismus eine Rolle spielten.

Für die Untersuchung wurden exemplarisch zwei aufgabenstarke, massenwirksame Printmedien ausgewählt: die sowjetische Zeitschrift *Ogonek* und die ostdeutsche *Neue Berliner Illustrierte (NBI)*. Beide Zeitschriften sprachen aufgrund ihres breiten Themenspektrums in ihrem jeweiligen Land ein großes Publikum an und enthielten, ihrem Genre entsprechend, viele Fotos und andere Illustrationen. Der *Ogonek* war schon 1899 in vorrevolutionärer Zeit gegründet worden und entwickelte sich in der UdSSR zu einer populären Zeitschrift, die einerseits über politisch-gesellschaftliche Themen berichtete, andererseits aber auch literarische Texte publizierte und Werke der bildenden Kunst reproduzierte. Die 1945 gegründete *NBI* war eine der beliebtesten Illustrierten der DDR. Sie berichtete über alle Bereiche des öffentlichen Lebens in Ostdeutschland. Zudem brachte sie regelmäßig Reportagen aus dem Ausland. Das Spektrum der von ihr behandelten Themen reichte von Politik und Gesellschaft über Kunst und Literatur bis hin zu Arbeitsleben, Freizeitgestaltung und Konsum.

Die vergleichende Analyse der beiden Zeitschriften konzentriert sich auf die Jahrgänge 1953–1964, die von einer verdichteten Kommunikation über Konsum gekennzeichnet sind und die eine zunehmende Aufwertung der DDR in den ostdeutsch-sowjetischen Beziehungen erkennen lassen. Im gewählten Untersuchungszeitraum sind drei Zeitfenster besonders relevant: Zunächst das Jahr 1953, das im Zeichen der Entstalinisierungskrise und der daraufhin begonnenen Politik des „Neuen Kurses“⁵ stand, die zu Verbesserungen im Konsumangebot führte. Dann die in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre proklamierte Aufholjagd mit dem Westen, in deren Kontext das Konsumniveau weiter angehoben wurde, und schließlich die frühen sechziger Jahre, in denen beide Länder – nicht zuletzt durch den Ausbau der chemischen Industrie – erhebliche Fortschritte im Konsumbereich erzielen konnten.

Für die Aufwertung der DDR sind insbesondere die formale Souveränitätserklärung im Jahr 1955 sowie der Abschluss des Freundschaftsvertrages zwischen der UdSSR und der DDR im Jahr 1964 wichtig, der einen weiteren Statusgewinn für den ostdeutschen Staat mit sich brachte.⁶

1. Affirmative Visualisierungen von Konsum

Sowohl der *Ogonek* als auch die *NBI* können als wichtige AkteurInnen in der Kommunikation über Konsum gelten, insbesondere aufgrund ihrer hohen Auflage⁷ und wegen der großen Relevanz, die sie dem Thema einräumten. Die vorherrschende Visualisierungsstrategie beider Illustrierten zielte darauf ab, die Vorzüge des staatssozialistischen Konsummodells und seine Überlegenheit gegenüber dem konkurrierenden westlichen Modell deutlich zu machen. Auf diese Weise sollte das System des Staatssozialismus legitimiert und stabilisiert werden. Im Rahmen dieser Visualisierungsstrategie dominierten im Verlauf des Untersuchungszeitraums unterschiedliche Bildmotive. In den frühen fünfziger Jahren lag der Schwerpunkt auf Inszenierungen der paternalistischen Fürsorge des Staates für seine BürgerInnen. Im Vordergrund standen dabei visuelle Repräsentationen von Kindern und Jugendlichen, die in staatlichen Einrichtungen vorbildlich betreut und ausgebildet wurden und von Werktätigen, die sich in hervorragend ausgestatteten Sanatorien und Urlaubsheimen erholten.⁸ Zahlreiche Fotos sollten demonstrieren, dass Kinder und Erwachsene ihre Freizeit dank Pionierlagern, Kulturhäusern und anderen staatlichen Institutionen mit kulturellen Aktivitäten verbringen konnten

5 Vgl. zum „Neuen Kurs“: A. Kaminsky, *Illustrierte Konsumgeschichte der DDR*, Erfurt 1999, S. 18–21.

6 H. Wentker, *Außenpolitik in engen Grenzen. Die DDR im internationalen System 1949–1989*, München 2007, S. 82–86, 221; J. Scholtyssek, *Die Außenpolitik der DDR*, München 2003, S. 13.

7 Die Auflage des *Ogonek* betrug 1953 550.000 Exemplare und konnte bis 1964 auf zwei Millionen Exemplare gesteigert werden. Die *NBI* hatte im Untersuchungszeitraum eine Auflage von 700.000. Vgl. Zeitschriften in der DDR. <http://www.mdr.de/damals/lexikon/1518828.html#absatz2> (angesehen am 15.1.2010).

8 V. detskich jasljach nanajskogo sela Kondona. Foto L. Arkad'eva, in: *Ogonek* 22 (1953), hinteres Cover, Außenseite; Alles für 30,- DM. Im neuerbauten FDGB-Erholungsheim „Walter Ulbricht“ in Friedrichsrode, in: *NBI* 33 (1954), S. 4f. Hier und im Folgenden können Belegstellen nur exemplarisch angeführt werden.

und sich dabei zu sozialistischen Persönlichkeiten entwickelten.⁹ Großen Raum nahm in der Bildberichterstattung auch der Wiederaufbau von Städten nach dem Krieg ein, der häufig mit Fotos früherer Zerstörungen kontrastiert wurde.¹⁰ Ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wandelten sich die Bilderwelten und zeigten die BürgerInnen zunehmend bei selbst organisierten Freizeitaktivitäten, etwa beim Wandern oder Skifahren.¹¹ Während hier die paternalistische Fürsorge des Staates in den Hintergrund trat, war sie in anderen Bereichen des Konsumsektors weiterhin erkennbar: So blieb die Errichtung von Wohnhäusern ein wichtiges Thema, allerdings trat nun der als Symbol von Effektivität und Modernität gefeierte Plattenbau in den Vordergrund, der wahlweise in der Bauphase oder nach seiner Fertigstellung abgebildet wurde.¹²

In den visuellen Welten der Illustrierten wurden die staatssozialistischen Gesellschaften als Überflusgesellschaften inszeniert, wobei der *Ogonek* den Akzent eher auf die massenhafte Produktion von Konsumgütern legte, während die *NBI* vorrangig das reichhaltige Konsumangebot in den Geschäften betonte. Die sowjetische Illustrierte visualisierte neben der industriellen Herstellung von Konsumgütern¹³ verstärkt die landwirtschaftliche Produktion von Lebensmitteln. Tag- und Nachtaufnahmen von Mähreschern auf den Feldern zeigten, dass die Arbeit dank Flurbereinigung, Mechanisierung und Schichtsystem effektiv vonstatten ging. Aufgetürmte Berge von Getreide oder anderen Lebensmitteln führten die Erfolge der vollbrachten Arbeit vor Augen.¹⁴ Die *NBI* hingegen zeigte bevorzugt Aufnahmen von besonders gut sortierten Läden mit vollen Regalen.¹⁵ Gelegentlich wurde die Vielfalt der Produkte und ihrer Herkunftsländer durch zusätzliche Informationen unterstrichen, die in die Fotos hinein gezeichnet oder im Begleittext erwähnt waren.¹⁶ Zuvorkommende, gut gekleidete VerkäuferInnen, die in geschmackvoll eingerichteten, saubereren Geschäftsräumen KundInnen kompetent berieten, waren ein wichtiges Motiv in beiden Illustrierten.¹⁷ Solche Bilder sollten die hoch entwickelte „Verkaufskultur“¹⁸ im Staatssozialismus beweisen und zugleich zeigen, wie die BürgerInnen – insbesondere die als emotionale KonsumentInnen geltenden Frauen – zu rationalem und „kultiviertem“¹⁹ Konsum erzogen wurden. Dass in den Läden nirgends Gedränge zu

9 V Ivanovskom dvorce pionerov. Foto M. Savina, in: *Ogonek* 13 (1953), Farbbeilage nach S. 8; Das Beste für unsere Jüngsten, in: *NBI* 30 (1953), S. 4 f.

10 V. Viktorov, Podnjatje iz ruini. Foto B. Vdovenko, N. Čamova, O. Knorrina, in: *Ogonek* 19 (1953), S. 9f; Die glücklichsten Menschen Deutschlands, in: *NBI* 4 (1953), S. 4.

11 *Ogonek* 3 (1958), vorderes Cover, Außenseite; Alte Bekannte. Männer im Schnee, in: *NBI* 8 (1958), S. 6.

12 Eine Stadt vom Fließband, in: *NBI* 7 (1958), S. 4 f.; Ja. Mileckij, I. Tunkel', Stotysjačnyj moskovskij..., in: *Ogonek* 1 (1964), S. 2 f.

13 M. Arlazorov/D. Polonskij, Technika izobilija. Foto Ja. Rjumkina, in: *Ogonek* 37 (1953), S.2 f., hier S. 3.

14 N. Tarasenkova, Bitva za chleb prodolžaetsja. Foto Ju. Nemova, in: *Ogonek* 38 (1958), S. 2.

15 Visitenkarte des Wohlstands. Bummel durch die neuen Läden in der Stalinallee, in: *NBI* 5 (1953), S. 7.

16 Mit Volldampf auf neuem Kurs!, in: *NBI* 32 (1953), S. 2 f.

17 N. Nesterova, Rajonnyj univermag. Foto G. Grafkina, in: *Ogonek* 37 (1953), S. 1; Kundendienst – großgeschrieben im HO-Warenhaus am Markt in Halle, in: *NBI* 12 (1958), S. 14.

18 Darf es sonst noch etwas sein? Ein Wettbewerb zur Verbesserung der Verkaufskultur, in: *NBI* 49 (1953), S. 4.

19 V. Volkov, The concept of "kulturnost", in: S. Fitzpatrick (Hg.), *Stalinism: New Directions*, London, New York 2000, S. 210-230; C. Kelly, V. Volkov, Directed desires: kulturnost' and consumption, in: S. Fitzpatrick/D. Shepherd (Hg.),

sehen war, legte die Annahme nahe, dass die Waren in ausreichender Menge vorhanden waren und niemand befürchten musste, leer auszugehen.

Um den affirmativen Charakter der Berichterstattung zu gewährleisten, blieben in beiden Illustrierten zahlreiche Schattenseiten des staatssozialistischen Konsumsektors ausgeblendet. Fotos von leeren Regalen oder von Warteschlangen vor den Geschäften unterlagen ebenso einem Bildverbot wie visuelle Repräsentationen der Läden für Privilegierte, um die Behauptung von der Überflussgesellschaft und von der Verteilungsgerechtigkeit nicht zu gefährden. Inwiefern solche Visualisierungen den erwünschten systemstabilisierenden Effekt hatten, muss offen bleiben. Denn sie widersprachen den Alltagserfahrungen der LeserInnen und drohten damit die Glaubwürdigkeit der Berichterstattung zu untergraben.

Allerdings praktizierten beide Zeitschriften die Ausblendung von Unzulänglichkeiten des staatssozialistischen Konsumsektors unterschiedlich streng: Während im *Ogonek* Warteschlangen vor den Geschäften offenbar einem totalen Bildverbot unterlagen, zeigte die *NBI* diese in seltenen Ausnahmefällen – insbesondere, um Warendefizite retrospektiv als inzwischen überwundenes Phänomen zu kennzeichnen.²⁰

Wie sich hier bereits andeutet, sind trotz der zahlreichen Übereinstimmungen in der affirmativen Visualisierung des Konsums auch einige Unterschiede zwischen den Bilderwelten der sowjetischen und der ostdeutschen Illustrierten erkennbar. Weit offensiver als im *Ogonek* wurden in der *NBI* die positiven Eigenschaften der Produkte visualisiert. Als Beispiel kann ein Cover aus dem Jahr 1958 gelten, auf dem eine Frau staunend ein Tablett mit reifbedeckten Fotoapparaten aus DDR-Produktion in die Kamera hält, um so ihre Frostbeständigkeit zu demonstrieren.²¹

Bei der Inszenierung positiver Aspekte der sozialistischen Konsumwelten wurde in der *NBI* – anders als im *Ogonek* – auch wiederholt auf westliche Strategien der Produktpäsentation zurückgegriffen. Dieser Unterschied wird besonders deutlich, wenn man die Visualisierungen der Preissenkungen in den fünfziger Jahren vergleicht. Während der *Ogonek* 1953 aus diesem Anlass Fotos vom Austausch der Preisetiketten an den Waren sowie von interessierten KundInnen am Verkaufstresen zeigte,²² inszenierte die *NBI* die Preissenkungen 1953 und 1956 nach westlichem Muster als Schlussverkauf, indem sie die durchgestrichenen alten Preise sowie die neuen Preise gut sichtbar in die jeweiligen Fotos hineinzeichnen ließ.²³ Ergänzend dazu bot sie Einblicke in Wohnungen, in denen zufrieden lächelnde KonsumentInnen von Waren umgeben waren, die sie zu reduzierten Preisen gekauft hatten.²⁴ Die Inszenierungen auf diesen Fotos, die ebenfalls Preisinforma-

Constructing Russian culture in the age of revolution: 1881–1940, Oxford u. a. 1998, S. 291–329; Zum Gender-Aspekt vgl. S. Reid, *Cold war* (Anm. 2), S. 220.

20 Geht nicht – sagten kluge Leute. Geht doch – sagte die Partei, in: *NBI* 28 (1958), S. 2 f. In der Fotoreportage wurde betont, dass es sich um eine Aufnahme aus dem Jahr 1948 handelte.

21 *NBI* 4 (1958), vorderes Cover, Außenseite.

22 *Zabota o blage naroda*. Foto B. Kuz'mina i M. Savina, in: *Ogonek* 14 (1953), S. 1.

23 Zusätzlich nach der neuen Preissenkung!, in: *NBI* 43 (1953), S. 3.

24 17. Preissenkung der DDR: Eine Milliarde gewonnen, in: *NBI* 24 (1956), S. 4 f.

tionen zu den gezeigten Produkten enthielten, erinnerten an visuelle Repräsentationen in Versandhauskatalogen, wie sie auch in westlichen Ländern produziert wurden.²⁵

2. Kritische Visualisierungen von Konsum

Obwohl in beiden Illustrierten die affirmativen Repräsentationen des staatssozialistischen Konsums eindeutig das Gros der Beiträge ausmachten, enthielten sowohl die *NBI* als auch der *Ogonek* durchaus kritische Artikel zum Thema. Was die Intensität der Berichterstattung, die Gestaltung der Visualisierungsstrategien und das politisierende Potenzial der Beiträge betrifft, lassen sich zwischen beiden Illustrierten deutliche Unterschiede erkennen, die sich zum Ende des Untersuchungszeitraums hin erheblich verstärkten.

Im *Ogonek* erschienen kritische Beiträge zum Konsumsektor erheblich seltener als in der *NBI* und fast ausschließlich im Rahmen von Kampagnen der Staats- und Parteiführung zur Hebung des Konsumniveaus: 1953 im Kontext der Konsumoffensive²⁶ nach Stalins Tod sowie 1959 nach dem 21. Parteitag der KPdSU, der das „Einholen und Überholen“ der USA zu einem wichtigen Ziel erklärt hatte.²⁷ Offensichtlich dienten die Beiträge der Zeitschrift vor allem dazu, diese Kampagnen in die sowjetische Gesellschaft hinein zu kommunizieren und die BürgerInnen für die Ziele der politischen Führung zu mobilisieren.

Die Artikel aus dem Jahr 1953 enthielten zum Teil scharfe Kritik,²⁸ die sich allerdings weitgehend auf die verbale Ebene beschränkte. So war in den Beiträgen zu lesen, manche Betriebe produzierten im Bereich der Konsumgüterherstellung überwiegend Ausschuss. Vereinzelt wurden sogar grundsätzliche Probleme der staatssozialistischen Wirtschaftslogik berührt, etwa wenn *Ogonek* bemängelte, die rein quantitativen Vorgaben der Produktionspläne verleiteten Unternehmen dazu, sich auf die Herstellung einfacher Massenware zu beschränken. Deshalb finde man im Handel zwar Wassereimer, aber keine Treteimer für Abfall. Darüber hinaus machte die Illustrierte auf Lücken oder mangelnde Vielfalt im Sortiment aufmerksam: So stellte sie fest, dass Schnellkochtöpfe in den Läden fast völlig fehlten und dass es eine viel zu geringe Auswahl an Herrenmänteln gab. Implizit forderte

25 Der erste Versandhauskatalog der DDR wurde 1956 gedruckt. Vgl. zur Geschichte des Versandhandels und der Versandhauskataloge: M. Wildt, *Versandhauskataloge. Die neue bunte Welt des Konsums*, in: G. Paul (Hg.), *Das Jahrhundert der Bilder: Bildatlas 1949 bis heute*, Göttingen 2008, S. 314-321; A. Kaminsky, „Keine Zeit verlaufen – beim Versandhaus kaufen“, in: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst* (Hg.), *Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren*. Köln/Weimar/Wien 1996, S. 124-137.

26 Vgl. dazu S. Merl, *Außenpolitik und Wettlauf der Systeme*, in: S. Plaggenborg (Hg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, Bd. 5, 1945–1991, Stuttgart 2002, S. 273-308, hier S. 208 f.

27 Während 1953 nur einige wenige, nicht durch ein Gesamtkonzept verbundene Artikel erschienen, brachte der *Ogonek* 1959 eine siebenteilige Serie mit dem Titel „Wie werden sie bedient?“. Hier wurde die Qualität der Dienstleistungen in der Gastronomie, in Läden und Friseursalons genauer in den Blick genommen. Die Beiträge der Serie erschienen in: *Ogonek* 11 (1959), S. 4 f.; 12 (1959), S. 13 f.; 13 (1959), S. 20 f.; 24 (1959), S. 19; 29 (1959), S. 26 f.; 41 (1959), S. 25-27; 43 (1959), S. 17.

28 Ja. Mileckij, *От торговоj palaty do torговоj palatki*, in: *Ogonek* 35 (1953), S. 11-13; Ja. Mileckij, *Šest' dnej za prilavkom*, in: *Ogonek* 44 (1953), S. 4 f.

Ogonek hier größere Distinktionsmöglichkeiten für die KonsumentInnen und sprach damit ein Bedürfnis an, das im Staatssozialismus eine untergeordnete Priorität hatte. Trotzdem blieb die Kritik bei aller Schärfe stets systemimmanent und die Zentralverwaltungswirtschaft wurde nie in Frage gestellt.

Nur wenige der genannten Kritikpunkte wurden in den Beiträgen ins Bild gesetzt, und oft blieb die Aussage der Visualisierungen unklar. Teils lag dies am Format der publizierten Fotos, teils an ihrer wenig prägnanten Bildunterschrift oder Inszenierung. So veröffentlichte die Zeitschrift ein Foto vom begehrten Schnellkochtopf, den sie aber in der Bildunterschrift nicht als Mangelware charakterisierte. Vielmehr erläuterte sie dort lediglich seine Vorzüge bei der schonenden Zubereitung von Gemüse.²⁹ Die Monotonie des Kleidungsangebots setzte die Illustrierte ins Bild, indem sie ein Foto von sechs Männern abdruckte, die alle den gleichen Mantel trugen.³⁰ Da die Männer in Rückenansicht und bei schlechter Beleuchtung aufgenommen worden waren, fielen die identischen Kleidungsstücke jedoch nicht auf. Visualisierungen von Kritik blieben auch deshalb oft schwer erkennbar, weil sie in Textbeiträge eingebunden waren, deren Titel eher auf affirmative oder neutrale Berichterstattung schließen ließ.

Nicht nur unvollkommene Produkte, auch unzufriedene KonsumentInnen waren im *Ogonek* nur in einigen wenigen Ausnahmefällen zu sehen. Eines der seltenen Beispiele ist das Foto einer älteren Frau, die im Gespräch mit den MitarbeiterInnen eines schlecht geführten Ladens den Zeigefinger tadelnd in die Höhe reckt und laut Bildunterschrift sagt, es gebe bisher nichts, wofür man die Belegschaft loben könne. Diese Kritik wurde allerdings dadurch abgeschwächt, dass auf der gegenüberliegenden Seite Fotos von vorbildlichen VerkäuferInnen und zufriedenen KundInnen abgebildet wurden.³¹

In der Serie aus dem Jahr 1959 über den Dienstleistungssektor gingen die hier aufgezeigten, vorsichtigen Ansätze zu einem kritischen Impetus aus dem Jahr 1953 weitgehend wieder verloren. Etwa die Hälfte der Beiträge beschäftigte sich sowohl auf der verbalen wie auf der visuellen Ebene nicht mit Missständen, sondern mit Errungenschaften im sowjetischen Konsumsektor. So wurde ein Buffet für die Mitnahme von Gerichten außer Haus als praktische, bei den BürgerInnen beliebte Einrichtung ins Bild gesetzt.³² Zwar enthielten einzelne Artikel noch kritische Bemerkungen, etwa über die Vorliebe von Industrie und Handel für hässliche Tapeten. Diese Aussage wurde jedoch – wie häufig in den sowjetischen Bilderwelten – nicht durch eine Fotografie unterstrichen, sondern durch eine Karikatur. Sie zeigte, wie ein Tapetenproduzent den roten Teppich für die Königin des schlechten Geschmacks ausrollte und ihr damit direkt den Weg in den Handel bahnte.³³ Eine solche Visualisierung spitzte die verbal geäußerte Kritik zwar zu, dem Genre der Karikatur fehlte jedoch der Nimbus der Authentizität und des Doku-

29 Mileckij, *Ot torgovoj palaty*, S. 12.

30 Mileckij, *Šest' dnej*, S. 4.

31 V. Rudim, *O tech, kto vstrečæetsja u prilavka*. Foto G. San'ko, in: *Ogonek* 42 (1953), S. 4 f.

32 K. Čerevko, *Bystro, prosto, udobno...* Foto O. Knoringa. *Risunki Ju. Čerepanova*, in: *Ogonek* 41 (1959), S. 25-27.

33 A. Gastev, *Veselen'kie oboi*. *Risunki Ju. Čerepanova*, in: *Ogonek* 43 (1959), S. 17.

mentarischen, der dem Medium der Fotografie zugeschrieben wurde.³⁴ Die seit Ende der fünfziger Jahre offensichtliche Tendenz zur affirmativen Kommunikation über Konsum verstärkte sich bis zum Ende des Untersuchungszeitraums weiter, so dass die kritische Berichterstattung von *Ogonek* über den sowjetischen Konsumsektor 1964 fast völlig zum Erliegen kam. Da der *Ogonek* Unzulänglichkeiten im Konsumbereich nur für kurze Zeit, sehr moderat und ausschließlich im Rahmen von Kampagnen des Parteistaats thematisierte, kann im Hinblick auf die sowjetische Zeitschrift nicht von einer politisierenden Kommunikation gesprochen werden.

Ein völlig anderes Bild bot die kritische Berichterstattung der ostdeutschen Illustrierten *NBI* über den Konsumsektor. Diese war deutlich weniger an die Konjunktoren und Inhalte staatlicher Kampagnen zum Thema gebunden. Außerdem veröffentlichte die *NBI* weit stärker zugespitzte Visualisierungen von Missständen im Konsumbereich als der *Ogonek*.

Schon 1953 profilierte sich die ostdeutsche Zeitschrift als engagierte Fürsprecherin der KonsumentInnen, da sie sich keineswegs auf die Propaganda des konsumorientierten „Neuen Kurses“ festlegen ließ, sondern immer wieder auf Defizite im Konsumangebot aufmerksam machte. Weitere Höhepunkte dieser kritischen Berichterstattung waren die Krisenjahre 1960/61, in denen es zeitweise wieder verstärkt Warendefizite gab, und vor allem das Jahr 1964. Damals veröffentlichte die *NBI* – offenbar inspiriert von westlichen Vorbildern³⁵ – insgesamt 13 reich illustrierte, oft mehrere Seiten umfassende Tests von Waren und Dienstleistungen, die sich auf ein breites Angebotsspektrum bezogen. Die Palette reichte von Bier über Hotels bis zu Autowerkstätten.³⁶ Hinzu kamen im gleichen Jahr mehrere Artikel zu Missständen im Konsumsektor, etwa zum Mangel an Tapeten.³⁷

Besonders bemerkenswert ist, dass die *NBI* nicht schon Anfang 1963 – also zeitgleich mit der Einführung des „Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung“ (NÖSPL) – verstärkt kritische Beiträge publizierte, sondern erst ein Jahr später. Dementsprechend können sie nicht ausschließlich als Teil der Kampagne zur Unterstützung dieser Reform gelten, die die Effektivität der Wirtschaft steigern sollte.³⁸ Dies gilt umso

34 J. Jäger, *Fotografie und Geschichte*, Frankfurt a. M. / New York 2009, S. 91 f.

35 Die 1964 gegründete „Stiftung Warentest“ veröffentlichte in ihrer Zeitschrift regelmäßig Produkttests. Ihre Vorläuferorganisation AGV („Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände“) hatte bereits Anfang der sechziger Jahre einige Produkttests durchgeführt und publiziert. Vgl. N. Gasteiger, *Konsum und Gesellschaft. Werbung, Konsumkritik und Verbraucherschutz in der Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, online-edition 1 (2009), Abschnitt 3, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208895/default.aspx>. 2009 (angesehen am 20.1.2010).

36 Die Beiträge der Serie erschienen in: *NBI* 4 (1964), S. 22-25; 9 (1964), vorderes Cover, Außenseite und S. 8-13; 30 (1964), S. 14-16; 33 (1964), S. 8 f.; 36, S. 36 f.; 38 (1964), S. 24 f.; 45 (1964), S. 8 f.; 46 (1964), S. 23-25; 48 (1964), S. 8 f. Hinzu kamen mehrere andere Artikel, die zwar nicht explizit der Rubrik „NBI test“ zugeordnet waren, aber nach einem ähnlichen Prinzip aufgebaut waren, etwa in: *NBI* 5 (1964), vorderes Cover, Außenseite und S. 9-13; 32 (1964), S. 10-15; 38 (1964), S. 38 f.

37 „Tapeten – Raritäten!“, in: *NBI* 31 (1964), vorderes Cover, Außenseite und S. 8-13.

38 H. Weber, *Die DDR 1945-1990*, München 2006, S. 64f. Im Rahmen des NÖSPL sollten durch eine größere Selbstständigkeit der Betriebe und durch materielle Anreize für die ArbeiterInnen zusätzliche Leistungsreserven mobilisiert werden.

mehr, als die Zeitschrift 1964 erstmals den Schwerpunkt nicht auf Erfolge, sondern auf Probleme im Konsumbereich legte, obwohl hier inzwischen eine deutliche Verbesserung der Lage eingetreten war. Möglicherweise spielte für das verstärkte kritische Engagement der *NBI* eine Rolle, dass Mitte Mai 1963 die Institution der Arbeiter-und-Bauern-Inspektion gegründet worden war, die die Aufgabe hatte, die Umsetzung von Partei- und Regierungsbeschlüssen zu gewährleisten. Aber auch hier ist kein unmittelbarer zeitlicher Zusammenhang erkennbar.

Betrachtet man die visuellen Repräsentationen zu diesen Artikeln, fällt auf, dass die *NBI* Defizite von Waren und Dienstleistungen oft so ostentativ ins Bild setzte, dass sie auch ohne Begleittext auf den ersten Blick erkennbar waren. So zeigte die Illustrierte etwa Nahaufnahmen von defekten Autoteilen, die bei der Reparatur in den getesteten Werkstätten nicht ausgewechselt worden waren.³⁹ Ebenso offensichtlich visualisierte die ostdeutsche Zeitschrift Lücken im Sortiment: Im Rahmen einer Kritik an der unzureichenden Versorgung der Landbevölkerung mit Konsumgütern publizierte die *NBI* ein Foto von einem Verkaufsraum, in den die fehlenden Waren hineingezeichnet waren. Im gleichen Beitrag setzte sie das Fehlen der gängigsten Schuhgrößen ins Bild, indem sie einen Verkäufer mit anklagender Geste Schuhe in Kinder- und Übergroßen in die Kamera halten und erklären ließ, zwischen Größe 23 und 44 sei nichts zu haben.⁴⁰ Wie in diesem Fall, machte häufig die Bildunterschrift oder auch der Artikeltitle in knapper, zugespitzter Form auf den kritischen Tenor des Beitrags aufmerksam.⁴¹ Teilweise verwiesen sogar Überschriften und Fotos auf dem Cover der Zeitschrift auf die betreffenden Artikel und sicherten ihnen damit größere Aufmerksamkeit.⁴² Solche Strategien fehlten in den Text- und Bilderwelten des *Ogonek* fast vollständig.

Dass es im Konsumbereich Missstände gab, visualisierte die *NBI* auch durch Fotos unzufriedener KonsumentInnen. So publizierte die Illustrierte das Foto einer älteren Frau, die in der Kaufhalle mit angewidertem Gesichtsausdruck eine schlecht verpackte Ware in die Hand nimmt.⁴³ Zugleich repräsentierte die *NBI* auf der visuellen Ebene auch mögliche Reaktionen von KonsumentInnen auf diese Missstände und bot ihnen eine ganze Palette von Verhaltensstrategien an, die vom Einfordern der fehlenden Waren bei den VerkäuferInnen bis hin zur Kaufverweigerung und zum Fernbleiben aus dem Laden reichten. Beispielsweise inszenierte die Illustrierte Gespräche, in denen KundInnen gegenüber VerkäuferInnen ihren Unmut darüber artikulierten, dass bestimmte Produkte – etwa der „graue Sportrock“ – nicht erhältlich waren und sie sich mit angebotenen Alternativen nicht zufrieden gaben.⁴⁴ Anhand eines Verkaufsraums auf dem Lande, in dem VerkäuferInnen vergeblich auf KundInnen warteten, zeigte die *NBI*, dass die Genossenschaftsbauern den Laden aus Protest gegen sein schon lange Zeit mangelhaftes Sortiment

39 Aber wie's da drinnen aussieht... *NBI* test, in: *NBI* 48 (1964), S. 9.

40 HO blamiert die Industrie, in: *NBI* 6 (1953), S. 7.

41 Für einen solchen Titel vgl.: „Tapeten – Raritäten!“, in: *NBI* 31 (1964), vorderes Cover, Außenseite und S. 8-13.

42 „... und ewig läuft die Masche!“, in: *NBI* 24 (1964), vorderes Cover, Außenseite.

43 Ist Geschmack Glückssache?, in: *NBI* 5 (1964), S. 10.

44 Wo bleibt der graue Sportrock? Auf den Spuren eines seltenen Gastes der HO-Geschäfte, in: *NBI* 43 (1953), S. 4.

nicht mehr besuchten.⁴⁵ Manchmal forderte die Illustrierte die KonsumentInnen sogar direkt auf, gegen Missstände aktiv zu werden, etwa wenn sie ihre LeserInnen ermutigte, Probleme im Konsumbereich an die Arbeiter- und Bauern-Inspektion zu melden oder diese mit der Kamera selbst zu dokumentieren. Die NBI kündigte an, Fotos von besonders lieblos gestalteten bzw. von besonders gelungenen Warenauslagen prämiieren zu wollen.⁴⁶ Explizit sollten auch Warenauslagen fotografiert werden, die nach der Kritik der KonsumentInnen umdekoriert worden waren. In der Praxis waren die Ergebnisse des Fotowettbewerbs zwar dürftig,⁴⁷ dennoch bleibt der Ansatz bemerkenswert, weil er die verändernde Macht der KonsumentInnen sichtbar machen sollte.

Oft ging die *NBI* in diesen Beiträgen von Klagen unzufriedener KonsumentInnen aus, die diese in Briefen an die Redaktion geäußert hatten. In den Artikeln selbst ließ die *NBI* verschiedene Personen bzw. Personengruppen zu Wort kommen, die mit dem betreffenden Produkt bzw. der betreffenden Dienstleistung zu tun hatten. So brachte sie zum Teil real, zum Teil nur virtuell (in Text und Bild des Beitrags) KonsumentInnen, Ministerien, Handel und Industrie in einem Kommunikationsraum zusammen. Oft zeigten Fotos die Beteiligten während des Gesprächs, wobei Mimik und Gestik gut erkennen ließen, ob sie die häufig kontroverse Kommunikationssituation souverän gemeistert hatten oder ob sie in die Defensive geraten waren.⁴⁸ Durch den Verzicht auf statische Porträtfotos erschienen sie als GesprächspartnerInnen auf Augenhöhe, nicht als unnahbare Respektspersonen. Nach den betreffenden Artikeln publizierte die *NBI* häufig nochmals LeserInnenbriefe mit Reaktionen auf das veröffentlichte Material.

Obwohl sich die *NBI* stark für KonsumentInnenrechte engagierte, war ihr Selbstverständnis dabei keineswegs einheitlich. Zum Teil verstand sich die Illustrierte als Begleiterin offizieller Institutionen, zum Teil sah sie sich als neutrale Beobachterin, die verschiedene AkteurInnen des Konsumsektors an einen Tisch brachte, um Missstände zu diskutieren. In manchen Beiträgen trat sie als Anklägerin auf, in anderen als eigenständige Kämpferin für KonsumentInnenrechte. Der Staatssozialismus oder die Zentralverwaltungswirtschaft wurden in den Berichten der *NBI* nie prinzipiell in Frage gestellt. Es wurden aber einzelne Probleme innerhalb des bestehenden Systems wie Materialengpässe, Planungsfehler und mangelnde Kommunikation zwischen verschiedenen Institutionen thematisiert, die sich negativ auf die Produktion auswirkten; dies galt auch für Schwierigkeiten bei der landesweiten Distribution von Waren in der DDR. Machtverhältnisse analysierte die *NBI* dabei nicht explizit, aber indem sie den Gründen für Probleme im Konsumbereich nachging, zeigte sie das Geflecht und damit auch die Interessen der an Produktion und Verteilung beteiligten Institutionen auf. Dabei zielte sie darauf ab, im Interesse der

45 HO blamiert die Industrie, in: NBI 6 (1953), S. 7.

46 Fotolotterie der NBI, in: NBI 32 (1964), S. 24f.

47 Es wurden insgesamt nur zwei wenig aussagekräftige Fotos prämiert: 500 Mark in bar. Drei Gewinnchancen für jeden Einsender, in: NBI 44 (1964), S. 23.

48 Wo bleibt der graue Sportrock?, (Anm. 44), S. 4.

KonsumentInnen ein breites und qualitativ hochwertiges Warenangebot sowie zufrieden stellende Dienstleistungen zu erreichen.

Ebenfalls 1964 wagte es die Illustrierte sogar, in ihrer Berichterstattung vereinzelt Grenzen der Sagbarkeit auszuleuchten. Dies geschah meist in der Rubrik „NBI intern“, die an exponierter Stelle auf der zweiten Seite platziert war. Zwar schrieb die *NBI* nicht direkt von Schreib- oder Bildverboten, sie deutete aber wiederholt an, dass sie von verschiedenen Seiten unter Druck gesetzt wurde – etwa wenn ein Repräsentant des Handelsministeriums zunächst die Berechtigung von *NBI*-MitarbeiterInnen in Zweifel zog, bei einer Besprechung in seinem Haus anwesend zu sein oder wenn ein Wissenschaftler aus einem Spitzenbetrieb der Glasindustrie nach dem Interview darauf bestand, dass die von einem Redakteur gemachten Gesprächsnotizen vernichtet wurden.⁴⁹

Angesichts der breit kommunizierten, über viele Jahre hinweg praktizierten kritischen Berichterstattung über den ostdeutschen Konsumsektor durch die *NBI*, die von einem starken Engagement für die Rechte der KonsumentInnen getragen war und vereinzelt auch Machtstrukturen und Grenzen des Sagbaren thematisierte, kann man insgesamt von einer – allerdings sehr zurückhaltenden – Politisierung des Konsums durch die Zeitschrift sprechen, die sich im Laufe der Jahre steigerte. Dass sich die DDR-Illustrierte hier zunehmend von ihrem sowjetischen Pendant *Ogonek* unterschied, dürfte, wie im Folgenden gezeigt wird, nicht zuletzt mit der Dynamik des ostdeutsch-sowjetischen Verhältnisses im Untersuchungszeitraum zu tun haben.

3. Konsum und ostdeutsch-sowjetische Beziehungen

Zwischen 1953 und 1964 wurde die DDR gegenüber der UdSSR deutlich aufgewertet – vor allem durch den 1955 abgeschlossenen Staatsvertrag zwischen beiden Ländern, in dem die Souveränität der DDR formal anerkannt wurde. Parallel zu diesem Aufwertungsprozess nahm das Selbstbewusstsein der ostdeutschen Illustrierten gegenüber der Sowjetunion zu und damit die Bereitschaft, sich vom sowjetischen Vorbild zu emanzipieren. Dies lässt sich auch anhand der Konsumerichterstattung gut erkennen.

In den frühen fünfziger Jahren zollte die *NBI* noch voll und ganz der These Tribut, dass die UdSSR für die DDR die Funktion einer Vorbildgesellschaft hatte. Dies machte sich in illustrierten Artikeln über das hohe Konsumniveau der UdSSR und über Transfers von Produkten aus der Sowjetunion nach Ostdeutschland bemerkbar. Die *NBI* berichtete regelmäßig in Bild und Text über Errungenschaften der UdSSR im Konsumbereich, etwa über die dortigen Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten.⁵⁰

Besondere Aufmerksamkeit widmete die *NBI* den Lebensmittellieferungen, mit denen die Sowjetunion die DDR unterstützte. Hier wies die Berichterstattung auffällige Parallelen zur Visualisierung der Marshallplan-Hilfe im Westen auf, etwa wenn das Löschen

49 NBI intern, in: NBI 31 (1964), S. 2; NBI 39 (1964), S. 2.

50 Herrliches Jalta, in: NBI 25 (1953), S. 2.

riesiger Ladungen mit sowjetischer Butter gezeigt wurde, die der ostdeutschen Bevölkerung zugute kommen sollten, wie die Bildunterschrift dankbar vermerkte.⁵¹

Im weiteren Verlauf der fünfziger Jahre musste sich die *NBI* zunehmend mit der Problematik auseinandersetzen, dass die UdSSR zwar als Vorbildgesellschaft präsentiert werden sollte, dass die DDR der Hegemonialmacht aber im Hinblick auf das Konsumniveau inzwischen deutlich überlegen war. Dies veränderte den Charakter der Sowjetunion-Berichterstattung erheblich. Zwar erschienen weiterhin regelmäßig Texte und Bilder über einzelne Aspekte des sowjetischen Konsumsektors, etwa über neue Produkte der sowjetischen Autoindustrie,⁵² aber oft waren diese Beiträge kleinformig und daher unauffällig. Um die Hierarchisierung zwischen beiden Ländern aufrecht zu erhalten, wurde in der *NBI* der späten fünfziger Jahre eher über sowjetische Großbaustellen⁵³ berichtet als über den sowjetischen Konsumsektor. Seit dem Sputnik-Start im Jahr 1957 führte die *NBI* bis in die frühen sechziger Jahre hinein die Überlegenheit der UdSSR vorwiegend anhand der Kosmonautik vor Augen.⁵⁴ Im Bereich des Konsums wurde die Fiktion einer Vorbildgesellschaft vor allem durch Zeichnungen sowjetischer Zukunftsprojekte aus dem Bereich der Stadtplanung aufrechterhalten.⁵⁵

Obwohl die DDR intensive Handelsbeziehungen zur UdSSR unterhielt und 1963 sogar zu ihrem wichtigsten Handelspartner aufstieg, war in der *NBI* nur selten vom Export ostdeutscher Konsumgüter in die Sowjetunion zu erfahren, weil dies der Hierarchie zwischen beiden Ländern widersprach. Zu den seltenen Ausnahmen gehörten Beiträge, in denen über den Verkauf ostdeutscher Mode in die Sowjetunion berichtet wurde.⁵⁶

Der *Ogonek* stand im Hinblick auf die ostdeutsch-sowjetischen Beziehungen vor einem anderen Dilemma als die *NBI*. Aus sowjetischer Sicht war eher problematisch, dass es angesichts von Warendefiziten in der UdSSR nicht opportun schien, Transfers aus der Sowjetunion in die DDR zu thematisieren. Dies wird besonders für das Jahr 1953 deutlich. Zwar berichtete *Ogonek* über die Erfolge des „Neuen Kurses“ in Berlin und zeigte aus diesem Anlass reich bestückte Obststände und volle Regale.⁵⁷ Die Zeitschrift thematisierte jedoch weder auf der verbalen noch auf der visuellen Ebene die sowjetischen Lebensmittellieferungen an die DDR. Angesichts dessen, dass die Versorgung der sowjetischen Bevölkerung mit Nahrungsmitteln 1953 keineswegs zufrieden stellend war, wurde offenbar befürchtet, dies könnte bei den SowjetbürgerInnen Unmut hervorrufen. Die Berichterstattung über sowjetische Exporte in die DDR, die zugleich dazu diente, die UdSSR als Vorbildgesellschaft zu inszenieren, konzentrierte sich eher auf die Lieferung von Landwirtschaftsmaschinen und Rohstoffen.⁵⁸

51 Hilfe aus der UdSSR, in: *NBI* 3 (1953), S. 7.

52 PS-Beispiel sowjetischer Leistungsfähigkeit, in: *NBI* 16 (1958), S. 15.

53 Die letzten Tage der Taiga, in: *NBI* 12 (1958), S. 10f.

54 Triumph im All, in: *NBI* 43 (1964), vorderes Cover, Außenseite, und S. 6-13.

55 Weltpanorama, in: *NBI* 51 (1964), S. 6f.

56 Messe-Moden aus Berlin, in: *NBI* 9 (1958), S. 6f.

57 F. Filipp, Žit' stalo lučše. Piš'mo iz Berlina, in: *Ogonek* 49 (1953), S. 10.

58 Ja. Fomenko, Glubokaja vspaška, in: *Ogonek* 5 (1953), S. 7f. Druz'ja idut k druž'jam, in: *Ogonek* 19 (1964), S. 16-18.

In den späten fünfziger Jahren kam es zu einer deutlichen Aufwertung der DDR, die sich unter anderem darin äußerte, dass verstärkt auf die Erfolge der ostdeutschen Industrie hingewiesen wurde, etwa bei der Produktion synthetischer Fasern und Textilien, die als Inbegriff von Modernität galten. Wohl am intensivsten kam die Wertschätzung der synthetischen Textilien aus der DDR auf dem Foto von einem ostdeutsch-sowjetischen Spitzentreffen zum Ausdruck. Dort war zu sehen, wie Chruščev 1959 in Begleitung von Walter Ulbricht die Leipziger Messe besuchte und sichtlich beeindruckt einen in der DDR produzierten Synthetikstoff in die Hand nahm.⁵⁹

Dass nicht einfach von einer kontinuierlichen Aufwertung der DDR gesprochen werden kann, ist an Beiträgen aus den sechziger Jahren zu erkennen. Hier lässt sich wiederholt die Strategie beobachten, gerade die Stärken der ostdeutschen Konsumgüterproduktion nicht zu thematisieren. So spielte in der Fotoreportage anlässlich des 15. Jahrestags der Staatsgründung der DDR, dem wichtigsten Beitrag des *Ogonek* überhaupt aus diesem Anlass, die Herstellung von Synthetikfasern keine Rolle. Im Mittelpunkt der Fotoreportage stand auf dem Gebiet des Konsums vielmehr der Aufbau der Stalin- bzw. Karl-Marx-Allee, der ersten sozialistischen Straße der DDR, die sich klar an sowjetischen architektonischen Vorbildern orientierte.⁶⁰

4. Der Westen als Referenzpunkt

In ihrer transnationalen Perspektive waren der *Ogonek* und die *NBI* allerdings keineswegs nur auf die ostdeutsch-sowjetischen Beziehungen oder auf die Beziehungen zwischen den staatssozialistischen Ländern fixiert. In unterschiedlicher Intensität war auch der Westen in der Berichterstattung beider Zeitschriften ständig präsent. Dabei diente er teils als negativer, teils als positiver Referenzpunkt.

In den frühen fünfziger Jahren überwogen in beiden Zeitschriften Repräsentationen, die den kapitalistischen Westen als abschreckendes Gegenbild zur Welt des Staatssozialismus inszenierten. Auf dieser Kontrastfolie sollten die Errungenschaften der sozialistischen Länder umso stärker zur Geltung kommen. *NBI* und *Ogonek* betonten, das Leben im Westen sei von Armut, katastrophalen Wohnverhältnissen, Existenznot und Arbeitslosigkeit gekennzeichnet, so dass dort von Massenkonsum keine Rede sein könne. Nachdruck verliehen diesen Darstellungen Fotos von Obdachlosen, die auf der Straße übernachteten, von Arbeitslosen, die verzweifelt eine Beschäftigung suchten, und von Menschen, die in feuchten, dunklen Unterkünften wohnten.⁶¹ Hinzu kamen visuelle Repräsentationen von Lebensmittelskandalen, die auf die Profitgier von Unternehmen zurückgeführt wurden.⁶² Die Berichterstattung zu diesen Themen war in der *NBI* weit intensiver als im *Ogonek*, was auf die exponierte Lage der DDR an der Systemgrenze

59 Prebyvanie tovarišča N.S. Chruščeva v GDR, in: *Ogonek* 12 (1959), S. 2.

60 GDR, 1964. Foto G. Gurkova, in: *Ogonek* 41 (1964), S. 1-3 der unpaginierten vierseitigen Farbbeilage, nach S. 16 im Heft.

61 Svidetel'stvo Stetsona Kennedi, in: *Ogonek* 3 (1953), S. 22 f. Geld- und Raumnot, in: *NBI* 7 (1958), S. 6 f.

62 Der Stern. Sind unsere Lebensmittel vergiftet?, in: *NBI* 12 (1958), S. 6 f.

zwischen Kapitalismus und Sozialismus zurückzuführen sein dürfte. Zugleich nutzte die *NBI* diese Sensationsmeldungen, um ihre Zeitschrift durch *suspense* sowie *sex and crime* aufzuwerten und sie für das Lesepublikum interessanter zu gestalten. Schon allein aufgrund ihrer Expressivität hatten die darin enthaltenen Fotos das Potenzial, vor dem Hintergrund der harmonisierenden und affirmativen Berichterstattung über staatssozialistische Länder als Blickfang zu dienen. Als Kontrapunkt zu diesen Artikeln dienten in beiden Zeitschriften Beiträge über das angeblich von sozialer Sicherheit und Verteilungsgerechtigkeit gekennzeichnete Leben im Staatssozialismus. Sinnbild des Triumphs des Staatssozialismus in der Systemkonkurrenz mit dem Westen waren in der *NBI* Berichte über die Übersiedlung von Westdeutschen⁶³ bzw. über die Rückkehr zeitweise in den Westen übergesiedelter Ostdeutscher in die DDR.⁶⁴ Fotos zeigten, wie sie an der Staatsgrenze herzlich in Empfang genommen und dann von den zuständigen Behörden mit Wohnraum und Arbeit versorgt wurden.⁶⁵

Ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre schwächten sich in beiden Zeitschriften die abschreckenden Darstellungen des Westens deutlich ab. Nun traten Reiseberichte über westliche Länder stärker in den Vordergrund, die eher aus der Perspektive von FlaneurInnen und TouristInnen erzählten.⁶⁶ In diesem Kontext kamen positive Seiten des Alltagslebens stärker zum Tragen. Dennoch blieben im *Ogonek* und in der *NBI* die Schattenseiten des Kapitalismus eine Konstante in der Berichterstattung. Als positiver Referenzpunkt spielte der Westen in beiden Zeitschriften eine nur sehr eingeschränkte Rolle.

Im *Ogonek* war der westliche Konsumsektor ein peripheres Thema. Obwohl Chruščev in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre immer wieder das „Einholen und Überholen“ des Westens gerade auch im Konsumbereich als Ziel proklamierte, blieb der *Ogonek* zur gleichen Zeit im Hinblick auf die Konsumthematik stark auf innersowjetische Fragen zentriert. Regelmäßig wurde über sowjetische Erfolge, etwa im Wohnungsbau oder bei der Herstellung von Gebrauchsgütern aus Kunststoff berichtet, ohne diese in Bezug zur westlichen Konkurrenz oder zum Weltmarkt zu setzen.⁶⁷ Die Aufholjagd mit den USA wurde zwar 1959 im Rahmen eines Schaubilds thematisiert, dort ging es aber lediglich um die Produktionszahlen der Stahlindustrie.⁶⁸ Kurz darauf visualisierte *Ogonek* die sowjetische Überlegenheit im Ost-West-Gegensatz noch einmal in einer karikierenden Darstellung von Kapitalisten, die beim Anblick der ersten Erfolge des Siebenjahrplans vor Schreck erstarrten oder sogar in Ohnmacht fielen. Was die Kapitalisten so schockiert hatte, waren wiederum Produktionsanlagen der Schwerindustrie, keine Konsumgüter.⁶⁹

63 Flucht aus dem Elend, in: *NBI* 17 (1953), vorderes Cover, Außenseite.

64 Wieder zu Hause. Unser Fotoreporter besucht einen heimgekehrten Bauern, in: *NBI* 28 (1953), S. 2 f.

65 Diese Visualisierungsstrategie endete mit dem Mauerbau.

66 Pariž i parižanki. Fotozarisovki Galiny San'ko, in: *Ogonek* 42 (1964), S. 21-23; Erlebt in Kopenhagen, in: *NBI* 9 (1964), S. 36-38.

67 100 000 000 000 rublej namečeno vydelit' na razvitie sovsedkoj chimičeskoj promyšlennosti v 1958-1965 godach. Foto I. Tunkelja, in: *Ogonek* 27 (1958), vierseitige Farbbeilage nach S. 8.

68 S. Garbuzov, Vremja – drug, in: *Ogonek* 4 (1959), S. 2 f.

69 Dž. Kempbell, Gorizonty semiletki vidny miru, in: *Ogonek* 5 (1959), S. 13.

Selbst die zahlreichen Berichte über die USA-Reisen hochrangiger sowjetischer Delegationen im Jahr 1959 wurden kaum dazu genutzt, die US-amerikanischen Konsumwelten ins Bild zu setzen – möglicherweise, weil befürchtet wurde, sie könnten allzu große Anziehungskraft auf die SowjetbürgerInnen ausüben. Fotos, die belebte, von Reklame hell erleuchtete Straßen in US-amerikanischen Großstädten oder Innenansichten von Lebensmittelläden zeigten, blieben eine seltene Ausnahme.⁷⁰

In der *NBI*-Berichterstattung spielte der Westen als positiver Referenzpunkt eine deutlich größere Rolle als im *Ogonek*. Seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wurde der Westen nicht nur als Feindbild, sondern auch als geachteter Konkurrent und Handelspartner sowie als umworbener Konsument dargestellt, auf dessen Anerkennung besonderer Wert gelegt wurde. Ein zentraler Aspekt dürfte dabei der Devisenbedarf der DDR gewesen sein, der durch Exporte ins kapitalistische Ausland gedeckt werden sollte. Dies wurde in der Regel allerdings nicht thematisiert.

Besonders deutlich lässt sich die Wertschätzung des Westens anhand von Beiträgen aus dem Jahr 1964 erkennen. Dort wurde vor dem Hintergrund des von der ostdeutschen Industrie beanspruchten „Weltniveaus“⁷¹ wiederholt der Frage nachgegangen, ob DDR-Produkte für westliche KonsumentInnen attraktiv seien. War das der Fall, so wurde dies als Eigenschaft dargestellt, die das betreffende Produkt als besonders prestigeträchtig und qualitativ hochwertig charakterisierte. Als ein herausragendes Beispiel kann ein ganzseitiges Farbfoto gelten, auf dem der westdeutsche Tierforscher Bernhard Grzimek mit einer ostdeutschen „Praktisix“-Kamera auf „Fotojagd“ in Afrika zu sehen ist. Stolz wies die *NBI* darauf hin, dass der prominente Forscher hier mit einem DDR-Produkt abgebildet sei, und untermauerte damit ihre Feststellung aus einem früheren Heft, dass sich die ostdeutschen Kameras in vielen Ländern der Welt einer intensiven Nachfrage erfreuten.⁷²

Die Sowjetunion spielte in den Beiträgen der *NBI* über die internationale Konkurrenzfähigkeit von DDR-Produkten keine Rolle. Dies spricht dafür, dass die Emanzipation der Zeitschriftenredaktion von der Vorbildgesellschaft UdSSR inzwischen weit vorangeschritten war.

Fazit

Wie der Vergleich des sowjetischen *Ogonek* mit der ostdeutschen *NBI* gezeigt hat, lassen sich in der Kommunikation über Konsum deutliche Unterschiede zwischen beiden Zeitschriften erkennen. Zwei Punkte sind hierbei besonders auffällig: Erstens wurden in der DDR-Zeitschrift erheblich mehr kritische Beiträge gedruckt, die in ihrer Aussage deutlich stärker zugespitzt waren als im *Ogonek*. Daher ließen sich die in der ostdeutschen Illustrierten thematisierten Defizite im Konsumangebot auch bei flüchtiger Lektüre bzw.

70 B. I., Barometr idet na jasno. Foto A. Novikova, in: *Ogonek* 41 (1959), S. 2-7, hier S. 4 f. Hier wurde der Lebensmittelladen allerdings so fotografiert, dass hauptsächlich Chruščev zu sehen war.

71 I. Merkel, Utopie und Bedürfnis (Anm. 2), S. 15.

72 Die zweite Flagge, in: *NBI* 40 (1964), S. 6-8, 12, hier S. 7.

Betrachtung der Reportagen als solche erkennen. Vor allem gegen Mitte der sechziger Jahre verschob sich in der *NBI* der Schwerpunkt von einer vorwiegend affirmativen zu einer vorwiegend kritischen Berichterstattung über Konsum, während der *Ogonek* nach einigen Ansätzen zur offensiven Thematisierung von Missständen im Jahr 1953 bald wieder dazu überging, die positiven Seiten des sowjetischen Konsumsektors in den Mittelpunkt zu stellen. Außerdem war vor allem gegen Ende des Untersuchungszeitraums in der DDR ein Zusammenhang zwischen kritischer Konsum-Berichterstattung und staatlichen Kampagnen zur Verbesserung des Konsumangebots erheblich weniger offensichtlich als in der UdSSR. Weit radikaler als der *Ogonek* agierte die *NBI* in ihrem Engagement für KonsumentInnenrechte, indem sie zum Teil an staatlichen Institutionen vorbei handelte. Anders als ihr sowjetisches Pendant schuf die ostdeutsche Illustrierte vor allem in der Mitte der sechziger Jahre zudem einen Kommunikationsraum, in dem sie wichtige AkteurInnen des Konsumsektors zusammenbrachte. Zwar stellte sie den Staatssozialismus nie in Frage, aber weit stärker als der *Ogonek* leuchtete die *NBI* Machtverhältnisse im Konsumsektor aus. Insofern kann man für die DDR-Zeitschrift von vorsichtigen Ansätzen einer politisierenden Kommunikation über Konsum sprechen.

Zweitens war in der *NBI* eine erheblich stärkere Orientierung am Westen zu beobachten als im *Ogonek*. Bis in die späten fünfziger Jahre hinein war diese Orientierung vor allem von Polemik getragen, was mit der exponierten Lage der DDR an der Systemgrenze zusammenhängen dürfte. Parallel zur Emanzipation der DDR von der Hegemonialmacht Sowjetunion verstärkte sich die Vorbildfunktion, die dem westlichen Konsummodell zugesprochen wurde. Bereits in den frühen fünfziger Jahren hatte die *NBI* westliche Strategien der Produktpräsentation übernommen und sich als Fürsprecherin der KonsumentInnen stark an ein westliches *citizenship*-Konzept angelehnt, zu dessen Kernelementen das Recht auf ein breites Warensortiment sowie auf qualitativ hochwertige Produkte gehörten.⁷³ Den Höhepunkt erreichte die Orientierung am Westen 1964, als die *NBI* eine Serie von Warentests publizierte, die stark an westliche Vorbilder aus demselben Jahr erinnerte. Seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre firmierte der Westen in der Illustrierten zunehmend als respektierter Handelspartner und Konsument.

Die Übernahme westlicher Strategien des Verbraucherschutzes und der Warenpräsentation dürfte mit der relativen Offenheit des Kommunikationsraums DDR in Richtung Westen, insbesondere in Richtung Westdeutschland, zusammenhängen. Bis zum Mauerbau konnten Personen und Güter die Grenze frei passieren, und selbst nach dem August 1961 war sie nicht völlig undurchlässig. Eine wichtige Rolle für den Informations- und Warenfluss spielten neben westlichen Massenmedien und der (nun freilich stark eingeschränkten) Reisetätigkeit auch das Versenden von Westpaketen sowie von westlichen Versandhauskatalogen in die DDR und die Existenz von „Intershops“, also von Spezialgeschäften für den Erwerb westlicher Produkte in der DDR.⁷⁴ Diese Durchlässigkeit der

73 M. Daunton/M. Hilton, *Material Politics: An Introduction*, in: dies. (Hg.), *The Politics of Consumption: Material Culture and Citizenship in Europe and America*, Oxford 2001, S. 1-32.

74 K. R. Hesse, *Westmedien in der DDR. Nutzung, Image und Auswirkungen bundesrepublikanischen Hörfunks und*

Systemgrenze wurde auch von der *NBI* intensiv genutzt. Die Redaktion rezipierte regelmäßig westdeutsche Printmedien wie den *Spiegel*, die *Quick* oder den *Stern*, zu denen sie allerdings ein ambivalentes Verhältnis hatte. Denn einerseits polemisierte sie mit den Inhalten ihrer Berichterstattung – insbesondere, wenn sie die DDR in einem negativen Licht darstellte –, andererseits war sie von den Repräsentationsstrategien der westlichen Illustrierten so fasziniert, dass sie diese teilweise übernahm.⁷⁵

Dass die relative Offenheit des Kommunikationsraums DDR auch tatsächlich zu zahlreichen Anleihen bei der westlichen Konkurrenz führte, lässt sich meines Erachtens vor allem dadurch erklären, dass der Westen als attraktives Vorbild galt. Das Konzept, von dem sich die *NBI* bei Übernahmen von Visualisierungsstrategien im Bereich der Produktpräsentation und des Kampfes für KonsumentInnenrechte leiten ließ, kann als „Lernen vom Gegner“ bezeichnet werden.⁷⁶ Gerade im Konsumbereich galt der Westen trotz des ideologischen Antagonismus zwischen den Systemen als effektiv, prestigeträchtig und nachahmenswert, wie der politische Diskurs vom „Einholen und Überholen“ zeigte. Dies ermöglichte „sektorales Lernen“, ohne dass man sich deshalb die Werte oder das politisch-gesellschaftliche System des Westens zu Eigen machte.⁷⁷ Allerdings beinhaltete das Eingeständnis, dass in führenden westlichen Industriestaaten ein höheres Konsumniveau herrschte als in den leistungsstärksten Zentralverwaltungswirtschaften des sowjetischen Machtbereichs, die Übernahme westlicher Erfolgskriterien. Dies gefährdete die Überzeugungskraft des staatssozialistischen Konsummodells, zumal es den staatssozialistischen Ländern nicht gelang, das Konsumniveau ihrer westlichen Rivalen wie angekündigt zu übertreffen.

Nicht nur zwischen den konkurrierenden Systemen in Ost und West, sondern auch innerhalb des sowjetischen Einflussbereichs existierten deutliche Unterschiede im Konsumniveau, die die Führungsrolle der UdSSR in Frage zu stellen drohten. Offiziell galt die UdSSR im gesamten Untersuchungszeitraum zwar nach wie vor als das wichtigste Vorbild der DDR, aber zugleich war unverkennbar, dass die Sowjetunion im Hinblick auf Konsumangebote zunehmend hinter der DDR hinterherhinkte. So verlor die Sowjetunion aus ostdeutscher Sicht im Vergleich mit den westlichen Ländern insbesondere ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre immer mehr an Attraktivität. Dieses Niveaufälle hat viel dazu beigetragen, dass sich die DDR verstärkt von der sowjetischen Hegemonialmacht emanzipierte.

Fernsehens, Köln 1998; I. Dietzsch, Deutsch-deutscher Gabentausch, in: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.), Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Köln/Weimar/Wien 1996, S. 204-213; K. Böske, Abwesend anwesend, Eine kleine Geschichte des Intershops, in: Wunderwirtschaft 1996, S. 214-222.

75 Vgl. zur Rezeption von westdeutschen Illustrierten durch die *NBI*-Redaktion: Interview vom 4.2.2009 mit dem langjährigen Fotografen der *NBI*, Gerhard Kiesling. Marianne Bobrowski (Moskau-Korrespondentin der *NBI* in den frühen sechziger Jahren) betont, der *NBI*-Chefredakteur Hans Otten sei stark an westlichen Vorbildern orientiert gewesen und habe die *NBI* zu einem Pendant der französischen „Paris Match“ machen wollen. Vgl. Interview mit Marianne Bobrowski vom 27.2.2009.

76 Diese Formulierung stammt von Martin Aust und Daniel Schönpflug: M. Aust/D. Schönpflug (Hg.), Vom Gegner lernen. Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a./M. 2007.

77 Ebenda, S. 25-27.

Der dicke Körper und sein Konsum im Visier von Wissenschaft und Politik in der DDR und der BRD

Ulrike Thoms

ABSTRACT

The Fat Body and his Consumption in the Focus of Science and Politics in GDR and FRG

In modern society, speaking about the body includes speaking about virtues like responsibility, discipline, efficiency and rationality as foundations of western societies. Insofar, the fat body is a political problem. The paper reconstructs the history of overweight in the GDR and FRG, which both had to face the problem. It analyses the discourse in regard to its function as an indicator of political communication. Doing so, it works out, how overweight was rated on both sides of the wall and which alternative models of consumption were developed and realized.

Schon seit Jahren steht das Thema Übergewicht im Zentrum gesellschaftlicher Diskussionen. Die Bedeutung des Körpers als Mittelpunkt der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Übergewicht beruht letzten Endes auf seiner Doppelrolle: Insofern für seinen Bedarf an Nahrung zu sorgen ist, ist er einerseits Ziel staatlicher Aktivität. Andererseits ist er Mittel staatlichen Handelns, da der Staatskörper auf den individuellen Körpern ruht, die ge- und verbraucht werden, um den Staats- wie den Volkskörper am Leben zu erhalten.¹ Damit geht jedes Sprechen über Körper über den Bereich des eigentlich

1 Zu den Körperanalogien zwischen Staat und menschlichem Körper: M. Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*, Tübingen 2000, S. 104 ff., zur Vorstellung des Volkskörpers: M. Pieper, *Der Körper des Volkes und der gesunde Volkskörper*. Johann Peter Franks „System einer vollstaendigen medizinischen Polizey“, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 46 (1988), S. 97-119 sowie M. Föllmer, *Der „kranke Volkskörper“*. Industrielle, hohe Beamte und der Diskurs der nationalen Regeneration in der Weimarer Republik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 41-67.

Körperlichen hinaus. Der dicke Körper stellt wesentliche Grundlagen und Tugenden des modernen Staatsbürgers, wie Verantwortungsfähigkeit, Disziplin, Effektivität und Rationalität, in Frage. Schon die Breite der Diskussion, die Präsenz des Themas in den Massenmedien sowie die fraglose und weithin geteilte Akzeptanz zentraler Grundannahmen qualifiziert den dicken Körper als politisches Problem. Wie zu zeigen sein wird, war dies nach Ende des Zweiten Weltkriegs keineswegs ausgemacht. Die damalige Ernährungslage und deren Entwicklungsaussichten sprachen jedenfalls nicht dafür. Gerade weil in den verschiedenen Besatzungszonen und später in der DDR und BRD sehr verschiedene Konsum- und gesundheitspolitische Konzepte entwickelt wurden, erscheint es lohnend, den Übergewichtsdiskurs in beiden deutschen Staaten im Hinblick auf seine Rolle als Indikator politischer Kommunikation vergleichend zu untersuchen. Dazu wird im folgenden zunächst kurz die Ausgangssituation um 1945 skizziert, um dann die Problematisierung des Körpergewichts in Ost und West zu verfolgen. Anschließend werde ich die Frage nach alternativen Modellen des Konsums stellen, wie sie über die Ernährungsaufklärung vermittelt bzw. über den Markt der kalorienreduzierten Nahrungsmittel und Schlankheitspillen faktisch geschaffen wurden. Abschließend ist kritisch zu fragen, ob nicht auch der überreichliche Konsum bzw. die Modelle eines anderen Konsums letztlich politische Haltungen transportieren und also jene Indikatorfunktion haben, die im Mittelpunkt dieses Heftes stehen.

1. Die Entwicklung des Übergewichtsdiskurses in Ost und West

Bekanntlich war der ernährungspolitische Ausgangspunkt der Nachkriegssituation zunächst in allen Besatzungszonen ähnlich. Knappheit bestimmte den Alltag wie auch politische Diskussionen.² Die Alliierten engagierten sich in ganz verschiedenem Ausmaß für die Lebensmittelversorgung, entsprechend veränderte sich die Ernährungssituation in den verschiedenen Besatzungszonen in unterschiedlichem Tempo, wobei die amerikanische und englische Zone Vorreiter waren, während die sowjetische Zone Nachzügler bei Verbesserungen war.³ Die britischen und amerikanischen Militärärzte und Besatzungsbehörden verfolgten die Entwicklung des Körpergewichts ebenso gespannt wie deutsche Gesundheitsämter und Forschungseinrichtungen wie das Dortmunder Institut für Arbeitsphysiologie.⁴ Dabei zeigte sich, dass das seit 1943 um einige Kilos gesunkene Körpergewicht seit 1948 wieder anstieg.⁵

2 R. Gries, Die Rationengesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität. Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, Münster 1991.

3 Siehe die entsprechenden Kalorienwerte der Rationen bei M. Boldorf, Sozialfürsorge in der SBZ 1945–1953. Ursachen, Ausmaß und Bewältigung der Nachkriegsarmut, Stuttgart 1998, S. 80.

4 Dazu A. Dinter, Berlin in Trümmern. Ernährungslage und medizinisch Versorgung der Bevölkerung Berlins nach dem II. Weltkrieg, Berlin 1999.

5 E. Meier, Über die Variation von Körpergrößen und Körpergewichten bei Erwachsenen nach Untersuchungen an der Berliner Bevölkerung, Archiv für Hygiene 140 (1956), S. 304–306.

Schon 1953 problematisierte ein Artikel in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift das Problem der Adipositas als Folge dieser Entwicklung. Da die Mediziner mit der Zwangsdiet während der beiden Weltkriege einen Rückgang der Diabetikerzahl konstatiert hatten, erwarteten sie jetzt besorgt ihren erneuten Anstieg.⁶ Die DDR hatte das besondere Problem, dass die Insulin produzierenden pharmazeutischen Firmen sämtlich im Westen lagen. Daher hing die Versorgung der ostdeutschen Diabetiker bis in die siebziger Jahre von Arzneimittelimporten ab. Schon deswegen war man interessiert, die Zahl der insulinpflichtigen Diabetiker gering zu halten. Derartige ökonomische Zwänge wurden im Westen nicht thematisiert. Hier verteidigten die Ärzte ihre angestammte Therapiefreiheit und das Recht der Patienten auf individuelle Therapie schon aus standespolitischen Gründen, während die Selbsthilfeorganisationen ihren Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe und Selbstbestimmung formulierten. Dieser Anspruch schloss die Verfügbarkeit von speziellen Nahrungsmitteln zu akzeptablen Preisen ebenso ein wie die steuerliche Abzugsfähigkeit von Mehraufwendungen für die teure Diabetesdiät.⁷ Hinzu kam ein weiterer Unterschied: Im Rückgriff auf die Sozialhygiene der Weimarer Republik schrieb die Verfassung der DDR Gesundheitsschutz und -pflege als Staatsaufgaben fest.⁸ Die Volksgesundheit galt als Resultat der Wechselwirkungen zwischen den individuellen Anlagen und den Lebensbedingungen; entsprechend wurde von der sozialistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung eine Optimierung des Gesundheitszustands erwartet. Auch wenn dies durch die ökonomischen Beschränkungen faktisch Utopie blieb, bestimmte diese Vision die Leitlinie gesundheitspolitischen Handelns in der DDR, das wie die Wirtschaft zentraler Planung unterlag. Deren Grundlage war die permanente Beobachtung aktueller Entwicklungen. Entsprechend großen Stellenwert nahm eine möglichst umfassende Statistik ein: Schon 1952/53 wurde das nationale Krebsregister eingerichtet, 1958 folgte das der Diabetiker. Dergleichen wurde im Westen strikt abgelehnt. Planung und Sozialhygiene galten als durch den Nationalsozialismus diskreditiert, ebenso die flächendeckende Erfassung und Überwachung der Bürger.⁹ Demzufolge wurden die Grundlagen für eine überindividuelle Gesundheitspolitik erst spät geschaffen, das Gesundheitsministerium erst 1961 errichtet. Zudem blieb Prävention weitgehend auf die individuelle Früherkennung von Krankheiten beschränkt und die Sozialmedizin hatte es angesichts der naturwissenschaftlichen Dominanz lange schwer.¹⁰ In der BRD wurden erst in den siebziger Jahren repräsentative epidemiologische Studien zum Körpergewicht und seinem Zusammenhang mit Gesundheit und Krankheit

6 F. Grosse-Brockhoff, Die Bedeutung der Adipositas als Krankheitsursache, ihre Therapie und Prophylaxe, Deutsche Medizinische Wochenschrift 78 (1953), S. 399-402, 435-439.

7 S. Roth, Entwicklung und Aufgaben des Deutschen Diabetiker-Bundes, med. Diss., Düsseldorf 1993. S. 11 ff.

8 Vgl. G. Moser, „Im Interesse der Volksgesundheit...“ Sozialhygiene und öffentliches Gesundheitswesen in der Weimarer Republik und der frühen SBZ/DDR. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des deutschen Gesundheitswesens im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2002.

9 Zur Diskussion A. v. Elling/M. Wunder, Krebsregister. Erfassung als Politik, Hamburg 1986.

10 R. Rosenbrock, Wa(h)re Gesundheit. Prävention und Gesundheitsförderung in der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren, in: S. Roeßiger/H. Merk (Hrsg.): Hauptsache Gesund! Gesundheitsaufklärung zwischen Disziplinierung und Emanzipation, Marburg 1998, S. 202-216.

durchgeführt. Bis dahin verließ man sich weitgehend auf die umfangreichen, ungeheuer populär gewordenen Erhebungen vornehmlich amerikanischer Lebensversicherungen, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts das Risikofaktorenmodell entwickelt hatten, um ihre Versicherungsprämien zu berechnen und Bewerber mit zu hohen Krankheitsrisiken von der Versicherung ausschließen zu können. In diesem Zusammenhang waren auch Normgrößen für das Normal- und Optimalgewicht entwickelt worden. Dem amerikanischen Modell folgend waren Konsumententscheidungen Angelegenheiten des Einzelnen, was im Übrigen auch die Entwicklung der bundesdeutschen Ernährungsaufklärung nachhaltig prägte. Sie war auf einen Konsumenten orientiert, der sich auf durchweg rationaler Grundlage entscheidet.¹¹ In der DDR gehörte dieses rationale Element zu den Anforderungen an die „sozialistische Persönlichkeit“, wodurch Konsumententscheidungen per se eine politische Komponente hatten.

Bekanntlich waren in der DDR die Spielräume für Konsumententscheidungen begrenzter als in der BRD. Eckpunkte der Konsumententwicklung wurden auf höchster politischer Ebene festgelegt und den allgemeinen politischen Zielen untergeordnet. So war auf dem ersten SED-Parteitag 1947 die Kopplung von Leistungserbringung an die Verbesserung der Lebensbedingungen zur Leitlinie der Konsumpolitik erhoben worden. Allerdings gelang es nicht, dieses Vorhaben auch umzusetzen. Die SED musste im Zusammenhang mit den Ereignissen des 17. Juni 1953 erkennen, dass sie die politische Sprengkraft der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Konsumlage unterschätzt hatte. In der Folgezeit sah sie daher vor allem darauf, die Ansprüche zumindest soweit zu bedienen, dass Unzufriedenheit und damit die Flüchtlingszahlen nicht weiter stiegen. Aus diesem Grund spielten Vergleiche zwischen dem Konsumniveau der BRD und der DDR in der politischen Diskussion des Konsums eine zentrale Rolle und zwar insbesondere nach dem V. Parteitag der SED 1958. Hier war die Losung ausgegeben worden, der Pro-Kopf-Verbrauch der werktätigen Bevölkerung an Lebensmitteln solle bis 1961 das westdeutsche Niveau erreichen und übertreffen. Kaum war dies ausgesprochen, wies das Statistische Jahrbuch auch schon die Erfüllung dieser Vorgabe nach.¹² Demnach lag der rechnerische Pro-Kopf-Verbrauch an Nahrungsmitteln mit Ausnahme von Margarine, Käse und pflanzlichen Ölen bereits auf der Höhe des westdeutschen Konsums oder sogar leicht darüber.

Vereinzelte gab es in den fünfziger Jahren auch im Westen noch Zweifel, ob die Kalorienversorgung ausreiche,¹³ doch warnten schon Artikel der ersten bundesdeutschen ernäh-

11 Vgl. U. Thoms, Learning from America? The Travels of German Nutritional Scientists to the USA in the Context of the Technical Assistance Program of the Mutual Security Agency and its Consequences for West German Nutritional Policy, in: *Food & History* 2 (2005), S. 117-151, Zur Entwicklung des Konsumentenleitbildes in der Bundesrepublik jetzt N. Gasteiger, Der Konsument. Verbraucherbilder in Werbung, Konsumkritik und Verbraucherschutz 1945–1989, Frankfurt a. M./New York 2010, S. 35-67.

12 Statistisches Jahrbuch der DDR 1958, S. 598.

13 F. Wirz, Uns fehlen Kalorien. Ernährungsverbesserung in Theorie und Praxis, *Ernährungs-Umschau* 1 (1954), S. 53-54; H. Bramsel, Garantieren die Durchschnittsergebnisse der Erhebung von Wirtschaftsrechnungen, die das Statistische Bundesamt 1958 in Indexfamilien durchgeführt hat, eine vollwertige Ernährung?, in: *Nutritio et dieta* 5 (1963), S. 120-132.

zungswissenschaftlichen Zeitschriften vor zu hohem Fettverbrauch.¹⁴ Ähnlich verwies auch das ostdeutsche Institut für Ernährung schon 1958 auf die gesundheitlichen Folgen der reichlichen Kost. Diesen Warnungen schloss sich das Institut für Bedarfsforschung unmittelbar nach seiner Gründung im Jahr 1961 an. Seine Aufgabe bestand in der Beobachtung des Konsumverhaltens, um Warenströme besser lenken zu können. Dies belegt die Bedeutung, die die Machthaber dem Konsumenten zumaßen und zeigt deren Willen zur Änderung der unbefriedigenden Situation.

Die politische Bedeutung dieser Entwicklung zeigt sich auch daran, dass Ulbricht 1963 in seiner Rede auf dem VI. Parteitag der SED auf die von übermäßigem Lebensmittelkonsum ausgehenden Gesundheitsgefahren hinwies.¹⁵ Noch galt die Ideologie, dass der Sozialist wegen seiner besonderen Einsichtsfähigkeit sowie seiner wahrgenommenen Verantwortung für den von ihm mitgestalteten Staat in seinem Konsum rationalen Motiven folgen und sich gesund ernähren werde. Zu den hedonistischen Aspekten des Verbrauchs der DDR-Bürger fanden die Chefideologen, die lange auf der Ebene eines bescheidenen Bedürfnisniveaus dachten, dagegen nur schwer Zugang. Zugleich standen sie vor dem Dilemma, dass die versprochene Verbesserung der Konsummöglichkeiten zentraler Bestandteil ihres politischen Programms war. Eine Rücknahme dieses Versprechens hätte die sozialistische Utopie einer gesetzmäßig verlaufenden, permanenten Aufwärtsentwicklung der DDR in Frage gestellt, wie sie in der Entwicklung des Konsums erlebt werden konnte. Zugleich war dieser Konsum ökonomisch nützlich, insofern er die Abschöpfung überschüssiger Kaufkraft ermöglichte und dadurch die Staatsfinanzen zu bessern half. Hier gibt es deutliche Parallelen zur Alkoholpolitik der DDR: Zwar blickte man sorgenvoll auf die enorme Steigerung des Alkoholkonsums, war aber doch auf die Steuereinnahmen erpicht und fürchtete die psychologische Wirkung von autoritären Regulierungsmaßnahmen. Deswegen wurde der Absatz von Alkoholika noch befördert, als er gesellschaftlich längst als dysfunktional erkannt war.¹⁶

Allerdings sind für die ausgehenden sechziger Jahre ein Prozess des Umdenkens und eine erhebliche Belebung des Diskurses zu verzeichnen. Offenkundig lösten die Befunde zur Entwicklung des Gesundheitszustandes regelrechte Panik aus. Hier spielten Futurologie und Prognostik eine entscheidende Rolle, die seit den sechziger Jahren weltweit in der Politik und insbesondere in der Wissenschaftspolitik Furore machten. Die ost- wie westdeutsche Problemwahrnehmung war geprägt von der vermeintlichen Rückständigkeit in Wissenschaft und Technik, der so genannten technologischen Lücke. Angesichts der begrenzten Ressourcen des Gesundheits- und Wissenschaftssystem war Prioritätensetzung das Gebot der Stunde. Mittel mussten demnach dort eingesetzt werden, wo sie die größte Wirkung in der Verbesserung von Gesundheitszustand und Leistungsfähigkeit

14 Bramsel, Durchschnittsergebnisse, S. 131-132; W. Heupke, Moderne Probleme der Diätetik. So manche Manager-Krankheit lässt sich verhüten, in: Ernährungs-Umschau 2 (1955), S. 1-2.

15 W. Ulbricht: Das Programm des Sozialismus und die geschichtliche Aufgabe der SED, Protokoll der Verhandlungen des VI. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 18.-21. Januar 1963 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin, Bd. 1, S. 28.

16 Dazu T. Kochan, Blauer Würger. So trank die DDR, Berlin 2011, S. 291-313.

versprochen. Hier spielten umfangreiche statistisch fundierte Zustandserhebungen eine zentrale Rolle. So wurde in diesem politischen Zusammenhang auf westdeutscher Seite der erste, 1969 veröffentlichte Ernährungsbericht und 1971 der erste eigenständig erschienene Gesundheitsbericht publiziert. Auf ostdeutscher Seite hatten insbesondere die Arbeiten an der so genannten „Biologieprognose“ zur Erarbeitung eines entsprechenden Datenkorpus beigetragen.¹⁷

Aus diesen Arbeiten war hüben wie drüben die Zunahme der Herz-Kreislaufkrankungen bekannt. Sie wurde vornehmlich mit der überreichlichen Ernährung erklärt. Diese galt auch als Ursache für die zunehmende Zahl der Diabetiker. Für die Zukunft wurde der aus den zugrunde liegenden statistischen Daten erkennbare statistische Trend der letzten Jahre schlicht linear fortgeschrieben. Damit war die Krise da, ebenso offenkundig war die Notwendigkeit gesundheitspolitischen Handelns¹⁸ und eines Disziplinierungsprogramm, das der Gesellschaft den leistungsfähigen Bürger erhalten sollte.

Damit kamen Prävention und Prophylaxe auf die Tagesordnung, denen in der DDR eine zentrale Funktion zugeschrieben wurden. Im Gegensatz zum Westen hatte man hier sozialhygienische Bestrebungen des Nationalsozialismus fortgeführt, allerdings unter Entkleidung von eugenischem Gedankengut. Angesichts der offenkundigen Knappheit der verfügbaren Mittel wurde die Diskussion gesundheitspolitischer Maßnahmen an ökonomischen Richtwerten orientiert. Zugleich wurden die Bürger mit Krankheitsregistern und einer umfassenden Tätigkeit der ambulanten Krankenversorgung auch umfassend überwacht.¹⁹ Entsprechend suchte man auch gezielt nach bisher unentdeckt gebliebenen Diabetikern, um sie möglichst früh einer Behandlung zuzuführen und so irreparablen Spätschäden wie Erblindungen und Amputationen vorzubeugen. Anders als in der Bundesrepublik war man in der DDR daher auch bestens über die Zunahme der Diabetiker informiert. Hatte ihre Zahl noch 1960 bei rund 62,7 Fällen auf 10.000 Einwohner gelegen, betrug sie nur sieben Jahre später schon 154,4, bis 1980 erwartete man eine weitere Verdopplung.²⁰ Ausschlaggebend für den Aktionismus des Staates waren dabei nicht nur das Wohlergehen der Menschen, sondern die Kosten für den Staat. Für die Behandlung eines jeden Fettsüchtigen veranschlagte man 3000 M. Davon entstanden allein 2000 M. durch Arbeitsausfall und die Minderung des Nationaleinkommens, der Rest ging auf das Konto von Behandlung und weiterer Betreuung. Insgesamt wurden für die Behandlung der Übergewichtigen und Diabetiker jährliche Gesamtkosten in Höhe von 600

17 Siehe hierzu : A. Malycha/U. Thoms, Aufbruch in eine neue Zukunft? Prognosen für die Biowissenschaften in der DDR und der Bundesrepublik 1964–1970, in: H. Hartmann und J. Vogel (Hrsg.): Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900, Frankfurt a. M. 2010, S. 107-137 und die dort angegebene Literatur.

18 Zu den Bezügen zwischen Krise und Körperkonzepten vgl. P. Diehl, Der „Neue Mensch“ gegen die Kontingenz: Utopische Körperentwürfe als Strategie der Krisenbewältigung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, in: H. Grunwald, M. Pfister (Hrsg.), Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen, Diskursstrategien, München 2007, S. 158-177.

19 Vgl. z. B. A. Keck u. a., Planung und Leitung des Gesundheitswesens, Berlin 1981.

20 Vgl. Zuarbeit für die „Studie über Möglichkeiten zur gelenkten Entwicklung des Nahrungsmittelverbrauchs unter gesundheitlichen und ökonomischen Aspekten, Archiv des Deutschen Instituts für Ernährung, Potsdam-Rehbrücke, Nr. 208, Bl. 215-201, Anlage, Bl. 204.

Millionen veranschlagt, die Verringerung des Nationaleinkommens durch ernährungsabhängige Erkrankungen wurde 1970 auf fünf, 1985 bereits auf zehn Milliarden M. geschätzt.²¹ Das waren erhebliche Summen für die finanzschwache DDR.

Reihenuntersuchungen zur Schätzung der Diabetikerzahl gab es auch in der Bundesrepublik; sie gingen allerdings nicht auf die Initiative von Experten oder staatlicher Institutionen zurück, sondern auf die Förderung der pharmazeutischen Industrie, die so die Größe des höchst einträglichen und daher heiß umkämpften Marktes für Insulin und orale Antidiabetika abschätzen konnte. Auch im Übergewichtsdiskurs spielten von Wirtschaftsunternehmen und Versicherungen entwickelte Gewichtstabellen eine dominante Rolle, während am ostdeutschen Zentralinstitut für Ernährung eigene anthropometrische Messmethoden und Richtwerte erarbeitet wurden.²² Auch die „Deutsche Gesellschaft für Ernährung“ (DGE), die regelmäßig den bundesdeutschen Ernährungsbericht erstellte, hatte starke industrielle Bezüge und Interessen. Doch trotz der hohen personellen Kontinuitäten aus der Zeit des Nationalsozialismus schien den Gründungsmitgliedern der DGE eine so direktive Politik wie in der DDR ebenso unmöglich wie eine allzu große Nähe zwischen Forschung und Politik. Das von den Gründungsmitgliedern 1953/54 entwickelte und der Arbeit der DGE zugrunde gelegte Modell der Ernährungsberatung orientierte sich an den USA und deren Marktmodell.²³ Bedingt auch durch das föderale Modell hatte die Bundesrepublik wohl etliche Einrichtungen, die sich mit Ernährungsforschung befassten, doch keine zentrale Institution. Die vorhandenen Einrichtungen konzentrierten sich auf die Produktionssphäre, während es an Einrichtungen mangelte, die in sozialwissenschaftlicher Perspektive an das Problem herangingen. Daher wuchs der DGE ein offiziöser Status zu, so dass ihre Ernährungsempfehlungen allgemein anerkannt waren.

Im Gegensatz dazu verfügte die DDR von Anfang an über das „Institut für Ernährungsforschung“ in Potsdam-Rehbrücke.²⁴ Hier wurde interdisziplinäre Ernährungsforschung betrieben, die von der Lebensmittelchemie über soziologisch orientierte Ernährungserhebungen bis hin zur Erarbeitung anthropometrischer Indizes reichte, um allen Facetten des „sozioökonomischen Totalphänomens“ (Marcel Mauss) gerecht zu werden. Zugleich war die Arbeit von vornherein auf die Praxis ausgerichtet. So erarbeitete das Institut beispielsweise Rezepturen für die Gemeinschaftsverpflegung, die in der gesamten DDR bindend waren. Hier war auch das Programm „Ernährung und Leistung“ angesiedelt, das aufgrund der erwähnten „Biologieprognose“ entwickelt worden war und 1972 seine Arbeit aufgenommen hatte. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Datenproduktion intensiviert, auf der Seite der BRD durch die periodisch erscheinenden Ernährungsberichte und schließlich auch durch größere epidemiologische Studien. Nach den Natio-

21 Ebenda, Bl. 200.

22 Siehe die Hinweise in H.-J. Zunft/M. Möhr/G. Ulbricht (Hrsg.), Zur Ernährungssituation in der DDR zwischen 1980 und 1990. Eine Materialsammlung, in: Ernährungsforschung 41 (1996), S. 79-112.

23 Dennoch finanzierte sich die DGE wesentlich aus Bundesmitteln, Thoms, Learning, S. 143 f.

24 U. Thoms, Zum Konzept der Ernährung am Deutschen Institut für Ernährungsforschung und seinen Vorläufern, in: S. Bauer u. a. (Hrsg.), Essen in Europa. Kulturelle „Rückstände“ in Nahrung und Körper, Bielefeld 2010, S. 89-112.

nenalen Verzehrsstudien ist die 1990 begonnene EPIC-Studie, die multizentrisch in ganz Europa an insgesamt 800.000 Probanden durchgeführt wird, der vorläufige Höhepunkt dieser Datensammlungen, die die Grundlage für die Entwicklung politisch umsetzbarer Gegenstrategien bilden können.²⁵ Voraussetzung für deren Realisierung war wiederum ihre Kommunikation in wissenschaftlichen wie populären Medien, um das politische Handlungsfeld abzustecken und mögliche Akteure zu mobilisieren.

2. Bekämpfungsstrategien I: Aufklärung

In beiden deutschen Staaten wurde dem Befund, dass ihre Bürger insgesamt zu viel, zu fett und zu süß aßen, das Modell eines anderen, wissenschaftlich korrekten und gesunden Konsums entgegengesetzt. Auf der normativen Ebene waren die Konturen dieses Konsums vornehmlich in Potsdam-Rehbrücke bzw. von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung formuliert und in der Öffentlichkeit vertreten worden. Die Frage war nur, wie man die Bürger auch tatsächlich dazu bringen sollte, ihre Ernährung entlang der wissenschaftlichen Verzehrsempfehlungen zu gestalten. Eine klassische Antwort auf dieses Problem war die Popularisierung von Ernährungswissen oder Ernährungsaufklärung, die auf eine lange Tradition zurückblicken konnte. In der BRD wurde diese Aufgabe vom Hauswirtschaftlichen Aufklärungs- und Informationsdienst wie der DGE wahrgenommen. Letztere bildete Ernährungsberaterinnen aus, die z. B. in Verbraucherzentralen tätig wurden. Sie bot Fortbildungsveranstaltungen für Lehrer und sonstige Multiplikatoren an, um so das Wissen in Schule und Gesellschaft zu tragen. Die Mittel dazu waren klassisch: Vorträge, Publikationen und die Zeitschrift „Ernährungs-Umschau“. Hinzu kam eine ausgedehnte Pressearbeit.

In der DDR dagegen wurde auf verschiedenen institutionellen Ebenen ein umfangreiches Programm direkter Aufklärung ins Werk gesetzt, das didaktisch begleitet wurde. Schon seit Kriegsende wirkte das Institut in Potsdam entsprechend, etwa durch die Publikation von Merkblättern, Broschüren und Lehrbüchern.²⁶ Seit 1952 gab das Nationale Komitee für Gesundheitserziehung die populärmedizinische Zeitschrift „Deine Gesundheit“ mit heraus, die 1962 mit der Zeitschrift „Alles für Deine Gesundheit“ des Dresdener Hygienemuseum vereinigt wurde. Hinzu kamen zahlreiche Broschüren sowie populärwissenschaftliche Vorträge z. B. an der Berliner Urania, an denen sich auch die Mitarbeiter des Instituts für Ernährung beteiligten. Dabei profitierte die DDR enorm von der Tradition und Erfahrung des 1912 gegründeten Dresdener Hygienemuseums auf den Gebieten des Ausstellungswesens und der Lehrmittelproduktion. Seit Beginn der siebziger Jahre wurde die Systematisierung dieser Aufklärung gezielt vorangetrieben, erste „Grundrisse

25 Vgl. C. Bischof, Epidemiologische Räume der Wissensproduktion in Europa, in: S. Bauer u. a. (Hrsg.), Essen in Europa. Kulturelle „Rückstände“ in Nahrung und Körper, Bielefeld 2010, S. 113-135.

26 Vgl. nur das dort herausgegebene Lehrbuch H. Gräfe, Richtige Ernährung – gesunde Menschen. Nahrungsbedarf, Ernährungsweise und Kostpläne unter verschiedenen Lebens- und Arbeitsbedingungen, Leipzig 1967.

der Gesundheitserziehung“ erschienen.²⁷ Zudem häuften sich einschlägige Veranstaltungen für die Multiplikatoren, so dass man von einer Verdichtung des Diskurses sprechen kann. Sie fand ihren Ausdruck auch in einer raschen Reihenfolge von einschlägigen, wissenschaftlich hochrangig besetzten Tagungen zum Thema.²⁸ Begleitend zum Forschungsprogramm „Ernährung und Leistung“ hatte der Ministerrat der DDR schon am 1.3.1972 einen Beschluss „über die weitere Durchsetzung einer gesunden Ernährung sowie zur Verbesserung der Ernährungsaufklärung im Rahmen der Gesundheitserziehung in der DDR bis 1975“ gefasst. Dieser Beschluss basierte auf einem systematischen Zugriff, der sowohl die materiellen Voraussetzungen, die ökonomischen Maßnahmen zur Produktionssteigerung und (lebensmittel-)gesetzliche Rahmenregelungen, wie auch kulturell-erzieherische Regelungen einbezog. Mit letzteren waren Maßnahmen der Ernährungsaufklärung und Öffentlichkeitsarbeit durch Presse, Funk und Fernsehen sowie in Aus- und Weiterbildung gemeint. Neben den klassischen, gedruckten Medien zur Aufklärung stellte das Institut für Gesundheitserziehung des Dresdener Hygienemuseums zahlreiche Filme her wie etwa „Gewicht“ (1974), „Abnehmen“ (1975), „Dicke Kinder“ (1975) sowie unzählige Fernsehbeiträge. Über ihre gut besuchten Vorträge hinaus beteiligte sich auch die Urania an der Produktion von Bildmedien wie etwa Diareihen. Für deren Archivierung und Bereitstellung waren auf Bezirks-, Kreis- und Stadtebene sogenannte Kabinette für Gesundheitserziehung eingerichtet worden, die ebenfalls Lehrmaterialien produzierten.²⁹ Pädagogische Hochschulen arbeiteten didaktische Konzepte für den Unterricht in Gesundheitsfragen aus.³⁰ Zudem erschienen in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Urania“ verschiedentlich Artikel, die die Probleme nicht nur benannten, sondern deren Zusammenhänge fundiert erklärten.³¹ Mit anderen Worten: Alle Bereiche der öffentlichen Kommunikation wurden von diesem Diskurs gezielt durchdrungen.

3. Bekämpfungsstrategien II: Ein anderer Konsum

Neben der kommunikativen Vermittlung von Ernährungswissen sollten in der DDR die erwähnten „wirtschaftlich-organisatorischen Maßnahmen“ auf Ernährungszustand und Gesundheit der Bürger einwirken. Hier wurde ein politischer Handlungsraum nicht nur

27 L. Werner, Grundriß der Gesundheitserziehung, Berlin 1973.

28 Wissenschaftliche Konferenz. Gesundheitspropaganda und Gesundheitserziehung in der sozialistischen Gesellschaft, Ms., Dresden o.J. [1971]; Vgl. Sozialistische Ideologie und Gesundheitserziehung, Materialien des zweiten Symposiums des Instituts für Gesundheitserziehung im Deutschen Hygiene-Museum in der DDR vom 4.-6. April 1973 in Dresden, Ms. Dresden o. J. [1973].

29 Deutsches Hygiene-Museum in der DDR – Institut für Gesundheitserziehung – in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Ernährung der Akademie der Wissenschaften, Gesunde Ernährung, Teil 2, Dresden 1979, S. 111 f.

30 Vgl. Informationen zur Theorie und Praxis der Gesundheitserziehung im einheitlichen Bildungssystem der DDR, Halle 1972 ff.

31 Etwa: D. Lohmann: Zuckerkrankheit, „Wohlstandskrankheit“, in: Urania 21 (1974), S. 481-485; G. Brüsckke, Garantien für ein langes Leben, in: Urania 19 (1972), S. 201-209.

kommunikativ besetzt, hier wurden konsumhistorisch Fakten geschaffen, die vor allem halfen, die Ströme vorhandener Nahrungsmittel zu lenken. Unter diese Maßnahmen fiel zum einen die staatliche Normierung der Gemeinschaftsverpflegung bis hin zu Rezepten. Ziel war nicht allein die Bereitstellung einer gesunden Mahlzeit in Schule oder Firma. Vielmehr sollte die dortige tägliche Mahlzeit über ihren Vorbildcharakter eine erzieherische Funktion erfüllen. Denn es wurde erwartet, dass sich die Verpflegungsteilnehmer so an die gesunde Kost gewöhnten, dass sie ihre häuslichen Kochgewohnheiten anpassen.

In den Bereich wirtschaftlich-organisatorischer Maßnahmen fielen auch die Bemühungen zur verstärkten Herstellung „Optimierter Kost“. Unter diesem Warenzeichen wurden Diätahrungsmittel produziert, die als materieller Weg begriffen wurden, die Ernährung direkt zu beeinflussen.³² Unter der Dachmarke „ON-Optimierte Nahrung“ wurden verschiedene Linien von Diätahrungsmitteln verkauft (energiereduziert, salzarm, Säuglingsnahrung und Produkte für Diabetiker), deren Herstellung auf verpflichtenden, vom Amt für Technik genehmigten Produktionsvorschriften beruhten. Diese Vorschriften wurden in zeitraubenden Prozessen erarbeitet, auf ihre Qualität geprüft und einzeln staatlich lizenziert. Dass die ON-Produkte geschmacklich, qualitativ und optisch Abwechslung in die Gesamtpalette industriell verarbeiteter Lebensmittel brachten, verlieh ihnen zusätzlich Bedeutung,³³ weil sie damit dem Trend der kapitalistischen Länder zu industriell verarbeiteten, vermeintlich hochwertigeren Nahrungsmitteln folgten.³⁴ In Kombination mit der Ernährungspropaganda erlaubte die Substituierung bestimmter Nahrungsbestandteile durch Wasser oder Luft gleich mehrfach eine „Intensivierung der Produktion“. Denn man erwartete, dass sich durch den Konsum der ON-Produkte der Gesundheitszustand der Bevölkerung verbessern würde und Krankheitskosten zurückgingen. Zweitens sollte der Ersatz bestimmter Nahrungsbestandteile durch Wasser oder Luft den Wareneinsatz bei der Produktion reduzieren und damit die Inanspruchnahme von Landwirtschaft, Lebensmittelindustrie und Transportwesen reduzieren.³⁵ Und drittens sollten die deutlich teureren Nahrungsmittel dazu beitragen, die vorhandene Kaufkraft abzuschöpfen, das Wachstum des Verbrauches zu bremsen und das Angebot an Lebensmitteln in eine Richtung zu lenken, „die der Ernährungsweise als Bestandteil der sozialistischen Lebensweise gerecht wird.“³⁶ In dieser Hinsicht herrschte relative Unzufriedenheit bei den Planern. Im Ganzen erwiesen sich die erstellten Prognosen des Lebensmittelverbrauchs zwar als relativ treffsicher, bei den einzelnen Produkten kam es aber immer wieder zu erheblichen Differenzen zwischen Angebot und Nachfrage. Für

32 K. L. Hunger, Gedanken zur Entwicklung optimierter Nahrung (ON), in: Ernährungsforschung 27 (1982), S. 129-131.

33 Vgl. 15. Mitgliederversammlung des Warenzeichenverbands „diätetische Erzeugnisse“, in: Ernährungsforschung 30 (1985), S. 81.

34 Vgl. W. Jurich/W. Bischoff, Unser Lebensmittelverbrauch, 2 Teile, Berlin 1964 und 1965.

35 H. Groß, Ernährungspropaganda als Intensivierungsfaktor, in: Ernährungsforschung 23 (1978), S. 105 f.; M. Anders: Hauptaufgabe und Erfordernisse einer planmäßigen Nahrungsmittelversorgung, Ernährungsforschung 23 (1978), S. 135-138.

36 H. Groß, Ernährungswissenschaftliche Anforderungen an die Lebensmittelproduktion, in: Ernährungsforschung 32 (1987), S. 5-7.

diese Diskrepanzen brachten die Bürger allerdings immer weniger Verständnis auf. Verbände, die die Interessen der Konsumenten hätten vertreten können, waren im System weder vorgesehen noch zugelassen. Allerdings konnten sich Konsumenten im Einzelfall mit Eingaben direkt an Behörden, Staatsämter oder den Ministerpräsidenten wenden, um sich zu beschweren, Problemlösungen einzufordern oder Vorschläge zu machen.³⁷ Entsprechende Eingaben über die unzureichende Versorgung mit diätetischen Nahrungsmitteln nach dem VII. Parteitag veranlassten im Januar 1970 tatsächlich die Errichtung eines republikweiten Verkaufnetzes wie eines Lagers in jedem der 13 Bezirke der DDR, um die nur beschränkt vorhandenen Produkte wenigstens gleichmäßig über die Republik zu verteilen.³⁸

Zugleich arbeitete der 1969 gegründete Warenzeichenverband diätetischer Nahrungsmittel an der Erweiterung der Produktpalette, die 1985 143 Produkte umfasste. Von 1970 bis 1985 hatte sich der Umsatz an diesen Produkten bei stabilen Preisen auf 162 Millionen M. annähernd verfünffacht.³⁹ Dennoch reichte die Produktion insbesondere bei zuckerfreien Diabetikersüßwaren nicht aus, um eine stabile Versorgung zu gewährleisten.⁴⁰

Auch auf anderen Wegen suchte die DDR-Führung mit planwirtschaftlichen Maßnahmen den Verbrauch fett- und zuckerarmer Lebensmittel zu fördern. So wurde in der Landwirtschaft ein neues Züchtungs- und Produktionsprogramm für Broiler gestartet, deren Marketing gezielt auf Gesundheitsaspekte abhob. Die neuen Broilerrestaurants sollten den Anteil mageren Fleisches am Konsum erhöhen.⁴¹ Überdies ordneten die Fünfjahrespläne für 1971–1975 und 1976–1980 generell die Reduktion des Zuckergehalts in Obstkonserven sowie die Produktion fettreduzierter Fischkonserven, Fertiggerichte, niedrigkalorischer Backwaren, Erfrischungsgetränke und alkoholfreien Bieres an.⁴²

Allerdings mehrten sich die Zeichen, dass dem Erfolg dieses Modells zur Erreichung einer gesunden Ernährung Grenzen gesetzt waren. Probleme bereiteten die strategischen Rückkopplungen zwischen Ernährungserziehung und Propaganda, zwischen ideologisch und ökonomisch gesteuerter Entwicklung der Bedürfnisse, die durch den sogenannten

37 I. Merkel, *Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation*, Köln 1998; Felix Mühlberg, *Bürger, Bitten und Behörden. Geschichte der Eingabe in der DDR*, Berlin 2004.

38 Dazu die Beiträge in: *Ernährung – Gesundheit – Genuss. Praxis und Wissenschaft*. 2. Ernährungssymposium des Nationalen Komitees für Ernährungserziehung der DDR – Arbeitsgruppe Ernährung, 17. Mitgliederversammlung des Warenzeichenverbandes „Diätetische Erzeugnisse der DDR“ vom 3. bis 5. November 1986 in Karl-Marx-Stadt, o. O., o. J. [1986], F. Schmidt, *Die Gestaltung der Kooperation bei der schrittweisen Herausbildung eines Systems der gesunden Ernährung in der DDR und die Aufgaben dazu im Volkswirtschaftsplan 1971 sowie im Perspektivplanzeitraum bis 1975*, in: *Die Kooperation bei der Herausbildung eines Systems der gesunden Ernährung in der DDR*, Berlin 1971, S. 9–35.

39 Für die gesunde Ernährung unserer Bürger. Aus der Arbeit des Warenzeichenverbandes „Diätetische Erzeugnisse“ der DDR, in: *Ernährungsforschung* 30 (1985), S. 107–109; 16. Mitgliederversammlung des Warenzeichenverbandes „diätetische Erzeugnisse“, in: *Ernährungsforschung* 31 (1986), S. 64.

40 *Zunft/Möhr/Ullbricht, Zur Ernährungssituation*, S. 137.

41 P. G. Poutrus, *Die Erfindung des Goldbroilers. Über den Zusammenhang zwischen Herrschaftssicherung und Konsumententwicklung in der DDR*, Köln/Welmar/Wien 2002.

42 L. Semmler/H. Ketz: *Gesunde Ernährung*, Teil I, 2. überarbeitete Auflage, Dresden 1979, S. 17–20.

technisch-wissenschaftlichen Vorlauf von Neuentwicklungen erschwert wurde.⁴³ Deutlich wird aber, dass das Bild eines individuell entscheidenden Verbrauchers nicht nur in der Diskussion, sondern auch in der Praxis immer mehr an Bedeutung gewann, während die ideologisch aufgeladene Vorstellung vom „richtigen“ sozialistischen Konsum an Boden verlor.⁴⁴ Statt die Orientierung am „falschen“ Genuss zu kritisieren, wurde in den 1980er Jahren nur noch gefordert, die Marktforschung zu intensivieren, um die Verbraucherwünsche besser zu verstehen und ihnen gerecht werden zu können.⁴⁵

Solche marktorientierten Ansätze standen in der BRD stets im Vordergrund, wenn ein anderer Konsum gefordert wurde. Freilich verboten sich Planung und staatliche Lenkung der Ernährung im demokratischen System der BRD und ihrer sozialen Marktwirtschaft. Wie noch Studien zur Fehlernährung aus den 1970er Jahren zeigen, galten Essen und Trinken als Privatsache, was zum Teil dem traditionellen Familienverständnis der Westdeutschen geschuldet war. Denn als üblicher Ort der Mahlzeiten galt die Familie, Auswahl und Zubereitung von Speisen war Aufgabe der Hausfrau. Folgerichtig wandte sich die Ernährungsaufklärung fast ausschließlich an sie.⁴⁶

Bei deren Gestaltung ging man in der BRD prinzipiell ähnliche Wege wie in der DDR. Mit dem Gesundheitsmuseum in Köln entstand 1949 eine das Dresdener Muster kopierende Einrichtung, die auf ganz ähnlichen Feldern tätig war und mit ähnlichen Medien arbeitete. Vor allem im zeitlichen Kontext der Trimm-Dich-Kampagnen der 1970er Jahre⁴⁷ betätigte sich sein Rechtsnachfolger, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, auch auf dem Gebiet der Ernährungsaufklärung. Doch in den Folgejahren lagen die eigentlichen Schwerpunkte der aus dem Museum 1967 hervorgegangenen Bundeszentrale auf den Gebieten von Suchtprävention und Familienplanung.

Deutlicher noch als im Osten konzentrierte sich die bundesdeutsche Gesundheits- und Ernährungsaufklärung einseitig auf die Produktion wissenschaftlicher Fakten und ihre Vermittlung. Etwas zugespitzt könnte man auch sagen, dass das Handlungsfeld der Bekämpfung der Überernährung zwar schon in den fünfziger Jahren wissenschaftlich abgesteckt war: Verschiedene Wissenschaftler, aber auch Institutionen wie das Institut für Sozialmedizin und Epidemiologie des Bundesgesundheitsamtes produzierten laufend Daten, doch zur Änderung der ermittelten Fakten geschah nur wenig. Die Ärzte wurden zwar als zuständig betrachtet,⁴⁸ hatten aber durch ihre Ausbildung gar nicht das nötige Wissen. Auch fehlte den meisten das Interesse für diese Fragen. Allerdings wuchs das

43 G. Pfäff: Zur Prognostik des Lebensmittelverbrauchs und der Ernährungssituation, in: Ernährungsforschung 26 (1980), S. 41-45.

44 Siehe schon die Verwendung des Begriffs des „Verbrauchers“ bei W. Dlouhy, Erwartungen der Verbraucher an die Ernährung, in: Ernährungsforschung 26 (1980), S. 129-132; H. E. Schmidt/G. Ulbricht, Begriff und Aufgaben der Ernährungswirtschaft in der sozialistischen Gesellschaft, in: Ernährungsforschung 19 (1973), S. 55-66, hier S. 60.

45 H. E. Schmidt/G. Ulbricht, Begriff, (Anm. 44), S. 60.

46 Siehe noch die Befragungen aus dem Jahr 1979, die sich ausschließlich an die Hausfrauen wandten, vgl. O. Neuloh/H.-J. Teuteberg, Ernährungsfehlverhalten im Wohlstand, Paderborn 1979.

47 V. Möraht, Die Trimm-Aktionen des Deutschen Sportbundes zur Bewegungs- und Sportförderung in der BRD 1970 bis 1994, Berlin 2005.

48 Neuloh/Teuteberg, Ernährungsfehlverhalten, (Anm. 46), S. 52.

Bewusstsein für die sehr begrenzten Erfolge bisheriger Aufklärungsbemühungen.⁴⁹ Dies gab zumindest Anlass, über die Veränderungen der Strategien nachzudenken. Damit blieb der Markt bis zum Ende der 1970er Jahre der eigentliche Ort, an dem Modelle eines auch materiell anderen Konsums entwickelt und verhandelt wurden. Kaum zu unterschätzen ist die Bedeutung der Werbung als Bilderwelt des Alltags. Von Bedeutung waren hier u.a. Produkte, wie sie Reformhäuser verkauften,⁵⁰ vor allem aber der Markt der Diätprodukte, der seit den fünfziger Jahren in Bewegung geriet. Zunächst war das Angebot entsprechender Nahrungsmittel auch in der BRD noch überschaubar. Die vom Verband der Diätetischen Lebensmittelindustrie in unregelmäßigen Abständen herausgegebene „Grüne Liste“, die analog zur „Roten Liste“ der Pharmazeutischen Industrie konzipiert war und gratis an Ärzte und Fachkräfte verteilt wurde,⁵¹ wies lange noch mehr ausgesprochen nährnde als kalorienreduzierte Produkte aus: Die Zahl der Nährprodukte betrug in der Auflage aus dem Jahr 1957 73, stieg dann bis 1967 noch auf 116 an, um erst in den folgenden 20 Jahren auf 36 zu sinken. Die Zahl der Diabetikerprodukte bezifferte sich 1957 auf 64, die der kalorienreduzierten Produkte für Übergewichtige auf nur zehn. Bis 1967 stieg die Zahl der Diätprodukte auf 26, bis 1987 auf 96. Die Zahl der Diabetikerprodukte wuchs zwischen 1957 und 1967 von 37 auf 104 und schließlich auf 153 im Jahr 1987. Die als gut bis exzellent geltenden Wachstumschancen dieses Marktes führten zu hohen Werbeausgaben, um diese Chancen zu realisieren.⁵² Viele der (kalorienreduzierten) Diabetikerprodukte wurden als Diätprodukte zum Abnehmen gekauft, so dass Firmen, die ursprünglich nur Nahrungsmittel für Diabetiker hergestellt hatten, später auch in das Geschäft mit Diät-Nahrungsmitteln einstiegen.⁵³ So etwa die Firma Bayer, deren Palette von Sionon-Produkten stetig wuchs. Seit 1963 verkaufte sie „Natreen“ Süßstoff, 1976 kamen kalorienreduzierte Obstkonserven, 1977 Konfitüren und bis 1987 noch Säfte, Soßen, Ketchup und Desserts dazu.⁵⁴ Noch vielfältiger war das Produktsortiment von „Du darfst“. Unter dieser Marke brachte Unilever Deutschland 1973 erstmals eine Halbfettmargarine auf den Markt. In den Jahren 1975 bis 1990 folgten neben Schmelzkäse, Konfitüre oder Würstchen unter anderem auch Fertiggerichte, Tiefkühlkost und Feinkostsalate. Die Umsätze entwickelten sich erfreulich; erst die öffentliche Diskussion um Light-Produkte brachte erhebliche Einbrüche.⁵⁵

49 Ebenda, S. 51-56.

50 Auf die Produkte aus dem Bereich der Lebensreform kann an dieser Stelle aus Platzgründen leider nicht eingegangen werden, zumal sie nicht erst in den 1970er Jahren, sondern schon in der Zeit um 1900 entstanden sind.

51 Vorwort, Grüne Liste 1957, Aulendorf/Württemberg 1957, S. 5.

52 Zum Marktvolumen der siebziger Jahre H. Vorwerk, Schlankheit. Versprecher oder Versprechen?, in: Jahrbuch Werbung, 11 (1974), S. 39-45.

53 Zur Karriere der Süßstoffe C. M. Merki, Zucker gegen Saccharin. Zur Geschichte der künstlichen Süßstoffe, Frankfurt a. M. 1993 sowie C. de la Peña, Empty Pleasures. The Story of Artificial Sweetener from Saccharin to Splenda, University of Carolina 2010.

54 Vgl. die Chronik auf der Homepage der Firma unter <http://www.natreen.de/marke/index.html> (Abfrage vom 4.4.2011).

55 Siehe: <http://www.du-darfst.de/Ueber-Du-Darfst>. (Abfrage vom 4.4.2011).

Bezeichnend an der dynamischen Entwicklung dieses ganzen Sektors ist, dass die Parallelisierung der Diätahrung mit dem Arzneimittel erfolgreich gelang, obwohl die Ärzte Front dagegen machten. Hatten sie sich noch im 19. Jahrhundert emsig für die Einführung von Nahrungsmitteln in die Diät stark gemacht und ihnen quasi-pharmakologische Wirkungen zugeschrieben, so waren gerade die Diabetologen sehr distanziert. Dennoch: Die Zeitschrift „Der Diabetiker“, das heutige „Diabetes-Journal“ zeigte in redaktionellen Beiträgen zwar, wie sich mit ganz normalen Nahrungsmitteln eine schmackhafte, abwechslungsreiche und kostengünstige Diät herstellen ließ.⁵⁶ Zugleich publizierte es aber zahlreiche Werbeanzeigen für eben jene Industrieprodukte, die in redaktionellen Beiträgen als überflüssig bezeichnet wurden.⁵⁷ Wie die Absatzzahlen zeigen, maßen die Konsumenten ihnen ganz offenbar besonderen Wert bei und waren bereit, erhebliche finanzielle Mittel aufzubringen.⁵⁸

Ähnliches ist für die Appetitzügler zu sagen, die die bundesdeutsche Pharmaindustrie um zwei Skandale bereicherten. Eine Marktübersicht ist hier nicht einfach. Neben den zahlreichen „Geheimmitteln“, frei verkäuflichen mehr oder minder wirkungslosen Schlankheitsmitteln, wie sie schon Ende des 19. Jahrhunderts verkauft wurden, kam 1950 das erste zentral wirkende Anorektikum Phenmetrazin (Markenname: Preludin) auf den Markt. Bis Mitte der sechziger Jahre dominierte bei Patienten wie Ärzten der Glaube an die Wirksamkeit dieser wie anderer neuer Arzneimittel schon deswegen, weil sie modern waren. Da eine Registrierung von Arzneimitteln erst mit dem Arzneimittelgesetz von 1965, eine Lizenzierung von Arzneimitteln erst mit dem Arzneimittelgesetz von 1978 einsetzte, gab es eine Vielzahl von Produkten mit ungesicherter Wirkung, die mit oft aggressiver Werbung und windigen Versprechen an den Konsumenten gebracht wurden. Viele von ihnen waren zunächst nicht verschreibungspflichtig, so auch „Preludin“. Nachdem es schließlich wegen seiner Nebenwirkungen der Rezeptpflicht unterstellt worden war, verschwand es 1982 ganz vom Markt. Inzwischen war es, der Contergan-Skandal war kaum vorüber, 1968 mit dem Appetithemmer Menocil (Wirkstoff: Aminorex) und 1971 mit dem Appetitzügler Phentermin zu weiteren „Arzneimittelzwischenfällen“ gekommen, die zum Tod von 850 Patienten geführt hatten.⁵⁹ Hier war der Gesetzgeber gefragt, der sich auch in den folgenden Jahren noch verschiedentlich mit Appetithemmern

56 Vgl. etwa die in jedem Heft wiederkehrende Rubrik „Diätetische Ratschläge“ im Jahrgang 1953 der Zeitschrift „Der Diabetiker“.

57 Diesen Argumenten ist der Bundesrat für Agrarpolitik und Verbraucherschutz jüngst mit der Streichung der Diabetiker-Lebensmittel aus der Diät-Verordnung gefolgt, siehe die entsprechenden Berichte und Materialien dazu unter <http://www.bmelv.de/SharedDocs/Standardartikel/Ernaehrung/SpezielleLebensmittelUndZusaetze/StreichungDiabetikerLM-DiaetVO.html> (Abfrage vom 6.4.2011).

58 Siehe nur die Anzeigenseiten in: Der Diabetiker 6/2 (1959), Rückseite.

59 Dazu N. Kessel, 1971 – Arzneimittelschäden zwischen Regulierung und Skandal. Das Beispiel des Appetithemmers Phentermin, in: N. Eschenbruch et al. (Hrsg.), Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan, Bielefeld 2009, S. 283-308, zu Contergan siehe dort den Artikel von Alexander von Schwerin.

auseinander zu setzen hatte.⁶⁰ Immerhin drängte er sie in ihrer Bedeutung soweit zurück, dass sie im Arzneiverordnungsreport nach 1985 nicht mehr auftauchten.⁶¹

Es ist fraglich, warum die Patienten diese Mittel trotz der bekannten und teils öffentlich diskutierten Nebenwirkungen einnahmen, warum sie das angebotene und staatlich autorisierte Modell einer gesunden Ernährung nicht vorzogen. Teilweise wird dies mit einer diffusen Hoffnung auf Wirkung zu erklären sein, die in ihrem Vertrauen in medizinisch-pharmazeutische Lösungen begründet war. Das ist angesichts der erheblichen Kosten erstaunlich: Eine Behandlung mit modernen Appetithemmern konnte – je nach Präparat – im Monat mit 200 bis 400 DM zu Buche schlagen.⁶² Immer noch dürfte zutreffen, was die „Verbraucherpolitische Korrespondenz“, die Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände, 1968 voller Resignation konstatierte: „Der Markt ist dem Gesetzgeber, den Ärzten, den Ernährungsphysiologen, Toxikologen und Lebensmittelchemikern meilenweit voraus.“⁶³ Entsprechend mussten Regulierungsmaßnahmen der Entwicklung hinterherhinken. In dieser Perspektive blieb den Verbraucherorganisationen wenig anderes übrig, als investigativ tätig zu sein, Missstände aufzudecken und die Regierung wie die Verbraucher darüber zu informieren.

Parallel zur Entwicklung in der DDR zeigte die „Verbraucherpolitische Korrespondenz“ allerdings auch erst in den siebziger Jahren ein gesteigertes Interesse an Ernährung als Mittel zur Gesundheitssteigerung, während frühere Jahrgänge sich eher für die Sicherung einer günstigen und chemiefreien Nahrung einsetzten. Die erwähnten Appetitzügler-Skandale fanden erstaunlicherweise keinen Niederschlag, wohl weil Medikamente generell als Domäne der Ärzte galten und die Verschreibungspflicht als ausreichende Kontrolle angesehen wurde. Auch kalorienreduzierte Produkte wurden nicht in der Perspektive möglicher Gesundheitsschädigungen betrachtet. Sie galten für Millionen bewegungsarmer Deutscher als echtes Bedürfnis. Gefürchtet wurden allerdings Betrug und Irreführung bezüglich der behaupteten Effekte, so dass eine wahrheitsgemäße Deklaration der Inhaltsstoffe von Diätprodukten gefordert wurde.⁶⁴ 1978 wurde daher befriedigt die erfolgreiche Verabschiedung der Nährwertkennzeichnungsverordnung für Diätprodukte beim Bundesrat vermeldet.⁶⁵ Dennoch: Die Sympathien der Verbraucherverbände gehörten der staatlich finanzierten, industrieunabhängigen Ernährungsaufklärung durch entsprechend ausgebildete Experten, d. h. Ernährungsberaterinnen und Ärzte. Darin waren sie sich einig mit dem Aufklärungs- und Informationsdienst des Bundesausschusses für volkswirtschaftliche Aufklärung (AID). Dessen seit 1957 erscheinende

60 Chronik der Appetithemmer, in: *arznei-telegramm* 1995, Nr. 9, S. 90-91.

61 U. Schwabe, D. Paffrath (Hrsg.), *Arznei-Verordnungsreport 1985*, S. 26.

62 Mit 198 DM für die Vierwochenpackung (84 Kapseln) kostet XENICAL bei dreimal täglicher Einnahme 2.500 DM im Jahr.

63 Das Geschäft mit der Schlankeheit, *Verbraucherpolitische Korrespondenz* Nr. 17 vom 28.4.1970, S. 2.

64 Vgl. exemplarisch: Niemand kann sich schlank essen!, in: *Verbraucherpolitische Korrespondenz* Nr. 40 vom 5.10.1971, S. 4-5; Das Geschäft mit den Kalorien, ebenda, Nr. 4 vom 25.1.1972, S. 6 f.

65 Geschäfte mit der Schlankeheit endlich unter Kontrolle, ebenda., Nr. 42, S. 4 f.

Zeitschrift „Verbraucherdienst“ war voll mit entsprechenden Artikeln.⁶⁶ Die Grenzen des rationellen Modells, die inzwischen auch die Psychologen und Soziologen aufgezeigt hatten, waren freilich auch den Verbraucherorganisationen klar. Daher engagierte sich die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände auch in der Kampagne „Ernährung und Bewegung“, die maßgeblich vom Sportbund getragen wurde, vor allem durch die Aktion „fit-statt-fett“ im Jahr 1977. Diese Aktion verlagerte die Ernährungsaufklärung in die Kantine, wo die Essensteilnehmer leibhaftig erfahren sollten, dass gesunde Kost „nicht weniger Freude am Essen bedeutet [...] sondern lediglich eine Umgewöhnung im Ernährungsverhalten“. Diese Erfahrung sollten sie dann zusammen mit den Aufklärungsbroschüren nachhause tragen. Das sollte die Aufgeschlossenheit der Hausfrauen gegenüber der „modernen Ernährung“ fördern, so dass sie sich motiviert fühlten, „auf Großmutter Rezepten zugunsten der Gesundheit ihrer Familie zu verzichten.“⁶⁷

4. Zusammenfassung

Wie gezeigt, waren sich Staat und Wissenschaftler in beiden deutschen Staaten seit den frühen sechziger Jahren gleichermaßen einig über das wachsende Problem des Übergewichts, seine Konsequenzen für das Gesundheitssystem wie die Notwendigkeit staatlichen Handelns. Die sich anschließenden gesundheitspolitischen Kommunikations- und Aushandlungsprozesse wurden durch ihre Einbettung in unterschiedliche politische Systeme jedoch nicht nur auf verschiedenen Ebenen und von verschiedenen Akteuren geführt, sie mündeten auch in unterschiedliche Lösungsansätze. Weil das politische System der DDR der Prävention eine entscheidende Rolle zuwies und ihm im Gesundheitssystem einen festen Platz gab, wurde der problematisch gewordene Nahrungsmittelkonsum hier viel früher, breiter und mit der Aussicht auf ganz andere Handlungsoptionen verhandelt. Ein zentrales Problem war dabei das tiefe Dilemma, in dem sich die politische Führung der DDR befand: Einerseits forderten die antizipierten Konsequenzen dieses Konsums Maßnahmen der in der Verfassung verankerten Gesundheitsfürsorge heraus. Doch zugleich war der Konsum selbst Nachweis einer erfolgreichen Politik und für die Rhetorik der ständigen Höherentwicklung unverzichtbar, zumal er die Bürger zumindest teilweise für die eingeschränkten Konsummöglichkeiten in anderen Bereichen, von denen hier die Kosmetik und Unterhaltungselektronik beispielhaft erwähnt seien, entschädigte. Auch in der BRD galt Konsum gerade in den 1950er und 1960er Jahren als Ausgleich für die Entbehrungen des Krieges und die Anstrengungen des Wiederaufbaus. Zugleich bezeugte er den Stand des Erreichten.

In der Gewinnung von Planungswissen war die Regierung der DDR deutlich im Vorteil, weil über ihr zentral organisiertes Gesundheitswesen epidemiologische Daten viel

66 Das Geschäft mit der Schlankheit. Kalorienarme Lebensmittel: Fundierte, neutrale Ernährungsberatung notwendig, in: Verbraucherpolitische Korrespondenz Nr. 17 vom 28.4.1970, S. 2 f.

67 AgV zieht mit bei „Fit-statt-fett“. Gesünder essen, mehr bewegen/Betriebskantinen „Lehrküchen der Nation“, in: Verbraucherpolitische Korrespondenz Nr. 25 vom 21.6.1977, S. 6 f.

umstandsloser als in der BRD gesammelt werden konnten. Zudem war es im totalitären Staat leichter, die Kommunikationsinhalte und -strategien der verschiedenen beteiligten Institutionen aufeinander abzustimmen und der Ernährungsaufklärung nicht nur einen einheitlichen Zuschnitt, sondern auch einen zentralen Platz im Gesundheits- wie Bildungssystem zu geben. In der BRD war dies schon aufgrund der Meinungsvielfalt, der Vielzahl und Vielfalt der Interessenvertreter und nicht zuletzt der föderalen Strukturen ungleich schwerer, zumal in den 1950er Jahren noch alles auf Ablehnung stieß, was irgendwie an die statistischen „Erfassungen“ des Nationalsozialismus erinnerte. Außerdem unterliefen die Ärzte die Informationskampagnen: Obwohl dafür nicht ausgebildet, reklamierten sie schon aus standespolitischen Motiven weiterhin die Autorität auch in Ernährungsfragen, die ihnen Staat wie Patienten fraglos zugestanden. Zwar schlugen sie als erste Alarm, die Fettsucht nehme zu. Doch prägte ihr dominant chemisch-naturwissenschaftlicher Blick die Problemwahrnehmung. Zugleich erwies sich, dass diese Perspektive wenig zur Lösung des Problems beizutragen hatte. Dies gilt *cum grano salis* auch für die niedergelassenen Ärzte, die ihr Verhältnis zum Patienten schon aus standespolitischen Gründen nach außen abschotteten. Dadurch blieb es außerhalb des öffentlichen Diskurses. Unwillig wie unfähig zur Aufklärung waren die Ärzte im Schutzraum ihrer Praxis eher bereit, den von Pharmafirmen angebotenen Weg einer chemischen Lösung des Problems einzuschlagen und Appetitzügler zu verschreiben.

Wie die laufende Zunahme Fettleibiger und Diabetiker zeigt, war die auf einen rationalen Konsumenten setzende staatlich finanzierte Aufklärung, die die Ernährung zu einem Hauptproblem der Politik machte, erfolglos. Sie ging schon deswegen am Problem vorbei, weil Emotionen, Genuss und Geschmack in der staatlichen Ernährungsaufklärung beider Staaten keine Rolle spielte. Die Konsumenten widersetzten sich dieser Art der Ernährungskommunikation und ihrem Appell an die Vernunft passiv, indem sie die Ratschläge nicht befolgten oder die teure, aber bequemere Option der Schlankheitskost und -pillen wählten, *obwohl* der Erfolg der letzteren unsicher und das Anwendungsrisiko hoch war. Mit Blick auf das Thema dieses Heftes stellt sich hier die Frage, inwieweit diese Art des Konsums ein Indikator politischer Kommunikation oder selbst Zeugnis einer apolitischen Haltung war. Die Ausblendung gesundheitspolitischer Argumente im persönlichen Verhalten spricht jedenfalls für einen großen Eigensinn, der sich den politisch motivierten Argumenten des Aufklärungsdiskurses passiv widersetzte. So sympathisch, wie die umfassende Gesundheitsaufklärung der DDR berühren mag, im Hinblick auf das Körpergewicht war ihr Erfolg geringer als die Bemühungen der BRD. Zu Beginn der 1990er Jahre waren in den neuen Bundesländern mehr Menschen übergewichtig als im Westen der Republik.⁶⁸ In dieser Perspektive war das Risikomodell langfristig Erfolg versprechender, weil es das Individuum und seine Situation und Verantwortung adressierte, anstatt Körper und Konsum vollständig zu politisieren und zu vergesellschaften.

BUCHBESPRECHUNGEN

Bob Reinalda: Routledge History of International Organizations. From 1815 to the Present Day, London: Routledge, 2009, 846 S.

Rezensiert von
Isabella Löhr, Heidelberg

Mit dieser Studie über die Geschichte internationaler Organisationen im 19. und 20. Jahrhundert hat Bob Reinalda, der am Institut for Management Research an der Universität Nijmegen lehrt und forscht, eine voluminöse und umfassende Einführung in die Entstehung, Entwicklung und Ausdifferenzierung der institutionellen und thematischen Landschaft internationaler Organisationen im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte vorgelegt. Bereits ein erster Blick zeigt, dass die Studie einen beinahe enzyklopädischen Anspruch verfolgt: Chronologisch aufgebaut, beginnt Reinalda mit seiner Geschichte internationaler Organisationen 1815 mit dem Wiener Kongress und der Gründung des Europäischen Konzerts und endet mit den Konsequenzen des Ersten Irak-Krieges 2003 für die UN, der gegenwärtigen Kritik an der World Trade Organization und den Folgen der Finanzkrise 2007/ 2008. Dieses inhaltlich weit gespannte Programm setzt

Reinalda in insgesamt 17 Großkapiteln um, die ihren Gegenstand wiederum in 44 überschaubare thematische Unterkapitel zergliedern. Obwohl Reinalda in seiner Einleitung betont, dass dieses Überblickswerk nicht nur auf die Auswertung von Forschungsliteratur gestützt sei, sondern eine Vielzahl von online verfügbaren Quellen einbeziehe, zeigt sich schnell, dass die Studie vor allem auf einem teilweise sehr gut recherchierten Forschungsstand beruht, den Reinalda pointiert und scharfsinnig in seiner Darstellung synthetisiert. In diesem Sinn ist das Buch vor allem ein sehr gut informiertes Nachschlagewerk, das aufgrund seiner Einteilung in Unterkapitel, die zumeist die Länge von einer Textseite nicht überschreiten und jeweils mit einer thesenartigen Überschrift versehen sind, sich hervorragend für die Lehre im Bachelor- oder Proseminarsbereich eignet – oder aber für einen ersten thematischen Überblick.

Inhaltlich nimmt Reinalda zwei Setzungen vor, die seine Darstellung maßgeblich bestimmen. Erstens identifiziert er die Themen Sicherheit, Wirtschaft und alle humanitären Fragen als die zentralen Aufgabenfelder internationaler Organisationen, womit er einem klassischen Politikverständnis folgt und alle kulturellen Themen sowie einen großen Teil internationaler technischer Standardisierungspro-

zesse aus seiner Darstellung ausschließt; Natur und Umweltschutz werden erst für die Zeit nach 1945 berücksichtigt und auch das nur knapp. Zweitens wendet Reinalda die 1945 mit der Charta der UN eingeführte Trennung von staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen und ihre Kategorisierung in Intergovernmental Organization (IGO) und Non-Governmental Organization (NGO) als grundsätzliches Ordnungsmuster für seine Darstellung an. Mit dieser zwar vorgestellten, aber nicht weiter diskutierten Unterscheidung stellt Reinalda sich in eine explizit politikwissenschaftliche Forschungsstradition, die die innerhalb der Geschichtswissenschaft und neuerdings auch unter dem Schlagwort der „Third United Nations“ in der Politikwissenschaft bisweilen kontrovers geführte Diskussion ignoriert, dass die Unterscheidung von IGO und NGO die Besonderheit internationaler Organisationen bis 1945 nicht spiegelt, nämlich fließende und teilweise unscharfe Übergänge zwischen nichtstaatlichen Netzwerken und zwischenstaatlichen Organisationen sowie zwischen offiziellen politischen Akteuren und zivilgesellschaftlichem Engagement. In diesem Sinn lädt Reinalda sein heuristisches Instrumentarium stark normativ auf und orientiert sich an einer politikwissenschaftlichen und damit auch ahistorischen Theoriebildung über internationale Organisationen, die seit den späten 1940er Jahren vorwiegend in der angelsächsischen Politikwissenschaft stattgefunden hat, und in die er im ersten Kapitel konzise einführt. Die Stärke dieses einführenden konzeptionellen Kapitels liegt im Gegenzug darin, dass Reinalda sich von realistischen Theoriemodellen, die vor allem mächtige Nationalstaaten als

globale Akteure akzeptieren, lossagt und internationale Organisationen stattdessen als eigenständige Akteure vorstellt, die ihre institutionellen Handlungsspielräume, ihr Expertenwissen oder auch moralische Argumentationen für die Durchsetzung ihres institutionellen Auftrages benutzen. Hinzu kommt, dass Reinalda in einzelnen Kapiteln seinen sowohl normativ als auch institutionell geprägten Akteursbegriff immer wieder durchbricht, indem er den Einfluss zivilgesellschaftlicher Akteursgruppen in den Blick nimmt und auf diese Weise ihren Einfluss auf die Ausarbeitung internationaler Normen und Abkommen aufzeigt – beginnend mit dem internationalen Roten Kreuz, der internationalen Frauenbewegung, der Anti-Sklavereibewegung, der Arbeiterbewegung und auch der Aristokratie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur als Staatsvertreter, sondern auch als privater Sponsor internationaler Kongresse und Organisationen in Erscheinung trat.

Das erste Drittel des Buches deckt die Periode vom Europäischen Konzert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs ab, indem die internationale Regulierung des Rheins, die Gründung der internationalen Verwaltungsunionen, der Entwicklung der Friedensbewegung und der Haager Konferenzen, die oben genannten sozialen und humanitären Bewegungen zivilgesellschaftlicher Provenienz und schließlich die Entstehung einer internationalen Arbeitsschutzgesetzgebung vorgestellt wird. Dagegen wird die Zwischenkriegszeit erstaunlich knapp behandelt: Der Völkerbund nimmt in der insgesamt 750 Seiten langen Studie ganze 50 Seiten ein, die zwar durch weitere 50 Seiten über die Internationale Arbeitsorganisation ergänzt werden, aber

erstaunlich konventionell gegliedert sind, weil sie sich primär auf Wirtschafts- und Sicherheitspolitik konzentrieren und die aktuellen Forschungen über das soziale, humanitäre und kulturelle Engagement des Völkerbunds ignorieren. Mit zwei Dritteln konzentriert sich der größte Teil der Studie auf die Vereinten Nationen und hier zeigt sich deutlich, dass Reinalda seine Ausführungen primär auf die Auswertung von Forschungsliteratur basiert hat: Profitiert er im ersten Teil von dem guten Forschungsstand über internationale zivilgesellschaftliche Netzwerke im 19. Jahrhundert, so dass er die Ausbildung einer „international governance“, wie er es nennt, anhand der Entstehung einer vielgestaltigen und nicht rein staatlich dominierten internationalen Organisationslandschaft zeigen kann, fehlen vergleichbare Studien für die Vereinte Nationen. Dies hat zur Folge, dass Reinalda sich für die Analyse internationaler Organisationen nach 1945 stark auf die Vereinten Nationen und klassische Themen wie Kalter Krieg und Sicherheitspolitik, Entwicklungshilfepolitik und Dekolonialisierung, Menschenrechte und Umwelt und schließlich auf wirtschaftliche Liberalisierung seit den 1980er Jahren konzentriert; dabei widmet Reinalda der sukzessiven Entstehung regionaler Zusammenschlüsse seit den 1980er Jahren ein eigenes Kapitel. Abgeschlossen wird das Buch durch ein Literaturverzeichnis, das im Vergleich zu dem beeindruckend ausführlichen Index eher knapp erscheint. Abgerundet wird das Buch schließlich von einer Vielzahl von Schaukästen, die entweder im Text nicht weiter ausgeführte Aspekte vertiefen oder aber in tabellarischer Form Mitgliedschaften in internationalen Organisationen, internationale Konfe-

renzen zu spezifischen Themenbereichen etc. vorstellen, was nicht nur für die Lehre, sondern auch für eigene Forschungen sehr nützlich ist.

Mit seiner Studie bietet Reinalda eine profunde Einführung in die Geschichte internationaler Organisationen, die sich trotz ihrer streitbaren konzeptionellen Grundlagen und der genannten thematischen Lücken als Nachschlagewerk und als thematischer Einstieg besonders für die Lehre eignet.

Davide Scruzzi: Eine Stadt denkt sich die Welt. Wahrnehmung geographischer Räume und Globalisierung in Venedig von 1490 bis um 1600, Berlin: Akademie Verlag, 2010, 349 S.

Rezensiert von
Stefano Saracino, München

Globalisierung im Venedig des 16. Jahrhunderts? Davide Scruzzi geht auf der Grundlage einer aufwendigen Quellenstudie dieser Forschungsfrage nach und untersucht die Genese einer globalisierten Raumwahrnehmung und Raumauffassung in der Serenissima. Dieses Unterfangen besitzt Berechtigung und mutet vielversprechend an. So haben prominente Sozialtheoretiker, etwa Roland Robertson oder Immanuel Wallerstein, die Epochenwelle zur Frühneuzeit um 1500 als Ausgangspunkt der Globalisierung herausgestellt. Zudem spricht man seit den 1980ern und als Folgeerscheinung

der gesellschaftlichen, ökonomischen und technologischen Prozesse, die heute als Globalisierung bezeichnet werden, in der Philosophie sowie in den Geistes- und Kulturwissenschaften von einem Wendepunkt in der Raumtheorie („spatial turn“): Demnach sei Raum nicht mehr einfach als gegeben sondern als kulturell konstituiert aufzufassen. Da Raumkonzeptionen laut dieser Annahme kulturell und historisch variieren, rückt die Frage nach historisch greifbaren Wandlungen in den Mittelpunkt. Zusätzlich zur aktuellen Auseinandersetzung mit diesem wissenschaftlichen ‚Paradigmenwechsel‘ baut Scruzzis Studie auf den Vorarbeiten von Fernand Braudel, der Venedig als vitales Glied des frühneuzeitlichen mediterranen Kulturraums untersucht hat, sowie von Achim Landwehr¹ auf, der sich mit dem venezianischen Raumdiskurs des 17. und 18. Jahrhunderts auseinandergesetzt hat. Scruzzi geht jedoch einen entscheidenden Schritt weiter – gegenüber Landwehr nicht bloß durch die Durchleuchtung des früheren Quellenmaterials von 1490 bis 1600. So fragt das vorliegende Buch primär nach der Relevanz ferner Räume (etwa Indien, Afrika, Amerika, Nordeuropa) und der Entstehung globalisierter Wahrnehmungsräume jenseits des traditionellen mediterranen Handlungsraums der Venezianer. Scruzzi gelangt jedoch ebenfalls zu dem nüchternen Befund, dass Venedig – und vor allem die venezianische Politik – im 16. Jahrhundert in einem fast unnachvollziehbaren Ausmaß dem traditionellen Handlungsraum verhaftet blieb. Die enorme Ausdehnung der Räume, die Europa seit den Entdeckungsfahrten der iberischen Seemächte erlebt, und die in der kognitiven und wissenschaftlichen

Dimension stattfindende frühneuzeitliche „Raumrevolution“ blieb auch in Venedig nicht folgenlos. So vermag Scruzzi zahlreiche Veränderungen und Adaptionsphänomene zu identifizieren, die auf einen Wandel hin zu einem neuen (globalen und homogenen) Raumverständnis hindeuten. Dokumente aus dem gesellschaftlichen Bereich und den intellektuellen Eliten der Stadt sind hierbei ein besonders interessanter Fall, wohingegen die Dimensionen des politischen und wirtschaftlichen Handelns, so Scruzzis Ergebnis, von begrenzter Innovationsfähigkeit und von Rückständigkeit zeugen. Scruzzi wählt mit dem Cinquecento das letzte große Jahrhundert der Serenissima, bevor es im 17. Jahrhundert und erst recht im aufklärerisch-nationalen 18. Jahrhundert in Europa zusehend zu einem Anachronismus wird und von Niedergang geprägt ist. Es ist kurios, dass Scruzzis imposante und aufwendig betriebene geschichtswissenschaftliche Quellenarbeit zu einem Ergebnis gelangt, das sich mit den philosophischen Annahmen und der entmythifizierenden Haltung zu Venedig bei Carl Schmitt deckt – nota bene: Schmitt kommt in Scruzzis Buch nicht vor. Der heute nach wie vor ebenso umstrittene wie aktuelle Carl Schmitt, der zu den Gründervätern der modernen Raumtheorie gezählt werden muss, hatte seine Aufmerksamkeit der räumlichen Extension sowie der Transition von land- zu meeresbezogenen Formen geschichtlicher Existenz seit dem 16. Jahrhundert zugewendet und letzterer eine herausragende kulturgeschichtliche Bedeutung beigegeben. Schmitt erkannte die symbolische Bedeutung des Meeres für das venezianische Selbstverständnis ebenso wie Venedigs wegweisende Leistungen als See- und

Handelsmacht am Ausgang des europäischen Mittelalters; nebenbei bemerkt für Schmitt eine durch Landversessenheit und Statik geprägte Epoche. Die Beschränkung Venedigs auf den Horizont der Küstenschifffahrt im mediterranen Binnenmeer unterscheidet es jedoch von den Leistungen der west- und nordeuropäischen Seefahrernationen, die Europa in ein neues („ozeanisches“) Zeitalter geleiten sollten.²

Die Beschäftigung mit der venezianischen Geschichte des Cinquecento steht im Zeichen epochaler Veränderungen, die das traditionelle Raumverständnis der Venezianer grundlegend in Frage stellen sollte. Ausschlaggebend sind dabei die Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen – und von größter Folgewirkung für den venezianischen Fernhandel Da Gamas Erschließung eines Seewegs nach Indien –, dann das Vordringen der Osmanen im ostmediterranen Handlungsraum der Serenissima sowie Spaniens und anderer transalpiner Monarchien in der italienischen Politik. Nicht zu vergessen sind die medialen Veränderungen im Bereich des Buchdruckes sowie des Post- und Nachrichtenwesens. Scruzzi interessiert sich für den Wandel in der Wahrnehmung und im Wissen über Raum, der unter diesen neuen Voraussetzungen zustande kommt, wobei das Augenmerk besonders der kognitiven Ebene, den Spuren von Bewusstseinsveränderung gilt. Scruzzi stellt in einem einführenden Kapitel den postmodernen konstruktivistischen Raumbegriff als Grundlage seiner Analyse heraus. Es enthält auch prinzipielle Überlegungen zu Elementen, die für die Erfassung von Raum und die Erzeugung von Raumwissen („spacing-Elemente“) sowie für die wissenskulturelle Verarbeitung neuer Raumimaginationen („Synthese-

Elemente“) im venezianischen Raumdiskurs ausschlaggebend waren. Darunter fallen Angaben zu Städten und Orten als Bezugspunkte, Distanzangaben, Handelsrouten und Verkehrsmittel, Kommunikationsmittel und Informationsstrukturen wie das Brief- und Postwesen, der Buchdruck, die Produktion von Landkarten und Globen, das Gesandtschaftswesen und die diplomatische Korrespondenz, schließlich Chroniken und Tagebücher.

Scruzzi gliedert seine Untersuchung des venezianischen Raumdiskurses und der sich hierin nieder-schlagenden graduellen Extension und Intensivierung des Wissens zu (fernen) Räumen in vier Phasen:

Phase I (1490–1518): Entdeckung der Entdeckungen: Dass die kulturell und historisch determinierte kognitive Haltung von Individuen zu einem Ereignis ebenso bedeutsam ist wie das Eintreten des Ereignisses selbst, dass demzufolge die großen geographischen Entdeckungen erst von der frühneuzeitlichen Bevölkerung Europas „entdeckt“ werden mussten, offenbart der venezianische Kasus auf exemplarische Weise. Bis 1501/1502 bleiben die Ereignisse um die Entdeckungen der iberischen Seemächte in Venedig weitgehend unbeachtet. Dies trifft im Besonderen für den offiziellen staatlichen Diskurs zu. In dieser schleppenden Verbreitung der Informationen über die neuen Räume erkennt Scruzzi einen Beleg für die tiefe Verankerung der städtischen Eliten in traditionellen räumlichen Handels- und Handlungssphären. Der Blick nach Osten, der Fokus auf die Levante versperrte die Wahrnehmung des Neuen. Für den Fall der Amerikareisen rekonstruiert Scruzzi zudem eine Diskrepanz zwischen deren Missachtung in den staatlichen Quellen (zu denen mit Berech-

tigung auch die Diarii der Spitzenpolitiker Sanuto und Priuli gezählt werden) und dem erheblichen Informationsbedarf für diese Ereignisse auf gesellschaftlicher Ebene. Dass Portugals Indienreisen schneller in den Blickwinkel der Autoritäten rücken, erklärt sich aus der wirtschaftlichen Betroffenheit Venedigs durch die portugiesischen Unternehmungen. Der Faktor der Betroffenheit durch Ereignisse in fernen Räumen, der auch im heutigen Globalisierungsdiskurs weiterhin bestimmend ist, offenbart die kognitive Seite der Veränderung von Raumwahrnehmung.

Phase II (1519–1547): Die Entdeckung der Relevanz: Es ist der steigenden politischen und wirtschaftlichen Relevanz der spanischen und portugiesischen Entdeckungsprozesse zuzuschreiben, dass der venezianische Raumdiskurs laut Scruzzi ab 1519 in eine neue Phase eintritt. Die spanische Conquista legt in dieser Zeit erstmals die ökonomische Bedeutung Amerikas offen. Die Weltumsegelung Magelans und die positive Entwicklung des portugiesischen Gewürzhandels kommen hinzu. Konsequenz ist eine Intensivierung der Informationsflüsse über ferne Räume und ebenso der kognitiven-sozialen Verarbeitungsprozesse, die Scruzzi auf allen Ebenen identifiziert; so in den staatlichen Gremien, dem gesellschaftlichen Diskurs und nicht zuletzt in der Publizistik, wo auf Benedetto Bordones *Isolario* von 1528 hinzuweisen ist, das auch hinsichtlich der Weiterentwicklung der (Welt-)Kartenproduktion von Belang ist. Die Relevanz ferner Räume für die venezianische Weltauffassung (Sanuto spricht 1532 in seinem *Diario* von einem „mondo mudado“) steigt. Gleiches gilt für den Stellenwert der Geographie als Wissensbereich. Die größte

mentale Offenheit für globalisierte Raumzusammenhänge findet sich in den Reaktionen auf den portugiesischen Indienhandel. Indien wird Teil des venezianischen Wahrnehmungsraums. Konsequenzen für den politischen Handlungsbereich hat dies jedoch kaum.

Phase III (1548–1584): Geographie als Kulturobjekt: Einen wirklichen qualitativen und quantitativen Sprung in der Globalisierung des venezianischen Raumverständnisses verzeichnet Scruzzi ab Mitte des 16. Jahrhunderts. Er spricht von der „Herausbildung einer eigentlichen geographischen Kultur“ und rekonstruiert die Popularisierung des geographischen Diskurses. Die Leistungen und Fortschritte in der venezianischen Buch-, Karten- und Globenproduktion indizieren die Institutionalisierung einer neuen kulturellen Haltung zum Raum als homogene und globale Einheit. Eine globale Wahrnehmung der Welt *sensu stricto*, als Kugel und als einheitliches Ganzes, verbreitet sich und ersetzt die vorangehenden stark itinerativen statt territorialen sowie heterogenen Konzeptionen von Raum und Welt. Einen wichtigen Anteil hieran hat das humanistische Gelehrtentum. Die Beschäftigung mit dem globalen Raum oder mit der Navigation wird zur „kulturellen Praxis“, losgelöst von der tatsächlichen Reisepraxis und praktizierbar in der heimischen Bücherstube. Ein Befund, der sich auch auf die frühneuzeitliche Bedeutung der Navigation und Geographie im Genre der Utopie ausweiten ließe, was jedoch nicht im Themenhorizont Scruzzis liegt.

Die Phasenschwelle macht Scruzzi am Erscheinen der Ptolemaios-Ausgabe von 1548 fest. Sie liefert im Abgleich zu älteren Ausgaben wichtige Zeugnisse für die Inte-

gration der neuen Länder und Räume in das antik-klassische Schema. Zu erwähnen ist auch Ramusios Reiseberichtssammlung von 1550, die sich italien- und europaweiter Verbreitung erfreute. Aus den diplomatischen Schriften der Zeit weist Scruzzi nach, wie im politischen Diskurs die Interdependenz zwischen den überseeischen und den lokalen Räumen immer stärker ins Bewusstsein tritt, etwa hinsichtlich der Bedeutung Amerikas für die Finanzierung der habsburgischen Politik in Europa und Italien oder der Beeinträchtigung der spanischen Gold- und Silbertransporte durch französische Freibeuter. Als Ausnahme dieser Entwicklungen im venezianischen Raumdiskurs möchte Scruzzi das kaufmännische Unternehmertum verstehen. Dessen Perspektive wird mithilfe von Kaufmannsmanualen rekonstruiert, die Angaben zu den für den venezianischen Händler relevanten Waren, Preisen, Zöllen und Märkten enthalten. Sie sei gänzlich auf den traditionellen alteuropäischen Raum beschränkt.

Phase IV (1584–1600): Fortlaufende Intensivierung: Die vierte und letzte Phase, die Scruzzi herausarbeitet, ist durch eine Fortsetzung der seit Mitte des Cinquecento feststellbaren Tendenzen zur Globalisierung des Raumverständnisses gekennzeichnet. Dem Leser stellt sich daher die Frage nach der Notwendigkeit einer vierten Phaseneingrenzung. Die gefestigte portugiesische Gewürzeinfuhr ist Auslöser dafür, dass Venedig 1584 beim spanischen König Philipp II. (der seit 1580 auch Portugal regiert) ersucht, Gewürze über Portugal einkaufen und in Venedig umschlagen zu dürfen. Mehrjährige Verhandlungen zwischen Spanien und Venedig für ein Handelsabkommen bleiben jedoch

ohne Ergebnis. Scruzzi belegt anhand der diplomatischen Korrespondenzen und Gutachten, die im Rahmen der Vertragsverhandlungen entstehen, dass die Raum- und Handelskonzepte der iberischen Länder in ihrer Globalität dem Horizont der venezianischen Behörden weit überlegen waren. Am ehesten macht Scruzzis chronologisches Schema Sinn, wenn man das Scheitern des venezianischen Vorstoßes zum Einstieg in den globalen Fernhandel als definitiven Scheidepunkt versteht – was der Autor des Modells allerdings selbst nicht expliziert. An ihm zeigt sich die Unfähigkeit des politischen sowie des wirtschaftlichen Systems Venedigs, mit den Veränderungen Schritt zu halten und sich in sie einzufügen, was allerdings kein Hindernis für die Fortschritte im gesellschaftlichen, publizistischen und wissenschaftlichen Bereich darstellt. Scruzzi erklärt die Passivität der politischen und wirtschaftlichen Träger mit der venezianischen Fähigkeit, den durch die Veränderung des Welthandels entstandenen wirtschaftlichen Druck durch binnenwirtschaftliche Gegenmaßnahmen (Ausrichtung auf industrielle Produktion, Aktivitäten in der Terraferma) abzdämpfen. Für die Intensivierung der globalen Raumwahrnehmung bringt Scruzzi Livio Sanutos Geografia, Giovanni Paolo Galluccis Theatrum mundi et temporis, beide von 1588, sowie die venezianische Ausgabe von Giovanni Boteros Relationi Universali aus dem Jahre 1596 an. Boteros Werk erreicht eine neue Dimension in der geographischen Publizistik vor allem durch das konsequent durchgehaltene Ordnungssystem (das sich in seiner narrativ-thematischen Ordnung an den venezianischen Gesandtenrelationen inspiriert) und die Universalität der

Weltbeschreibung. Es übertrifft die bisher dagewesenen Kosmographien, Reiseberichte und Länderbeschreibungen. Durch Botero und auch durch die jesuitischen Reiserelationen rücken in dieser Phase Japan und China in den Blickwinkel der venezianischen Öffentlichkeit.

In Anschluss an die phasenbezogene Besprechung des Quellenmaterials rekapituliert Scruzzi in zwei abschließenden Kapiteln die historisch bedeutenden Antriebsfaktoren und die Reichweite kognitiver Globalisierung im venezianischen Cinquecento. So kommt er auf auslösende Kräfte veränderter Raumwahrnehmung zu sprechen wie die Entdeckungsfahrten, die neuen Handelsrouten, bahnbrechende Veränderungen in Kultur, Wirtschaft und Politik. Es ist zu bedauern, dass Scruzzi sich auch in diesen, für die Rekapitulation und theoretische Argumentation geeigneten Schlusskapiteln immer neues Quellenmaterial vornimmt, statt die Erkenntnisse aus dem Hauptteil theoretisch zu vertiefen.

Der Leser erfährt in diesem Buch nicht nur Ausführliches zum venezianischen Raumdiskurs und der kognitiven Verarbeitung der großen geographischen Entdeckungen in Venedig. Durch Vergleiche zum raumbezogenen Kenntnisstand, aber auch zur geographisch relevanten kulturellen und medialen Produktion in anderen italienischen Zentren (Rom, Florenz, Genua) sowie europäischen Metropolen wird wertvolle Kontextualisierung geboten. Resultat dieser Vergleiche ist, dass Venedig im 16. Jahrhundert im Bereich der „kognitiven Globalisierung“ keine führende Bedeutung zukomme (S. 261-266). Der venezianische Raumdiskurs sei bis weit in die zweite Hälfte des Cinquecento durch eine punktuelle, auf Reisewege ausgerichtete,

itinerative und insulare Wahrnehmung von Räumen bestimmt.

Die Darstellung überzeugt im Besonderen dort, wo sie sich der kulturellen und sozialen Antriebskräfte von Globalisierung als Entdeckung und Wahrnehmung der äußeren Welt verschreibt.

Der Leser, der mit einem politisch geschärften Blick Scruzzis Abhandlung liest, wird vermissen, dass die politische und machttheoretische Seite der Raumextension und Raumrevolution in der europäischen Frühneuzeit in der Quellenanalyse zu kurz kommt, zumindest was den venezianischen Kasus anbelangt. Obwohl der Schwerpunkt auf die offiziell-staatlichen Quellen und Kommunikationskanäle gelegt wird, finden sich kaum Erläuterungen zur imperialen Wahrnehmung politischer Räume. Selbst im Abschnitt, der die „Politik“ als Antriebskraft der kognitiven Globalisierung zusammenfassend erläutert, bleiben Stellungnahmen zu Venedigs seeimperialer Selbstauffassung aus, wenngleich die herrschaftliche Durchdringung der terraferma sowie die venezianische Wahrnehmung der spanisch-habsburgischen Weltreichsbildung zur Sprache kommen (S. 212-222). Eine Untersuchung des venezianischen stato da mar im Horizont der nach der Wende von 1989 florierenden Imperien-debatte bleibt ein Desiderat der Venedig-Forschung.

Die kreative Fragestellung, methodische Fundierung und solide Quellenexegese Scruzzis legen nahe, seine Abhandlung zu den bedeutendsten zu zählen, die dieser Forschungszeit in den letzten Dekaden hervorgebracht hat. Für den deutschsprachigen Raum gilt das gewiss.

Anmerkungen:

- 1 Achim Landwehr, Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570–1750, Paderborn 2007.
- 2 Carl Schmitt, Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung, Stuttgart 2008 (erstmalig 1942), S. 19–28.

**Aarón Grageda Bustamante:
Sword and Pen. The Chroniclers
of His Majesty the King of Castile
and the Legal Consequences
of the Writing of History
in the New World in the 16th Century,
Saarbrücken: Südwestdeutscher
Verlag für Hochschulschriften, 2010,
295 S.**

Rezensiert von
Christian Haußer, Talca

Historiografiegeschichtliche Forschungen zu den spanischen und portugiesischen Überseebesitzungen der Frühen Neuzeit können auf eine lange Tradition zurückblicken. Der Schwerpunkt liegt dabei immer noch auf der späteren Kolonialzeit, die ihren Fluchtpunkt in der Herausbildung eines nationalen, zumindest aber patriotischen oder proto-nationalen Bewusstseins jenseits des Atlantiks und damit in der Unabhängigkeit weiterer Teile Amerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat. Dagegen haben Geschichtswerke, die im Zusammenhang mit der Entdeckung Amerikas für die Europäer und deren beginnenden Landnahme seit dem 16. Jahrhundert entstanden sind, vor allem als Quellen zu den neuentdeckten Gebieten und deren Bewohner Aufmerksamkeit gefunden.

Unter historiografiegeschichtlichen Gesichtspunkten stießen diese Werke nur auf sporadisches Interesse, sodass auch die Frage vernachlässigt wurde, inwiefern von der amerikanischen Erfahrung wichtige Impulse für die neuzeitliche Geschichtsschreibung ausgegangen sind.

Dass zwischen beiden, Besitznahme in Amerika und Geschichtsschreibung, ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, bildet den Ausgangspunkt der Arbeit von Aarón Grageda Bustamante. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie in der Frühphase spanischer Landnahme Rechtsansprüche verhandelt wurden und welche Rolle dabei die Geschichtsschreibung für deren Durchsetzung gespielt hat. Der Disput um die Legitimation möglicher Ansprüche, die im Zusammenhang mit den Taten in Übersee erworben wurden, habe die Art und Weise, wie diese Eroberung historiografisch festgehalten wurde, maßgeblich beeinflusst. Geschichtsschreibung bekam eine neue Funktion und veränderte sich mit dieser zugleich selbst. „Nichts anderes als [...] die Geburtsstunde eines historiographischen Kanons, die Entwicklung einer juristischen Praxis hin zu einer neuen Form der Geschichtsschreibung“ (S. 12) werde dem Leser mit ‘Sword and Pen’ geboten.

Die Arbeit beginnt dann auch, kastilische Rechtstraditionen wie die ‘Siete Partidas’, Rechenschaftsberichte und Eingaben zu erläutern und damit auch die formalen Bedingungen, unter denen sich die Eroberung in Amerika vollzog und daraus abgeleitete Ansprüche von Konquistadoren, Siedlern oder Amtsträgern reguliert werden konnten. Anders als in Europa, wo aus Tradition und ererbten Rechten Ansprüche gegenüber dem Herrscher herge-

leitet werden konnten, mussten Bittsteller aus Übersee sich vor allem über die eigene Leistung rechtfertigen. Karl I., König von Spanien und als Karl V. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, erreichten im Gefolge der spanischen Landnahme eine große Zahl oft widersprüchlicher Gesuche, in der die Untertanen die eigenen Verdienste für die Krone bei gleichzeitiger Herabsetzung oder gar Diffamierung möglicher Konkurrenten ins rechte Licht zu setzen bestrebt waren. Einer der ersten solcher Fälle, sicherlich aber der bekannteste, ist der des Kolumbus, dessen Nachfahren noch lange um die Anerkennung von dessen Verdiensten und die ihm von der Krone daraufhin übertragenen Privilegien kämpfen mussten – ein Fall, der erst in jüngster Zeit wieder durch die Entdeckung der Untersuchung Bobadillas zur Amtsführung des Entdeckers auch in der Forschung wiederbelebt wurde. Vor diesem Hintergrund, den Bustamante mehr voraussetzt denn erklärt, wird deutlich, warum und wie die Krone auf solche Streitigkeiten reagierte, nämlich indem sie das Amt eines Chronisten nun auch auf die 'Indias' ausweitete. Die ersten Chroniken der Neuen Welt dienten also nicht nur als länderkundliche Beschreibungen der neuentdeckten Gebiete und ihrer Bewohner, vielmehr waren sie auch eine Art Zeitgeschichte, die auf der Grundlage von Akten und eigener Anschauung die Entwicklung der amerikanischen Gebiete schildern und dabei als Gegengewicht zu den oft zur Glorifizierung neigenden Selbstdarstellungen der ersten Siedler dienen sollten. Der erste Chronist, Gonzalo Fernández de Oviedo y Valdés, kannte die Verhältnisse dabei aus eigener Anschauung: Oviedo hatte selbst in der kolonialen Verwaltung

gedient und sollte dies auch nach seiner Ernennung zum Chronisten Westindiens im Jahre 1532 tun; und in der Funktion als Geschichtsschreiber hatte er sich zuvor selbst an einem Disput um die Bewertung der Leistungen von Pedrarias Dávila, eines Eroberers des Isthmus von Panama, beteiligt.

Das zweite Kapitel zeigt, wie wichtig auch weiterhin die wahrheitsgemäße Aufzeichnung der amerikanischen Verhältnisse bei und nach Ankunft der Europäer für die Krone und damit der Zusammenhang von Geschichtsschreibung auf der einen und Verwaltung und Rechtssprechung sowie Belohnung für Eroberung und Besiedlung auf der anderen Seite war. Nachdem sich die administrative Kontrolle der Gebiete jenseits des Atlantiks verstärkte, zugleich aber nach dem Tode Oviedos dessen Amt unbesetzt blieb, erschien 1571 eine Geschichte aus der Feder von Diego Fernández de Palencia, die zwar keinen offiziellen Status erlangte, aber doch den Anlass einer eindringlich geführten Auseinandersetzung abgab. In Fernández' Arbeit ging es auch um die richtige Darstellung der Eroberung des Inkareiches und der dabei geleisteten Dienste. Die Reaktion der Krone auf diesen Streit zeigt dabei abermals, dass historiografische Wahrheitsliebe keine bloß akademische oder gar literarische Übung, vielmehr vordringlich eine juristische Größe war: einerseits wurde die weitere Verbreitung des Werkes verboten und noch vorhandene Exemplare nach Möglichkeit vernichtet; zweitens wurde im gleichen Jahr der Erscheinung von Fernández' Arbeit 1571 mit Juan López de Velasco ein neuer „Kosmograph-Chronist“ ernannt, der nun als Mitglied des 'Indienrates' auch institutionell in die Verwaltung

und Rechtssprechung Amerikas eingebunden war. Anders als die 'Geschichte' von Fernández, die zunächst unveröffentlicht blieb, wurde diejenige Velascos jedoch nie geschrieben. Ist dies, bei gleichzeitiger rigider Zensur inoffizieller Werke, ein Hinweis auf veränderte Voraussetzungen, unter denen Geschichtsschreibung stand? Oder zeigt dies nur, wie sehr die Krone auf ihr historiografisches Monopol erpicht war, zumal auch ein im vierten Kapitel geschilderter weiterer Versuch, diesmal von Francisco López de Gómara, eine inoffizielle Darstellung der Eroberung Amerikas zu veröffentlichen, unterbunden wurde?

Wenige Jahre, nachdem López de Velasco das Amt des mit Amerika befassten Chronisten aufgegeben hatte, folgte ihm 1596 Antonio de Herrera y Tordesillas mit der Aufgabe nach, endlich eine Geschichte Westindiens auf aktuellem Stand zu schreiben. Dieses dritte und mit 100 Seiten längste Kapitel ist auch das interessanteste; nicht weil etwas umständlich die Vorbereitungen zur anvisierten Geschichte Westindiens geschildert werden, vielmehr weil genau nachgezeichnet wird, wie diese Geschichte nach ihrem Erscheinen von einer Kritik aufgenommen wurde, die vor allem auf die Rolle des Werkes als Kronzeuge für mögliche Rechtstitel abzielte. Herrera sah sich dabei mit einem Nachfahren Pedrarias Dávilas konfrontiert, der die Darstellung des Eroberers als unwahr ablehnte und mit großem Aufwand forderte, das Werk nicht zu veröffentlichen. Ungeachtet dessen erschien die 'Historia General de los hechos de los castellanos en las Islas i tierra firme del Mar oceano en quatro decadas desde el año de 1492 hasta el de 1531' im Jahre 1601 nach der Vermittlung eines Schlichters, der einige Passagen, die die Integri-

tät Pedrarias Dávilas angezweifelt hatten, verändern ließ. Unklar bleibt aber dabei, worauf die Beschwerde Dávilas abzielte: wollte er bloß den Ruf seines Großvaters schützen oder standen auch damit eventuell verbundenen Rechtstitel oder Privilegien auf dem Spiel? Wenn ja, welche?

So richtig klar wird dies in 'Schwert und Feder' nicht, vielleicht auch weil der Leser mit dem Kontext, indem sich diese Auseinandersetzungen vollzogen, etwas alleine gelassen wird. Durch die ausführliche Analyse dreier Fälle, die mit kleineren Exkursionen angereichert werden, gelingt es Bustamante, die Anforderungen, denen sich historische Werke spanischer Sprache im 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Eroberung und Besiedelung des 'mundus novus' gegenüber sahen, detailgetreu und in vielen Facetten nachzustellen. Der Nachvollzug verschiedener Positionen erlaubt es dem Leser, auf der Höhe der jeweiligen Diskussion zu bleiben, kann aber nicht erklären, wie überhaupt Geschichtsschreibung zur Entscheidungsinstanz über Rechtstitel werden konnte. Dass die Krone von Anfang in Amerika bemüht war, repräsentative Rechtsformen auf ständestaatlicher Grundlage, das heißt señoriale Tendenzen in der Tradition der 'reconquista', zu unterbinden, diese also gar nicht erst als mögliche Ansprüche aufkommen zu lassen, ist durch wörtliche Wiedergabe historiografischer Intentionen allein nicht zu erschließen. Der prima facie bizarr anmutende Streit darüber, ob ein Vorfahr des Garcilaso de la Vega in der Schlacht von Huarina Gonzalo Pizarro ein Pferd für die Flucht vor den kaiserlichen Truppen bereithielt (S. 263 ff.), zeigt, dass historischen Deutungen eine legitimatorische Funktion besaßen, aber eben nicht warum.

Gerechtigkeitsvorstellungen der 'Siete Partidas' und damit verbundene altkastilische Vorstellungen distributiver Gerechtigkeit sowie die missionarische Aufgabe in Übersee greifen als Erklärungen hierfür zu kurz, zumal seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Generation der Eroberer keine ernstzunehmende Konkurrenz mehr für die Herrschaft der Krone und ihres administrativen Apparates darstellten.

In ihrer Analyse stützt sich die Untersuchung auf eine solide Basis historiografischer Werke, ergänzt um einen reichhaltigen Fundus unveröffentlichter Quellen, hauptsächlich aus dem Archiv des Indienrates, der die Gutachten zu den unter seiner Verantwortung verfassten Geschichtswerke beherbergt. Die textimmanente Vorgehensweise geht dabei zu Lasten auch des diskursiven Kontexts, in dem Geschichtsschreibung zur Legitimationsinstanz werden konnte. Gedruckte und ungedruckte Darstellungen der kolonialen Frühzeit entstanden innerhalb einer Bandbreite unterschiedlicher Textgattungen, 'relaciones', 'comentarios', 'sumas' und anderer, auf welche historische Arbeiten, ob als 'crónica' oder als 'historia', antworteten. Dabei soll dem Werk keineswegs die Nachzeichnung einer solchen Konstellation en détail abverlangt werden. Den Kontext, in dem sich historiografische Diskussionen vollzogen, bereit zu halten, erleichterte gleichwohl deren Verständnis. So können auch über die Spuren, die die amerikanische Erfahrung in der spanischsprachigen Geschichtsschreibung, möglicherweise auch darüber hinaus, hinterlassen hat, nur Vermutungen angestellt werden. Fragen etwa, ob sich dauerhaft eine spezifisch amerikanische Art der Historiografie entwickelt hat, damit diese dann gegen

Ende der Kolonialzeit als Legitimation für die gegen das europäische Mutterland im 'Disput um die Neue Welt' gerichteten Belange mobilisiert werden konnte, werden so erst gar nicht möglich. Nicht nur hier gilt: 'Schwert und Feder' gebührt das Verdienst, einen wichtigen Aspekt frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung im Zeichen von Expansion und Landnahme zu beleuchten, dessen Tragweite es gleichwohl nicht immer ausreichend erschließt.

Peter Jehle: Zivile Helden. Theaterverhältnisse und kulturelle Hegemonie in der französischen und spanischen Aufklärung (= Berliner Beiträge zur Kritischen Theorie, Bd. 11/ Argument Sonderband Neue Folge AS 306), Hamburg: Argument Verlag, 2010, 221 S.

Rezensiert von
Antje Dietze, Leipzig

Peter Jehles Geschichte der Konstruktion 'ziviler Helden' handelt vom Erscheinen eines neuen historischen Subjekts auf dem Theater wie auf der welthistorischen Bühne. Im Theater tritt es exemplarisch in der Gestalt von Diderots „Père de famille“ auf, der die klassizistischen tragischen Helden ablöst. Zum Helden im emphatischen Sinne wird der bürgerliche Familienvater jedoch erst im Rahmen einer Geschichte vom Aufstieg des Dritten Standes zum politischen Akteur, in der Zivilität als revolutionäres Potential erscheint. Diese Perspektive nimmt Jehle hier ein und

vergleicht, wie im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich und Spanien die Herausbildung eines bürgerlichen Klassenbewusstseins im Bereich der Kultur vonstatten ging. Er argumentiert vornehmlich mit Antonio Gramsci und verfolgt die kulturelle Hegemoniebildung als Voraussetzung politischer Emanzipation. Damit sind Vergleichsmaßstab und Fluchtpunkt seiner Untersuchung gegeben.

Die von Jehle untersuchte Teilöffentlichkeit – die Theorie und Praxis von Theater – hat unzweifelhaft eine wichtige Rolle im Prozess der kulturellen Konstruktion von Bürgerlichkeit gespielt. Jehle konzentriert sich auf die Literarisierung des Theaters im Zuge der Durchsetzung der an die Antike angelehnten klassizistischen Regelpoetik, der *doctrine classique*. Das reformierte Theater verändert dabei sowohl seinen gesellschaftlichen Ort als auch seine Formen drastisch. Es löst sich allmählich vom Leitbild des Hofes wie vom populären Theater der öffentlichen Plätze. Am Ende der französischen Entwicklung steht das *drame bourgeois* mit dem Bürger und Privatmann als Protagonisten und einem modernen Arbeits- und Nützlichkeitsethos. In Spanien dagegen kann sich das zivile Modell trotz der Bemühungen der Reformier weder im Theater durchsetzen, noch findet es eine stabile soziale Träger-schicht. Interessant ist Jehles Studie, weil er anhand konkreter Veränderungen im Verhältnis von Aufführung und Regeldramatik, der Formen des Komischen, der Geschlechterordnungen, der Moral sowie der räumlich-architektonischen und der sozialen Anordnung im Theater Veränderungen in den gesellschaftlichen Orientierungen nachvollzieht.

Diesen Prozess schildert Jehle anhand

zweier zentraler Konzepte, 'kulturelle Hegemonie' und 'Theaterverhältnisse'. Die damit verbundenen Denktraditionen und das theoretische Fundament werden ein-führend jedoch nicht genauer ausgeführt. Vielmehr beinhaltet die Einleitung neben einem Themenaufriß bereits eine Synthese von Jehles Ergebnissen. Leser sollten daher Grundkenntnisse von Gramscis Ansatz, zudem auch der besprochenen historischen Theaterformen und der von den Zeitgenossen um sie geführten Debatten sowie des Französischen und Spanischen (originalsprachige Zitate werden nicht übersetzt) mitbringen.

Erste theoretische Grundlage seiner Studie ist das Projekt „Ideologie-Theorie“ der 1970er und 1980er Jahre aus dem Umfeld des an der Freien Universität Berlin lehrenden Philosophen Wolfgang Fritz Haug. Jehle selbst ist Redakteur und Mitherausgeber der Zeitschrift „Das Argument“ und Mitherausgeber von Gramscis „Gefängnisheften“ sowie des „Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus“, die im von Haug mitgegründeten Argument-Verlag erscheinen. In dieser Tradition unterzieht Jehle den Wandel der Theaterstrukturen im 17. und 18. Jahrhundert einer ideologiekritischen Relektüre aus der Perspektive der 'Subalternen'. Er schildert den Aufstieg des zivilen Helden vor allem vor dem Hintergrund von Gramscis Konzept der Zivilgesellschaft als dritter Sphäre zwischen Politik und Wirtschaft, in der der Kampf um kulturelle Hegemonie ausgetragen wird. Hier ist das „Terrain, auf dem um eine neue ‚Zivilität‘ gerungen wird, auf dem die ‚subalternen Klassen [...] sich selbst zur Kunst des Regierens erziehen‘ müssen [...] und das deshalb als Moment der (Selbst)Aktivierung in der Perspekti-

ve des Sich-Hinaufarbeitens in die Strukturen der politischen Gesellschaft in den Blick kommt.“¹ Dies ist verbunden mit der Vorstellung, dass eine stabile politische Herrschaft auch kulturelle Hegemonie im Sinne der bewussten oder unbewussten Anerkennung der von ihr vertretenen Weltdeutung und Werte durch weite Teile der Bevölkerung braucht. Daher die Bedeutung der Kultur und hier speziell des Theaters für die Herstellung dieser Anerkennung. Jehle beschreibt, wie das Theater im Zuge der neoklassischen Reformen nicht einfach von ‘oben’ umstrukturiert wird, sondern zur zivilen Arena eines ideologischen Aushandlungsprozesses wird, der sich in der Materialität des Theaters und unter Beteiligung des Publikums vollzieht.

Im Sinne dieser Auffassung von Theater als ‘Dispositiv’ ist die zweite Grundlage von Jehles Studie die Perspektive auf die ‘Theaterverhältnisse’. Sie umfassen neben dem Autor ebenso das Publikum, die Theateraufführung als soziales Ereignis, die Raumverhältnisse uvm. und wurden im Zuge der neoklassischen Reformbewegungen grundlegend umstrukturiert. Jehle kommt aus der Richtung einer „kulturwissenschaftliche[n] Erweiterung der Literaturwissenschaft“ (S. 8). Leider bezieht er die theaterwissenschaftliche Literatur zum Thema, in der die Erforschung von Theatralitätsformen auch jenseits des Dramentextes und in Hinblick auf sozial- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen selbstverständlich ist, kaum ein.² Hintergrund ist statt dessen die romantisierende Forschung zu Absolutismus und Aufklärung von Erich Auerbach und dessen Schüler Werner Krauss. Literatur und Theater werden hier hinsichtlich ihrer Ge-

schichtlichkeit und ihrer Rolle in sozialen Konstruktionsprozessen analysiert, wobei besonders das Publikum eine Rolle spielt. Jehle hat zu Krauss geforscht und u. a. dessen Briefe herausgegeben. Er betreibt eine Rehabilitierung der Aufklärungstraditionen im Sinne von Krauss, d. h. besonders in Abgrenzung von nationalistischen, nationalsozialistischen und franquistischen Geschichtsauffassungen.

Der Hauptteil der Studie beschreibt die Herausbildung des bürgerlichen Theaters als zivilgesellschaftlicher Institution, in der der neue Sozialtypus des produktiv arbeitenden Staatsbürgers entworfen wird. Jehle stellt die Entwicklungen in Frankreich und Spanien in getrennten Kapiteln nebeneinander und greift im spanischen Fall bis ins frühe 19. Jahrhundert aus. Der erste Teil setzt in Frankreich mit der Querelle du Cid (um Corneilles gleichnamiges Stück und seine Aufführung 1637) ein. Daran erklärt Jehle die Spannungsverhältnisse zwischen Volkskultur und Intellektuellen – zwischen der traditionellen Aufführungspraxis und dem damit verbundenen Publikumsurteil sowie den Versuchen der Reformier, eine klassizistische Regelpoetik durchzusetzen, deren Verfügungsgewalt sich jedoch weitgehend auf den Text beschränkt. Zugleich wandelt sich das Theater durch verschiedene Ordnungsmaßnahmen allmählich zur Arena der honnêtes gens, in der Adel und städtisches höheres Bürgertum zusammenkommen, abgegrenzt vom ‘niedereren’ Volk und von der Verfügungsgewalt der Kirche. Dieses Dispositiv kann in der Krise der höfischen Hegemonie und der honnêteté von aufklärerischen Positionen besetzt und für die Abwendung vom höfischen Vorbild und die Einübung eines bürgerlichen Ha-

bitus sowie die Darstellung bürgerlicher Lebensweise genutzt werden. Aus dem kollektiven Zuschauen und der Interaktion von Bühne und Zuschauerraum wird mit Hilfe der vierten Wand und der Disziplinierung der Zuschauer eine neue Rezeptionshaltung, die des sinnverstehenden 'Lesers', die der Verbreitung bürgerlicher Moral entgegenkommt. Nun kommen die durch die doctrine getrennten Regime des Textes und der elitären Lehre einerseits sowie der Aufführung als Teil der Popularkultur andererseits wieder zusammen. Dies „resultiert in einer szenischen Neuerfindung des Theaters, die die literarische Wertform für ihre Sache, d. h. die Sache der ‚Nation‘ mobilisiert. Nicht nur wird die Ständeklausel durchbrochen und ist der Bürger keine bloß komische Figur mehr, auch in der Art und Weise, wie er auftritt und spricht, [...] steckt ein revolutionäres Moment“ (S. 25). Damit erklärt Jehle die theoretisch anvisierte Verbindung von 'organischen' Intellektuellen und Volk für gelungen. „Mit dem *drame bourgeois* wird das Theater ‚popular-national‘“ (S. 108) und trägt zur Vorbereitung der kommenden politischen Emanzipation bei.

Der zweite Teil von Jehles Studie befasst sich mit der Entwicklung in Spanien und liest sich demgegenüber als Geschichte des gescheiterten Transfers der französischen Theaterreform und zugleich des Verfehlers der Voraussetzungen von kultureller Hegemoniebildung: „Die spanische Aufklärungsbewegung glaubte im Neoklassizismus die Muster und Formen des kulturellen Zements zu besitzen, mit dem sich der neue geschichtliche Block formieren konnte. Dieser Zement verlor mit dem Ankommen jenseits der Pyrenäen seine Bindekraft. Die Achse Intellektuelle/Volk

kommt nicht zustande, weil in Spanien – anders als in Frankreich – das neue Theater sich nicht als Bewegung für eine neue Welt- und Lebensauffassung zu akkreditieren vermag“ (S. 12). Den Grund dafür sieht Jehle mit Marx darin, dass mit der französischen Vorherrschaft in Spanien die Aufklärung als Bruch mit den nationalen Traditionen galt: „abgespalten von der Aufklärung, die den mit dem Besatzer gemeinsame Sache machenden ‚*afrancesados*‘ überlassen bleibt, handelt das Volk reaktionär“ (S. 15). Trotzdem differenziert Jehle, dass sich die Geschichte der spanischen Aufklärungsbemühungen nicht auf diesen Gegensatz reduzieren lässt: „Die neuen ‚zivilen Helden‘, die die alten Subjekttypen des Conquistador und Mönch ebenso in Frage stellen wie den plebejischen Typ des *Majo*, werden auf beiden Seiten des ästhetischen Gegensatzes zwischen Regelpoetik und ‚regelloser‘, popular-nationaler Tradition hervorgebracht: Ihr sozialer Ort ist die ‚*clase media*‘, deren Konturen sich im patriotischen Pulverdampf des nationalen Befreiungskrieges gegen die französische Besatzung alsbald wieder verlieren“ (S. 15). Er beobachtet im spanischen Theater interessante Mischformen zwischen Aufklärung, Volks- und Adelskultur und beschreibt sie ausführlich. Die neoklassischen Reformen verfangen jedoch kaum.

Zum Schluss zieht Jehle mit einem kurzen Ausblick auf die Theaterarbeit von Federico García Lorca eine Kontinuitätslinie zu den Bürgerkriegsparteien in den 1930er Jahren. Lorca tourte im Auftrag der Zweiten Republik mit einer Wanderbühne. Jehle beschreibt dieses Unternehmen als volksaufklärerisches Projekt, mit dem Lorca die klassisch-volkstümlichen Traditionen des Goldenen Zeitalters – avantgardistisch

bearbeitet und um die Legitimierung der Monarchie bereinigt – aufs Land brachte, um für die Republik zu werben und so das „Bewusstsein eines ‚popular-nationalen‘ Spaniens“ zu schaffen (S. 214). Die Verbindung von Aufklärern und Volk in der Tradition der ‚afrancesados‘ gelingt also in der Republik – auch wenn Lorca 1936 erschossen wurde. Dessen Mörder verortet Jehle in seinem parabelhaften Schlusssatz auf Seiten jener Kräfte, die „den Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft zugleich als Kampf gegen die Aufklärung und damit gegen die Zivilisierung des ‚Helden‘ geführt hatten“ (S. 221).

Anmerkungen:

- 1 Jehle, S. 106. Er zitiert Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 6, hrsg. v. Wolfgang Fritz Haug, in: *Argument* (1994), 10 II, § 41, 1325.
- 2 Genannt seien nur einige Habilitationsschriften der letzten Jahre: Patrick Primavesi, *Das andere Fest. Theater und Öffentlichkeit um 1800* Frankfurt a. M. 2008; Doris Kolesch, *Theater der Emotionen. Ästhetik und Politik zur Zeit Ludwigs XIV.* Frankfurt a. M. 2006; Ulrike Haß, *Das Drama des Sehens. Auge, Blick und Bühnenform*, München 2005; Günther Heeg, *Das Phantasma der natürlichen Gestalt. Körper, Sprache und Bild im Theater des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 2000. Zudem gab es auch in der amerikanischen Theaterhistoriographie Ansätze, die auf Gramsci basieren, z. B. Bruce A. McConachie, *Using the Concept of Cultural Hegemony to Write Theatre History*, in: ders./Thomas Postlewait (Hrsg.), *Interpreting the Theatrical Past. Essays in the Historiography of Performance*, Iowa 2000, S. 37–58.

**Helmut Schmidt / Fritz Stern:
Unser Jahrhundert. Ein Gespräch,
München: C. H. Beck Verlag,
4. Auflage, 2010, 287 S.**

Rezensiert von
Helmut Goerlich, Leipzig

In Hamburg gab es zu Zeiten der „Gräfin“ – gemeint ist Marion Gräfin Dönhoff – einen von ihr initiierten Gesprächskreis, dem zumeist zwei Professoren, zwei Bankiers, zwei Politiker und wohl auch zwei Unternehmer angehörten. Vielleicht fehlten Gewerkschaftsleute, überhaupt Repräsentanten der Sozialpolitik. Dafür war die konservative Sozialdemokratie präsent; einer ist nun hier im Gespräch, dessen Konterpart ein später, aber – nach seinen öffentlichen Schilderungen anderswo – sehr enger Freund der „Gräfin“ wurde. Der Kreis damals traf sich vertraulich einmal im Monat in einem der Häuser der Teilnehmer. Man sprach über aktuelle Fragen der Politik, größere Linien, Entwicklungen und deren Beurteilung. Daneben pflegte die „Gräfin“ regelmäßig eine engere, meist wöchentliche Kommunikation mit einem der Professoren beim Tee am anderen Ende der Stadt oder mit einem der Bankiers in der Nähe beim Spaziergang. Letzteres machen die Autoren des hier anzuzeigenden Gesprächs publik, indem sie Eric Warburg als regelmäßigen Spaziergänger nennen, also jenen Hamburger Privatbankier, der 1939 mit seinem eigenen Schiff Hamburg noch rechtzeitig verließ, als Amerikaner zurückkehrte und dem Haus M. M. War-

burg nach der Arisierung und der Fortführung des Hauses unter dem Namen derer, die übernommen hatten, im Kern seinen alten guten, jenseits des Atlantik und weltweit bekannten Namen zurückgab sowie wieder auf dem Kösterberg in Blankenese wohnte – wohl in allem ein ähnlich gebildeter und auch stolzer Mann wie sein schwäbischer Vetter, Sir Siegmund, der zwar nicht zurückkehrte, aber auf andere Weise auch als britischer Untertan seiner älteren Heimat treu blieb.¹

Der hier anzuzeigende Band spiegelt diese Gesprächskultur, war doch Helmut Schmidt einer der Teilnehmer dieses älteren Kreises und gehört nun Fritz Stern ohne Zweifel zu denen, die hätten dazugehören können, nur war er damals noch nicht da und eben nicht in Hamburg. Den Teilnehmern entsprechend sind auch die Themen des Gesprächs sortiert. Was es aber der Gattung nach ist, ist schwer auszumachen. Es ist nicht das zum Buch stilisierte Interview, das etwa R. v. Weizsäcker als Bundespräsident 1992 gab. Es ist nicht eine gedruckte talk show – oder besser talk text –; es ist aber auch nicht ein politisch-philosophischer Dialog wie etwa bei Platon, Hobbes oder Solowjew, schon weil zwei reale Persönlichkeiten sprechen, zudem auch, weil die Themen, um die es geht, durchaus gegenwartsbezogen, zeitgeschichtlich nahe oder aktuell sind, sich also nicht auf einen philosophischen oder grundsätzlich politischen Gegenstand konzentrieren und Lösungen für die angesprochenen Fragestellungen anbieten. Gewiss, es finden sich ideengeschichtliche Bezüge, Bilder aus der Vergangenheit, Vignetten und Episoden, von jedem aus seiner Zeit und aus seinem Kreis. Aber es bleibt gegenwartsbezogen, auch weil sich darin die

beiden Teilnehmer so treffen, wie sich ihr Freundeskreis überschneidet und man sich schon von daher schätzt. Der Erfolg des Buches, das so rasch mehrere Auflagen erfuhr, ist wahrscheinlich aber weniger der seiner, einer wohl neuen Literaturgattung als der seiner Gesprächsteilnehmer und umgekehrt: Die versteckte Anklage gegen die, die heute die politische Klasse darstellen, ohne jene Führungsstärke und Weisheit zu repräsentieren, die den beiden Teilnehmern dieses Unternehmens mit guten Gründen zugeschrieben wird. Insofern sagt der Erfolg etwas über das politische Klima in der Bundesrepublik wie über den Zustand ihrer politischen Klasse aus.

In diesem Rahmen findet man nicht nur ein Geschichtsbewusstsein, das heute oft fehlt, sondern auch einzelne große Bilder von dort her, etwa von Thomas Jefferson, den die Amerikaner meist selbst kaum mehr kennen, oder von Alexis de Tocqueville oder den beiden Humboldt und den preußischen Reformern. Auch stößt man auf die Darstellung von Persönlichkeiten in der Politik, die auch erkennbar macht, was an diesen Persönlichkeiten ihre Anerkennung rechtfertigt und ihnen ihre geschichtliche Rolle ermöglicht hat. Gewiss: Auch Helmut Schmidt und Fritz Stern haben ihre Vorurteile und ihre aus dem Temperament heraus zu erklärenden Schwächen – man denke etwa an das Verhältnis von Helmut Schmidt zu Jimmy Carter oder an Eric Warburg und Fritz Stern. Aber im Ganzen werden sie ihrem Jahrhundert und denen, die darin gewandelt sind, auch in den Komplimenten und Erinnerungen gerecht. Besonders interessant sind die Ausführungen zum deutsch-israelischen Verhältnis und zur Isolation Israels infolge seiner Politik. Auch die Erfahrun-

gen aus Drittem Reich und Krieg sind wie die Passagen über die russische Politik auf dem Weg zur deutschen Vereinigung und zu den Möglichkeiten deutscher Politik lesenswert. Sehr deutlich wird auch, dass sich die transatlantischen Beziehungen mit dem Ende der Dominanz der Ostküste in den USA, mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Auftreten der verschiedenen Schwellenländer auf den Bühnen der Macht grundlegend verändert haben.

Das Gespräch ist im deutschsprachigen weltläufigen Ausland positiv aufgenommen worden.² Der Verkaufserfolg zeigt außerdem, dass das Bedürfnis nach politischer Qualität und solchen Persönlichkeiten von Rang im öffentlichen Raum heute groß ist. Der nächste Schritt, solche Persönlichkeiten wieder in den öffentlichen Raum treten zu lassen, muss folgen. Denn die Klage, dass es sie nicht gibt, kann nicht richtig sein. Das zeigt sich gerade jüngst in den Protestbewegungen, etwa im Personalbestand der Grünen auf ihrer Führungsebene und auch im Journalismus. Die Option, neue Eliten, die in der Qualität der alten, nicht in ihren Fehlern, aber in ihren Charakterzügen entsprechen, zu entdecken, wählt leichter, wer die Gelassenheit, das Urteil und die Besonnenheit der alten Eliten noch kennt. Dazu hilft dieser Band.

Anmerkungen:

- 1 Niall Ferguson, *High Financier. The Lives and Time of Siegmund Warburg*, London 2010, S. 156 f.
- 2 Vgl. nur R. Meier, *Zwei Altmeister unserer Zeit*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 27. April 2010 mit besonderer Würdigung auch der positiven Bewertung der EU.

Jörg Roesler: Kompakte Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas vom 18. bis 21. Jahrhundert, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2009, 242 S.

Rezensiert von
Markus-Michael Müller, Leipzig

Wie der Autor im Vorwort des Buches hervorhebt, ist es sein Ziel einen interdisziplinären und kompakten Überblick und Einblick in die Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas vorzulegen, welcher sich explizit nicht nur an „professionelle Lateinamerikaforscher“ (S. 12) richtet, sondern an ein breiteres Publikum von an der ökonomischen Entwicklung Lateinamerikas interessierte Lesern. Man kann den somit verfolgten Ansatz in durchweg positivem Sinne als „populärwissenschaftlich“ beschreiben, denn auf unnötigen Fachjargon wird ebenso verzichtet wie auf exzessive Literaturhinweise. Dies macht das Buch sehr gut lesbar ohne dass es dabei an analytischer Klarheit verliert. Das Buch gliedert sich in zwölf Kapitel, von denen sich elf mit den wichtigsten Etappen der polit-ökonomischen Entwicklung Lateinamerikas befassen und die mit einem Resümee abgeschlossen und in einer analytischen Gesamtschau zusammengeführt werden. Als chronologischen Ausgangspunkt der lateinamerikanischen Wirtschaftsgeschichte hat der Autor das Ende der Kolonialzeit in Lateinamerika, also das späte 18. Jahrhundert gewählt. Es wird erläutert, welche kontingenten sozialen und politischen Auswirkungen die Mer-

kantilisierung und die darin enthaltenen Liberalisierungsmomente (insbesondere die Liberalisierung des Überseehandels innerhalb des spanischen Imperiums) auf die Kolonialgesellschaften in Lateinamerika hatten und wie insbesondere die hieraus resultierende Entfremdung zwischen den in den Kolonien geborenen Spaniern und den „Eurospaniern“ (S. 16) entscheidend zu den Unabhängigkeitsbestrebungen in den Kolonien führte. Diese Grundkonstellation, die in den spanischen Kolonialgebieten in den Unabhängigkeitskriegen mündete, wird von dem Autor am Ende dieses Kapitels noch kurz mit der gänzlich anderen Ausgangslage in Brasilien verglichen, wo die politische Unabhängigkeit nicht das Ergebnis von kriegerischen Auseinandersetzungen war, sondern auf die Flucht des portugiesischen Königs vor den französischen Armeen nach Brasilien im Jahre 1807 und die Gründung des brasilianischen Kaiserreichs im Jahre 1822 zurückzuführen war. Mit diesem Schritt waren mit den Ausnahmen von Kuba und Puerto Rico alle ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonialbesitzer in Lateinamerika in den 1820er Jahren politisch unabhängig geworden.

Vor diesem Hintergrund wendet sich Kapitel zwei den Versuchen der lateinamerikanischen Staaten zu, ihre neue politische und wirtschaftliche Souveränität international zu festigen. Insbesondere die mit Großbritannien abgeschlossenen Handelsverträge der lateinamerikanischen Staaten werden hier als folgenreich beschrieben, da sie wesentlich zum Ausbau eines wirtschaftlichen „Export-Import-Systems“ beigetragen haben, dessen Analyse im Zentrum von Kapitel 3 steht. Hier zeichnet der Autor die Entstehung dieses Export-

zentrierten Systems bis in die 1870er Jahre nach und geht sowohl den hieraus resultierenden wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen nach wie auch den diesem System immanenten wirtschaftsgeographischen und demographischen Auswirkungen. Besondere Aufmerksamkeit erhalten die Rückwirkungen dieses Systems auf die politische Entwicklung Lateinamerikas. Unter anderem werden hier aus einer wirtschaftshistorischen Perspektive wesentliche, in anderen Bereichen der Lateinamerikaforschung häufig akzeptierte Grundmerkmale der personalisierten Herrschaft von lokalen politischen Machthabern (Caudillos), wie etwa der Gegensatz von ländlicher Peripherie und (Hafen)Städten, kritisch hinterfragt. Zum anderen wird darauf hingewiesen, dass die negativen sozialen und ökonomischen Konsequenzen des Export-Import Systems „eine Gegenreaktion in Form von Nationalgefühl“ (S. 52) bei Teilen der politischen Eliten hervorbrachten, welche in den folgenden Jahren zu einer stärkeren Binnenorientierung der wirtschaftlichen Entwicklungsprojekte in einigen Ländern Lateinamerikas führte. Diese Reaktion, welche in der Regel die Form von protektionistischen Maßnahmen annahm, und vom Autor als zeitlich befristete Ausbruchsversuche aus dem Export-Import System beschrieben wird, wird in Kapitel 4 analysiert. Anhand der Beispiele Mexikos, Argentiniens und Paraguays wird gezeigt, wie oftmals die ökonomischen, freihandelsorientierten Interessen von Staaten wie England und Frankreich dazu führten, dass protektionistische Projekte wie jene in Argentinien und Paraguay mit indirekter und direkter (diplomatischer und militärischer) Macht „von außen“ unterminiert

wurden. Nach einer Analyse der diesem „Sieg“ der export-orientierten wirtschaftlichen Entwicklung folgenden Phase „Blüte des Export-Import-Systems“ (S. 69), die ungefähr von den 1870er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, zeichnet der Autor den politischen und ökonomischen Aufstieg der USA in Lateinamerika nach. Insbesondere die durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste und weitgehend anhaltende Hochkonjunktur in den USA führte dazu, dass „die USA auf Kosten Großbritanniens zur führenden Handels- und Finanzmacht in ganz Lateinamerika wurden“ (S. 98).

Nachfolgend werden die „zerstörerischen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf das Export-Import-System“ (S. 102) dargestellt und aufgezeigt, wie der faktische Wegfall vieler Exportmärkte zu einer stärkeren Binnenorientierung (und Industrialisierung) der lateinamerikanischen Ökonomien im Rahmen der sog. import-substituierenden Industrialisierung führte, eine Entwicklung, die in den „populistischen“ Projekten von Präsidenten wie Perón in Argentinien, Cárdenas in Mexiko oder Vargas in Brasilien ihre deutlichste Ausprägung annahm, bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die ökonomische und soziale Entwicklung in vielen Ländern Lateinamerikas prägen und in der „Dependencia-Theorie“ ihren eigenständigen theoretischen Reflexionsrahmen hervorbringen sollte. Nach einer Darstellung der immer deutlicher werdenden Grenzen und dem letztlich Scheitern einer primär binnenorientierten Entwicklung, die in der Schuldenkrise und dem „verlorenen Jahrzehnt“ der 1980er Jahre mündeten, wendet sich der Autor der Neoliberalisierung Lateinamerikas während

der 1990er Jahre zu. Am Beispiel der Wirtschaftspolitik in Chile, Brasilien und Argentinien werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede exemplarischer neoliberaler Experimente aufgezeigt, eine informative Bilanz der wirtschaftlichen Erfolge und Probleme des Neoliberalismus in Lateinamerika präsentiert und insbesondere auf die mit der Durchsetzung dieses Wirtschaftsmodells zu beobachtenden sozialen Polarisierungsprozesse in der Region hingewiesen. Gerade letztere dürften für den Autor entscheidend zu dem „Linksruck“ in Lateinamerika zu Beginn des 21. Jahrhunderts beigetragen haben, der im nächsten Kapitel untersucht wird.

Hier versucht der Autor, „die Politik linker Regierungen weniger an ihren programmatischen Verlautbarungen als an den von ihnen beschlossenen konkreten Maßnahmen und Ergebnissen zu messen“ (S. 185). In diesem Zusammenhang und nach einer überblicksartigen Zusammenschau der entsprechenden Entwicklungen in Argentinien, Brasilien, Venezuela, Chile, Uruguay, Ecuador, Nicaragua und Bolivien kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass auch in vielen der als „links“ bezeichneten Regierungen „viele Merkmale einer neoliberalen Wirtschaftspolitik“ (205) zu erkennen seien, welche eher eine Kontinuität als einen Bruch „zu jenen 1990er Jahren, die als ‚neoliberales Jahrzehnt‘ in die lateinamerikanische Wirtschaftsgeschichte eingegangen sind“, darstellen (S. 205). Die deutlichste Abkehr von den 1990er Jahren sei vielmehr im Bereich der Sozialpolitik zu beobachten, was in der Gesamtzusammenschau als eine „verwirrende Situation“ von aktiver Sozialpolitik und neoliberaler Wirtschaftsführung erscheint (S. 206). Das Kapitel endet mit einem interessanten

Exkurs zur Umweltpolitik und den umweltpolitischen Herausforderungen in der Region.

Die Zusammenfassung skizziert eine Periodisierung der lateinamerikanischen Wirtschaftsgeschichte seit der Erlangung der politischen Unabhängigkeit, vergleicht die lateinamerikanische Entwicklung knapp mit anderen Weltregionen und Ländergruppen und benennt zentrale Ursachen für das relative wirtschaftliche Zurückbleiben Lateinamerikas (S. 223). Als letztere sieht der Autor insbesondere die Aufrechterhaltung der in der Kolonialzeit entstandenen ländlichen Sozialstruktur auch lange nach der politischen Unabhängigkeit, welche eine „Gesellschaftsentwicklung in Richtung des sozialen Ausgleichs zwischen den verschiedenen Klassen und Schichten verhinderte“ (S. 224 f.) sowie die direkte Einbindung der unabhängigen lateinamerikanischen Staaten in den Weltmarkt und die hiermit einhergehende „Abhängigkeit von Konjunkturschwankungen von Beginn an“ (S. 225).

Man muss nicht notwendigerweise allen Interpretationen des Autors folgen, um anzuerkennen, dass das Buch den sich selbst gesetzten Anspruch, den LeserInnen eine „kompakte Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas“ anbieten zu wollen, alles in allem erfüllt. Auch wenn „professionelle Lateinamerikaforscher“ die „Vernachlässigung“ des einen oder anderen Punktes monieren können (wie etwa eine tiefergehende Analyse der Rolle bürokratisch-autoritärer Regime und ihrer Wirtschaftspolitik während der 1960er und 1970er Jahre oder eine nähere Beschäftigung mit der Informalisierung und Kriminalisierung der lateinamerikanischen Wirtschaften ab den 1990er Jahren), so bleibt es doch unbe-

streitbar, dass der Autor ein Buch mit einführendem Charakter vorgelegt hat, das die Anforderungen an ein Einstiegs- und Nachschlagewerk für ein lateinamerika-interessiertes Publikum erfüllt. Allerdings wären an manchen Stellen für ein „neues“ Publikum Hinweise auf weitergehende und vertiefende Lektüre hilfreich gewesen. Dessen ungeachtet handelt es sich um ein gut lesbares und gelungenes Buch zur Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas.

John Gerard Ruggie: Embedding Global Markets. An Enduring Challenge, Aldershot: Ashgate, 2008, 260 S.

Rezensiert von
Hartmut Elsenhans, Leipzig

Märkte tendieren nicht notwendig zu Gleichgewicht. Die von der Neoklassik behauptete Tendenz zu Gleichgewicht trifft nur für besondere Situationen kapitalistischer Marktwirtschaften zu, nämlich dann, wenn Vollbeschäftigung erreicht ist. Wirtschaftliches Gleichgewicht und Ergebnisse, die Zusammenhalt von Gesellschaft und politische Stabilität sichern, erfordern „soziale Einbettung“ von Liberalismus. Die goldenen Jahrzehnte des Wiederaufbaus wurden vor knapp 30 Jahren vom Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes als Folge einer gelungenen sozialen Einbettung von Liberalismus, nämlich Kapitalismus beschrieben. Er greift heute mit anderen Autoren auf diesen Theorieansatz zurück und will zeigen, dass nicht

die Entfesselung der Märkte, sondern ihre anfängliche Einbettung die wirtschaftliche Liberalisierung auf Weltebene, die Herstellung einer globalen Wirtschaft, erlaubten. Heute zerstöre die Globalisierung solche Einbettung und gefährde den erreichten Grad weltwirtschaftlicher Liberalisierung. Gleichwohl könnten auch neue Kräfte die Einbettung der Märkte übernehmen, z. B. Kräfte transnationaler Zivilgesellschaft, auch aus dem Unternehmenssektor, auf die Ruggie in seinem Schlusswort hofft.

Die Einbettung der Märkte kann im Anschluss an ein verkürztes Verständnis von Keynes und Polanyi in einer Zunahme der Rolle des Staates und einer wachsenden Staatsquote gesehen werden, und so auch operational isoliert in die Untersuchung eingehen. Warum hat die Öffnung gegenüber dem Weltmarkt lange Zeit zum Anstieg der Rolle des Staates geführt? Jacqueline Best verweist zu Recht auf die Bedeutung an sich wertlosen Buchgeldes für die Steuerung kapitalistischer Wirtschaften. Kapitalismus erfordert deshalb sehr frühzeitig Einbettung in der Form sozialer Strukturen, die die Konstruktion von Konventionen erlauben, auf denen zentrale Steuerungsmechanismen kapitalistischer Wirtschaften beruhen.

Best nimmt damit das Argument des einleitenden Aufsatz von Lang auf, der den konstruierten Charakter von Rechtsnormen beleuchtet, die als Produkt der Interaktionen von Teilnehmern am wirtschaftlichen Prozess über Rechtsetzung, vor allem aber über kontinuierlich neue Interpretation von Normen, den Rahmen legitimer Nutzung von Marktchancen eingrenzen.

Konstruktivismus und Einbettung sind die beiden Schlüsselprozesse im Sozialen, die

Marktwirtschaft sichern. In der konkreten Ausgestaltung dieser Prozesse sprechen die hier versammelten Beiträge dem Start eine wichtige, einige eine vorrangige Rolle zu (Best, Pitruzzello, Rodrik, Hays, Ehrlich und Peinhardt).

Best, Pitruzzello und Rodrik zeigen im Hinblick auf das zentrale Argument des Buchs, dass die weltwirtschaftliche Liberalisierung nach 1945 – in allen Beiträgen vornehmlich auf dem Gebiet des Handels beschrieben – ein Gegenstück in vermehrter Staatstätigkeit hatte, die der Absicherung daraus erwachsender wirtschaftliche Risiken für die Schwachen, das heißt die Haushalte und damit die Wähler, diene.

Best setzt dazu den später auftretenden Prozess der Liberalisierung des Kapitalverkehrs in Beziehung. Dieser höhle kompensierende staatsinterventionistische Maßnahmen aus. In impliziter Anwendung des Mundell-Theorems¹ schließen gleichzeitige Öffnung der Güter- und der Finanzmärkte viele Instrumente kompensierender Staatsintervention aus, weil die Kapitalmärkte fiskal- und geldpolitische Interventionen sanktionieren und damit politisch erschweren, so auch die seit Scharpf² in Deutschland seit langem verbreitete These, die politisch die Kapitulation vor dem Anspruch von Spekulanten bedeutet, spekulativ geschaffene Geldvolumina in realen Reichtum zulasten der realen Wirtschaft und ihrer Produzenten zu verwandeln.³ Die Folge dieser Respektierung der Forderung von Finanzkapitalisten war eine allmähliche Aushöhlung der Einbettung von Kapitalismus, weil die nationale Einbettung, die Ruggies „embedded liberalism“ gekennzeichnet hatte, schwächer wurde, ohne dass gleichzeitig kompensierende Strukturen auf interna-

tionaler Ebene institutionell und gesellschaftlich (durch neu aufsteigende soziale Kräfte) entstanden wären.

Für den Prozess der nationalen Einbettung zunehmend internationalisierter Strukturen liefern Pitruzzello und Rodrik stützende Empirie: Pitruzzello führt gegen die klassischen Autoren den Nachweis, dass Regierungsausgaben im Großbritannien des späten 19. Jahrhunderts Beschäftigung und Wachstum förderten, Rodrik zeigt, dass zwischen Offenheit der Wirtschaft und Anteil der Regierungen am Volkseinkommen ein positiver Zusammenhang besteht. Er erklärt diesen aus der Verminderung der durch den Weltmarkt erzeugten gesellschaftlichen Risiken durch vermehrte Regierungstätigkeit. Hays, Ehrlich und Peinhardt verteidigen diese Aussage. Gegen den Einwand, dass vermehrte Regierungstätigkeit nicht zur Erleichterung der Öffnung gegenüber dem Weltmarkt erfolgt sei, argumentieren sie, dass die beiden verknüpften Prozesse Folge eines Wandels der Beschäftigungsstruktur in führenden kapitalistischen Industrieländern seien. Im Sinne postmoderner Analyse wird die Vertiefung des Fourastiéschen Strukturwandels behauptet: dieser setze einen erhöhten Anteil des Staates am gesamtwirtschaftlichen Konsum voraus, erhöhe aber gleichzeitig dabei die Sicherheit der Beschäftigungsverhältnisse vor äußeren Risiken, weil im wachsenden Dienstleistungssektor der Anteil handelbarer Leistungen gering bleibe.

Die Spannung zwischen diesem Beitrag und den relativ einfachen Korrelationsanalysen von Rodrik macht einen Mangel der im Mittelpunkt des Bandes stehenden Beiträge deutlich: Sie zeichnen die Prozesse nicht nach, die die soziale Einbet-

tung bewirken, so dass sie nicht zeigen können, dass die so entstehenden nichtökonomischen Strukturen tatsächlich Liberalismus stützen.

Wolfe und Mendelsohn verhelfen Rodrik durch eine Studie über die Verhaltensmuster kanadischer Arbeitern zu Gewicht. Die Bereitschaft zur Stützung von Handelsverträgen erweist sich hier weniger als Folge von „Bread and butter“-Interessen der Arbeiter, sondern tieferer sozialer Wertvorstellungen, die allerdings nicht weiter untersucht werden. Dagegen ließe sich darauf verweisen, dass im 19. Jahrhundert eine Öffnung der Märkte auch von konservativen Regierungen an verpflichtende Bestimmungen über Arbeiterschutz gerade in bilateralen Verträgen gebunden wurde.⁴ Rudra zeigt, dass das tragende Argument des Buchs, nämlich dass Globalisierung und wirtschaftliche Öffnung gegenüber dem Weltmarkt die Position von Lohnarbeit auf nationaler Ebene stärkten, wenn überhaupt, nur für kapitalistische Industrieländer zutrifft, auf jeden Fall nicht für Entwicklungsländer. Dies stellte die Frage, über welche Mechanismen und in welcher Situation der behauptete Zusammenhang besteht. Zur Nutzung von Rudras Argument für das übergreifende Argument des Buches hätten die Autoren danach fragen müssen, inwieweit der im Buch als Spezialfall von Kapitalismus beschriebene Zustand, nämlich Vollbeschäftigung, durch die beschriebenen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen erzeugt wird und diese spezifischen Einbettung durch Globalisierung entweder über Produktivitätssteigerungen gestärkt (die neoklassische These) oder über möglicherweise lokal begründete, aber weltwirtschaftlich wirksame unterkonsumtive Zusammen-

hänge ausgehöhlt werden (die keynesianische These).⁵

Wären die Autoren dieser Frage stärker nachgegangen, hätten sie ihr politökonomisches Modell spezifizieren müssen. Hätten sie sich dann von neoklassischen Wachstumsannahmen gelöst, hätten sie sehen müssen, dass der Umfang der Staatstätigkeit nicht so wichtig ist wie die Ausrichtung des Staats, und damit seine gesellschaftliche Basis. In den kapitalistischen Industrieländern ist in den betrachteten Perioden Arbeit noch stark, weil historisch Kapitalismus gar nicht entstehen konnte, ohne dass Arbeit ihre politische Position verbesserte. In die Peripherie drängt Kapitalismus von außen über komparative Kostenvorteile und Handelsspezialisierung ein, ohne dass zuvor eine solche Verbesserung der Position von Arbeit erfolgt wäre.⁶ Integration in den kapitalistischen Weltmarkt kann zum Empowerment von Arbeit führen (Südkorea, Taiwan, heute vielleicht Volksrepublik China), muss dies aber nicht. Dann hängt die erneute Einbettung von Kapitalismus nicht von der Stärkung der transnationalen Zivilgesellschaft ab, die häufig Interessen der Privilegierten vertritt, sondern von der Entwicklung der Position von Arbeit in der heute unterentwickelten Welt. Die Vertiefung von Globalisierung und ihre Begleitung durch Entwicklungspolitik zur Überwindung von Marginalität wären wichtiger als die Vitalität der sich als emanzipatorische Zivilgesellschaft verstehenden Welt der Nichtregierungsorganisationen, die Ruggie anspricht.

Ein Durchbruch zu solchen Fragestellungen würde eine radikalere Infragestellung der neoklassischen Wirtschaftstheorie erfordern, als dies in allen Beiträgen des

Bandes sichtbar ist. Offenbar ist in Nordamerika schon ein monetaristisch kastrierter Keynesianismus ein Beitrag zur Kritik der existierenden Strukturen. Tatsächlich bleibt dabei ein wesentlicher Zusammenhang keynesianischer Wirtschaftstheorie außer Acht: die Höhe der Nettoinvestitionen bestimmt die Höhe der Profite in der Realwirtschaft. Was darüber als Profit finanziell auftritt, ist Chimäre, die in einer Geldwirtschaft allerdings dadurch gerechtfertigt werden kann, dass sie dazu geeignet ist, Investitionen anzuregen (nicht zu finanzieren), so dass letztlich Kapitalismus nicht allgemein Einbettung, sondern spezifisch Empowerment von Arbeit (und deshalb „Sozialismus“) voraussetzt.⁷

Anmerkungen

- 1 Raymond A. Mundell, A Theory of Optimum Currency Areas, in: *American Economic Review*, 52 (1961), S. 657-665.
- 2 Fritz W. Scharpf, *Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa*, Frankfurt a. M./New York 1987.
- 3 Hartmut Elsenhans, Finanzkrise als Chance? Die Entstehung fiktiven Reichtums, in: *WeltTrends*, 18 (März/April 2010) 71, S. 92-101.
- 4 Michael Huberman/Christopher Meissner, Riding the Wave of Trade: The Rise of Labor Regulations in the Golden Age of Globalisation, in: *Journal of Economic History*, 70 (September 2010) 3, S. 657-685.
- 5 Hartmut Elsenhans, Globalisierung von Profit oder Globalisierung von Rente, in: *Jahrbuch für Wirtschaftswissenschaften*, 55 (2004) 3, S. 263-289.
- 6 Hartmut Elsenhans, Kapitalismus kontrovers. Zerklüftung im nicht so sehr kapitalistischen Weltsystem. *WeltTrends Papiere* 9 (Potsdam 2009).
- 7 Hartmut Elsenhans, Warum Kapitalismus Sozialismus als Voraussetzung und Vollendung impliziert: Über die Gefahr der Regression zum vorkapitalistischen Weltsystem“, in: Carl-Hans Hauptmeyer e. a. (Hg.): *Die Welt Querdenken. Festschrift für Hans Heinrich Nolte zum 65. Geburtstag*, Frankfurt a. M. 2003, S. 31-47.

Karl Peter Fritzsche: Menschenrechte. Eine Einführung mit Dokumenten. Überarbeitete und aktualisierte Auflage, Stuttgart: UTB, 2009, 406 S.

Rezensiert von
Ole Engel, Leipzig

Der Autor gliedert sein Werk inhaltlich in sechs Kapitel. Im ersten Teil „Begriffe, Erläuterungen, Entwicklungen“ geht es ihm durch einen historischen und systematischen Zugang zunächst darum ein Grundverständnis der Menschenrechte zu vermitteln. Er definiert und erläutert sowohl die Kategorie des Rechts und das Verhältnis von Recht und Moral als auch grundsätzliche Menschenrechtsmerkmale wie die Egalität oder die Unteilbarkeit. Darauf basierend hinterfragt er philosophisch anhand der Ansätze der Naturrechtslehre und des Rechtspositivismus die Begründung der Menschenrechte, bevor er verschiedene Modelle der Menschenrechtsentwicklung vorstellt. Darauf aufbauend verdeutlicht er die historische Entwicklung von den politischen und bürgerlichen Abwehr- und Gestaltungsrechten über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte zu den sogenannten kollektiven Rechten im Rahmen des Generationenmodells. Macht und Ohnmacht der Menschenrechte thematisiert Fritzsche im letzten Teil des ersten Kapitels.

Im zweiten Kapitel „Vom nationalen zum internationalen Menschenrechtsschutz“ beginnt Fritzsche mit der Verankerung von Grundrechten in Anlehnung an die

Menschenrechte im deutschen Grundgesetz. In diesem Kontext verweist er auf „die Würde des Menschen“ als normatives Fundament der deutschen Verfassung. Darauf aufbauend geht es um den internationalen Durchbruch der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Fritzsche thematisiert zunächst verschiedene grundlegende Dokumente und Verträge im Rahmen der UN-Konventionen (u.a. den UN-Sozialpakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, der mittlerweile von 163 Staaten unterzeichnet wurden). Im zweiten Schritt dokumentiert er die Entwicklung der Menschenrechtskommission und des Menschenrechtsrates von der Normendurchsetzung zur Überwachung und Umsetzung.

Im dritten Kapitel greift Fritzsche den Diskurs über „unteilbare, umstrittene und unvollendete Menschenrechte“ auf. Zu Beginn des dritten Kapitels thematisiert er die Machtinstitutionen, die bei der Durchsetzung und Etablierung sozialer und wirtschaftlicher Rechte von grundlegender Bedeutung sind. Daraufhin diskutiert der Autor die Bedeutung kultureller Rechte und betont in diesem Kontext das Recht auf Bildung als Schlüssel für diesen Bereich. Beim Recht auf Entwicklung wird sowohl die Frage nach der Akzentuierung von Individual- und Kollektivrechten thematisiert, als auch die politische Interessen- und Konfliktkomponente von Menschenrechtskonstruktionen verdeutlicht. Das Recht gegen Diskriminierung verdeutlicht Fritzsche als die Grundsatzidee der Menschenrechte und geht sowohl auf aktuelle rechtliche Entwicklungen als auch auf die Bedeutung der Bildung als wichtiges präventives Element ein.

Menschenrechte besonders verletzlicher Gruppen stehen im Mittelpunkt des vierten Abschnittes. In diesem Kontext werden Frauenrechte und Kinderrechte, Rechte von Flüchtlingen und Arbeitsmigranten, Rechte behinderten Menschen, als auch Minderheitenrechte thematisiert. Die Herausstellung bzw. die besondere Behandlung dieser Rechte begründet Fritzsche wie folgt: „Obwohl alle Menschen die gleiche Würde und die gleichen Menschenrechte haben, sind sie nicht gleich in der Anfälligkeit, Opfer von Menschenrechtsverletzungen zu werden. Mit diesem Mechanismus werden nicht die Menschenrechte in Sonderrechte aufgelöst, sondern werden aus der Opferperspektive gemäß einer außerordentlichen Verletzlichkeit mit einem außerordentlichen Schutz ausgestattet, der allererst den Genuss gleicher Rechte für diese Gruppen ermöglicht“ (S. 120).

Das Kapitel Akteure und Adressaten der Menschenrechtspolitik diskutiert die Rolle verschiedener gesellschaftlicher Akteure im Bezug auf den Menschenrechtsschutz. Die Rolle des Staates verdeutlicht Fritzsche am Beispiel der ehemaligen Rot-Grünen Bundesregierung, dann hinterfragt er kritisch, inwieweit Menschenrechtsschutz innerhalb von Wirtschaftsunternehmen ernst genommen und praktiziert wird. Den Beitrag von NGOs im Rahmen des internationalen Menschenrechtsschutz bezeichnet Fritzsche als „Menschenrechtspolitik von unten“ (S. 153), die als Ergänzung und Korrektiv staatlicher Menschenrechtspolitik wirke. Neben den NGOs stellt Fritzsche aber auch die herausragende Bedeutung von Menschenrechtsverteidigern als unverzichtbaren Bestandteil sowohl für Umsetzung als auch erst für die Anerkennung der Rechte heraus (S. 165).

Als Verbündete der Menschenrechtsarbeit bezeichnet Fritzsche die Medien. Er charakterisiert die Medien als das entscheidende Instrument zur Aufklärung und Mobilisierung gegen Menschenrechtsverletzungen. Eine kritische Berichtskultur sieht der Autor als zentrale Institution, die gerade unter dem Deckmantel der Anti-Terrorbekämpfung nach dem 11. September immer wieder neu verteidigt werden müsse (S. 170). Als die entscheidenden Träger und Subjekte der Menschenrechtskultur identifiziert Fritzsche die Bürger. Wenngleich Menschenrechte als einzuklagende Rechte zunächst einmal das Verhältnis Bürger-Staat regeln, hätten sie doch zugleich „eine rechtliche Ausstrahlungskraft und eine moralische Orientierungsfunktion für das Verhältnis der Bürger untereinander“ (S. 171).

Das letzte Kapitel trägt den Titel „Menschenrechtsbildung als Menschenrecht“. Für Fritzsche ist die Entwicklung und Umsetzung von Menschenrechten unmittelbar mit der Existenz von Menschenrechtsbildung verknüpft. Der individuelle Lernprozess bei jedem Bürger stelle eine unverzichtbare Grundlage für das Verstehen und das Bewusstsein von Menschenrechten dar.

Der zweite Teil des Buches besteht aus einer Auflistung von zentralen Verträgen und Dokumenten der Menschenrechtsentstehung und des aktuellen Menschenrechtsschutzes. Der Leser bekommt sowohl Zugang zu grundlegenden historischen Dokumenten wie der „Virginia Bill of Rights“ und der „Französischen Erklärung der Menschen und Bürgerrechte“ von 1789, als auch zu zentralen Abkommen des aktuellen Menschenrechtsschutzes wie dem Internationalen

Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Konflikte (Sozialpakt) bzw. über bürgerliche und politische Rechte (Zivilpakt) oder „Die Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ (UNESCO). Darüber hinaus finden sich auch Dokumente, die sich entweder auf spezifische Gruppen beziehen wie das „Übereinkommen über

die Rechte des Kindes“ oder das „Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau“ oder die sich auf spezifische Weltregionen beziehen wie die „Charta der Grundrechte der Europäischen Union“ oder die „Kairoer Erklärung über Menschenrechte im Islam“.

Autorinnen und Autoren

Kirsten Bönker

Dr. phil., Universität Bielefeld, Fak. f. Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Abt. Geschichte
Email: kirsten.boenker@uni-bielefeld.de

Isabelle de Keghel

Dr. phil., Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie
Email: keghel@gmx.de

Antje Dietze

M.A., Universität Leipzig, Center for Area Studies
Email: adietze@uni-leipzig.de

Anne-Katrin Ebert

Dr. phil., Technisches Museum Wien
Email: anne.ebert@tmw.at

Hartmut Elsenhans

Prof. em. Dr., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaften
Email: helsen@uni-leipzig.de

Ole Engel

M.A., Leipzig
Email: ole-engel@t-online.de

Helmut Goerlich

Prof. em. Dr., Universität Leipzig
Email: goerlich@uni-leipzig.de

Christian Haußer

Dr. Universidad de Talca
Email: cekaha@me.com

Isabella Löhr

Dr., Universität Heidelberg, Historisches Seminar
Email: isabella.loehr@zegk.uni-heidelberg.de

Markus Michael Müller

Dr., Universität Leipzig, Center for Area Studies

Email: markus.michael.mueller@uni-leipzig.de

Thomas Riechmann

M.A., Universität Bielefeld, Fak. f. Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Abt. Geschichte

Email: kerbala@gmx.de

Jörg Roesler

Prof. Dr., Leibniz-Sozietät Berlin

Email: JoergRoesler@t-online.de

Stefan Saracino

M.A., Ludwig-Maximilians-Universität München

Email: Stefano.Saracino@gsi.uni-muenchen.de

Vera Caroline Simon

Dr. phil., Universität Bielefeld, Fak. f. Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Abt. Geschichte

Email: vera.simon@uni-bielefeld.de

Iselin Theien

Ph.D., Senior researcher am National Institute for Consumer Research, Norway

Email: iselin.theien@sifo.no

Ulrike Thoms

Dr. phil., Institut für Geschichte der Medizin, Charité-Universitätsmedizin Berlin

Email: ulrike.thoms@charite.de

Claudius Torp

Dr. phil., Universität Kassel, Neuere und Neueste Geschichte, Fachbereich 05 Gesellschaftswissenschaften

Email: claudius.torp@uni-kassel.de